FESTSCHRIFT
für Prof. Dr. Ilpo Tapani Piirainen
zum 65. Geburtstag

Internationale Fachtagung
Piešťany, den 13.–15. Juni 2007

Deutsche Sprache in der Slowakei

PETER ĎURČO

RUŽENA KOZMOVÁ

DANIELA DRINKOVÁ

Lehrstuhl für Germanistik, Philosophische Fakultät,
Universität der Hl. Cyrill und Method Trnava
Verband der Deutschlehrer und Germanisten der Slowakei

HERAUSGEBER
Prof. Dr. Peter Ďurčo
ao. Prof. Dr. Ružena Kozmová
Dr. Daniela Drinková

REZENSENT
Prof. Dr. Juraj Dolník, DrSc.

Die Tagung wurde veranstaltet unter der Schirmherrschaft des Ministers für Schulwesen der Slowakischen Republik.

Wir danken für die finanzielle Unterstützung dem Rektor der Hl. Cyrill und Method Universität, der Dekanin der Philosophischen Fakultät, dem DAAD und dem Verband der Deutschlehrer und Germanisten der Slowakei.

ISBN: 978-80-8052-335-0

Inhalt

DIE GESCHICHTE DER DEUTSCHEN SPRACHE

Grußadresse von Prof. Dr. Ružena Kozmová

Exellenz, Herr Kulturattachee, Magnifizenz, Honorabilitäten, verehrte Gäste, liebe Kolleginnen und Kollegen, es ist mir außerordentliche Ehre, Sie an unserer Internationalen Tagung in Piešťany willkommen zu heißen.

In Besonderem möchte ich unter uns begrüßen: den finnischen Botschafter, seine Exellenz Herrn Rauno, Tapio Viemerö, Kulturattachee der Bundesrepublik Deutschland, Dr. Stephan Schneck, seine Magnifizenz Prof. Dr. Eduard Kostolanský, Rektor der Universität der Hl. Cyrill u. Method, vertreten durch Herrn Prof. Dr. Ján Danek, Vizerektor für ausländische Beziehungen, Forschung und Wissenschaft, ihre Honorabilität, Dr. Gabriela Ručková, Dekanin der Philosophischen Fakultät, Präsidentin des IDV und des Verbandes der Deutschlehrer und Germanisten der Slowakei, Dr. Helena Hanuljaková, Sie, verehrte Gäste aus Deutschland, Finnland, Polen, Ungarn, aus der Tschechischen Republik und Kolleginnen und Kollegen aus der ganzen Slowakei.

Die Konferenz Deutsche Sprache in der Slowakei feiert drei große Jubiläen: Zum einen is es Jubiläum des Bestehens unserer Universität. Die Universität der Hl. Cyrill und Method mit drei Fakultäten, dem Institut für Physiotherapie und Balneologie, gehört zu den jüngeren Universitäten der Slowakei. Mit allen Kräften bemüht sie sich eine Ausbildung von möglichst hoher Qualität und hohen Anforderungen anzubieten. An den einzelnen Instituten der Universität wirkten und wirken ausländische Gastprofessoren aus USA, Polen, Deutschland, Belgien, Russland, Ukrajine und aus der Tschechischen Republik. Eines der Beispiele für eine solche Zusammenarbeit von Universitäten innerhalb Europa ist Herr Prof. Dr. Ilpo Tappani Piirainen.
Prof. Piirainen, aus Finnland stammend, in Deutschland und in der Slowakei wirkend feierte im letzten Jahr sein Jubiläum.

Ein Jubiläum bei voller und intensiver pädagogischer und wissenschaftlicher Aktivität. Bewundernswert ist die immense Energie, mit der Professor Piirainen seine Lebenspläne erfüllt! Die Ergebnisse der langjährigen Forschungstätigkeit liegen in zahlreichen Veröffentlichungen. Bisher sind es 29 Bücher, 180 Artikel und 150 Rezensionen.

Große Beachtung verdienen vor allem seine Forschungsaktivitäten in der Slowakei. Fast 40 Jahre lang untersuchte er geduldig und mit wissenschaftlicher Akribie und Exaktheit

die Relikte der deutschen Mundarten, analysierte die ältesten Stadt- und Gerichtsbücher, indem er sich systematisch auf die einzelnen durch die Deutschen besiedelten Gebiete und Regionen in der Mittel- und Ostslowakei und in der letzten Zeit auch auf die westslowakische Region orientiert.

Für diese verdienstvolle Tätigkeit wurde Professor Piirainen im Jahre 2001 die Goldene Ľudovít Štúr-Medaille, als die höchste Auszeichnung der Slowakischen Akademie der Wissenschaften, verliehen. Seine verdienstvolle Arbeit in der Slowakei wurde auch durch andere Auszeichnungen geehrt und geschätzt. Er wurde Ehrenmitglied des Slowakischen Vereins für Geschichte (2006), vom Innenministerium wurde er mit der Medaile von František Víťazoslav Sasinka (2003) ausgezeichnet.

Professor Dr. Ilpo Tapani Piirainen wird nicht nur von den slowakischen Linguisten und Historikern geehrt und geschätzt. Hohe Beachtung findet er dank seiner fruchtbaren und langjährigen Zusammenarbeit bei mehreren Projekten auch bei slowakischen Archivaren, aber darüber wird ausführlich in der Arbeitsgruppe 1 referiert.

Die Konferenz: Deutsche Sprache in der Slowakei feiert auch ihr kleines Jubiläum. Über das Deutsch in der Slowakei wurde im Ausland mehrere Male referiert, so dass die Konferenz in Piešťany die fünfte Fachtagung darstellt, auf der in einem breiteren (europäischen) Rahmen über die deutsche Sprache in der Geshichte und Gegenwart gesprochen wird.

Meine Damen und Herren,

erlauben Sie mir, Ihnen, eine gemütliche und fruchtbare Arbeitsatmosphäre zu wünschen, haben Sie einen angenehmen Aufenthalt und genießen Sie unseren Kurort Piešťany.

R. Kozmova

Grußadresse von Prof. Dr. Theodor Berchem, Präsident des DAAD

Die Zusammenarbeit des DAAD mit der Slowakei hat eine lange Tradition: Die ersten slowakischen Wissenschaftler kamen 1963 in die damalige Bundesrepublik Deutschland und seit 1985 bestand ein Abkommen zwischen dem DAAD und der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften. Zwischen 1963 und 1992, als der tschechoslowakische Bundesstaat aufgelöst wurde, wurden ca. 700 slowakische Wissenschaftler zu kurzfristigen Forschungsaufenthalten nach Deutschland eingeladen, ca. 300 nahmen an wissenschaftlichen Kongressen teil. Seit 1993 bis einschließlich 2006 erhielten insgesamt 4.500 Slowaken – Studenten, Graduierte, Doktoranden, Hochschullehrer und Wissenschaftler – vom DAAD eine Förderung für Aufenthalte in Deutschland, angefangen von der Teilnahme an einer zweiwöchigen Gruppenreise über einen zweimonatigen Forschungsaufenthalt bis zum dreijährigen Promotionsstudium. Der DAAD wird seine ehemaligen Stipendiaten, die einen längeren Aufenthalt in Deutschland hatten, für den 12.–14. Oktober dieses Jahres nach Bratislava zu einem großen „Alumniseminar" einladen.

Ihnen, liebe Germanistinnen und Germanisten aus Trnava, kann ich nur raten, die verschiedenen Förderinstrumente des DAAD zu nutzen, um die Verbindung zu Deutschland zu entwickeln und zu festigen: Neben den Individualstipendien und den Gruppenreisen gehört dazu die Möglichkeit der Gründung einer germanistischen Institutspartnerschaft mit einem deutschen germanistischen Institut.

Im Namen des DAAD wünsche ich der Universität der Heiligen Cyril und Methodius und ihrem Lehrstuhl für Germanistik eine erfolgreiche Entwicklung.

Professor Dr. Theodor Berchem

DIE DEUTSCHE SPRACHE DER GEGENWART

LÍVIA ADAMCOVÁ

Richtig deutsch (aus-)sprechen – gibt es das? Sprechaktivitäten und ihre Normen

1. EINLEITUNG

Obwohl bereits Behaghel (1899) in anschaulicher Weise auf einige wesentliche Unterschiede zwischen gesprochenem und geschriebenem Deutsch aufmerksam gemacht hat, hat es noch gut 60 Jahre gedauert, bis die Erforschung der gesprochenen Sprache zu einem Wissenschaftszweig der deutschen linguistischen Forschung wurde. Seit diesem Zeitraum jedoch hat sich die Gesprochene-Sprache-Forschung in Deutschland etabliert. Es ist ein Bereich, in dem in den letzten 30 Jahren verschiedene Teilaspekte bearbeitet wurden, z. B.:

- grammatisch-syntaktische Analysen der gesprochenen Sprache
- Charakteristika gesprochener Sprache (phonetisch-phonologische, lexikalische usw.)
- Gesprächs- und Konversationsanalyse
- Analyse komplexer Handlungen (Argumentationen, Bewertungen)

Man bezeichnet diesen Bereich als ein aktuelles und expandierendes Forschungsgebiet, in dem vieles noch zu entdecken ist. Die Vielzahl aktueller Publikationen zur gesprochenen Sprache zeigt aber, dass trotz der Etablierung der Schriftlichkeitsforschung das Interesse an gesprochener Sprache nicht gesunken ist.

2. GESPROCHENE SPRACHE – GIBT'S DIE?

Es ist allgemein bekannt, dass die mündliche Verständigung bzw. gesprochene Sprache den zentralen Gegenstand und das Arbeitsfeld der Pragmatik und der Gesprächsfor-

schung bildet. Auch andere linguistische Teilgebiete nahmen an diesem Prozess teil: Die Phonetik, Sprachvarietätenforschung, Soziolinguistik u.a. Man möchte sich fragen, wie sinnvoll eine Kategorie wie „gesprochene Sprache“ ist, für welche Zwecke sie brauchbar ist, in welchen Zusammenhängen sie verwendet wird.

Es ist sehr schwer, die vielfältigen Erscheinungsformen mündlicher Kommunikation zu verdeutlichen, zu dokumentieren und das Konzept der Sprechaktivitäten bzw. der kommunikativen Praktiken vorzustellen. In der Wissenschaft gibt es seit ca. hundert Jahren die Bemühungen der Fokusverschiebung von der Schrift zur Erforschung und der Etablierung des gesprochenen Deutsch. In den letzten Jahrzehnten war die Unterscheidung von Sprechen und Schreiben präsent, und es gab vielfältige theoretische Bemühungen, diese Differenz herauszuarbeiten. Fiehler (2000) unterscheidet terminologisch viele Varianten, die auf diese Dichotomie zielen:

- gesprochene und geschriebene Sprache
- Mündlichkeit vs. Schriftlichkeit
- gesprochene und geschriebene Kommunikation
- mündliche und schriftliche Verständigung
- Diskurs und Text
- Rede und Schrift
- Sprechen und Schreiben etc.

Wie alle zentralen Begriffe einer Disziplin wird auch der Begriff „gesprochene Sprache“ in unterschiedlichen Bedeutungen verwendet:

a) mündliche Verständigung in ihrer Gesamtheit
b) gesprochene Realisierung einer als medienunabhängig existierenden Sprache
c) das Regelsystem der mündlichen Sprachproduktion.

Zusammenfassend kann man feststellen, dass es immer Kontexte sind, in denen es um den Vergleich und die Abgrenzung von gesprochener und geschriebener Sprache geht. Henning (2000, 105) sagt dazu: „Nicht gesprochene und geschriebene Sprache können verglichen werden, sondern nur einzelne Textsorten.“

Das zentrale Problem für alle Versuche, Mündlichkeit und Schriftlichkeit zu kontrastieren, ist die Vielfältigkeit und Uneinheitlichkeit sowohl mündlicher als auch schriftlicher Kommunikation. Ins Blickfeld treten vor allem systemlinguistische Differenzen – also grammatische, lexikalische, nonverbale (paralinguistische) und prosodische Unterschiede. Forschungsdefizite wurden von verschiedenen Autoren benannt. Wesentlich scheint mir dabei – wenn man die Umsetzung linguistischer Forschungsergebnisse für die Praxis der Auslandsgermanistik berücksichtigt – vor allem die Forderung nach der Erstellung einer **Grammatik des gesprochenen Deutsch.** Es gibt eine Grammatik des geschriebenen Deutsch, aber keine explizite Grammatik des gesprochenen Deutsch. All

diese Überlegungen setzen aber voraus, dass es so etwas wie „gesprochenes Deutsch" gibt und dass es auch beschrieben werden kann. Definitionen gibt es viele. Einige Linguisten sind gegen die scharfe Trennung beider Sprachformen. Sie behaupten, dass z. B. ein Vortrag eigentlich ein vorgelesener geschriebener Text ist, indem sie „gesprochene Sprache" definieren als frei formuliertes, spontanes Sprechen in natürlichen Kommunikationssituationen, Sprache also im Sinne der Sprachverwendung, nicht des Sprachsystems verstehen. Koch / Oesterreicher (1985) kommen wiederum mit dem Vorschlag der Kategorien **„Sprache der Distanz" – „Sprache der Nähe"** (Distanz- und Nähekommunikation). Als wesentliches Merkmal der Nähekommunikation hat sich die Dialogizität erwiesen, umgekehrt ist das grundlegende Merkmal der Distanzkommunikation die Monologizität.

> Gesprochene und geschriebene Sprache stellen keine homogenen Gegenstandsbereiche dar, sondern sie umfassen jeweils eine Vielzahl sehr unterschiedlicher kommunikativer Praktiken: Sie reichen auf der einen Seite vom Scherzen am Mittagstisch über den Gottesdienst bis hin zum Besprechen eines Anrufbeantworters und auf der anderen Seite vom Notizzettel über die Bedienungsanleitung für den Computer bis hin zur philosophischen Abhandlung." *(Koch / Oesterreicher, 1985:35)*

Einige Schlussfolgerungen oder Empfehlungen für den Fremdsprachenunterricht: Alle Merkmale der Nähekommunikation zu erarbeiten, ist schwierig, es gibt aus diesem Bereich bisher wenig veröffentlichte größere Korpora. Man soll deswegen Textsorten aus der Alltagskommunikation sehr sorgfältig auswählen, zumal sie manchmal Abweichungen von der standardsprachlichen Norm aufweisen. Die Kommunikations-Strategien hängen in hohem Maße davon ab, ob mit einer vertrauten oder einer fremden Person gesprochen wird.

3. RICHTIG DEUTSCH (AUS-)SPRECHEN – GIBT ES DAS?

Bevor ich die Problematik der richtigen deutschen Aussprache erörtere, möchte ich auf einige wichtige Autoren und ihre Arbeiten hinweisen, die sich jahrelang um die Regeln der Standardlautung bemüht haben. Der Streit um das richtige Deutsch entbrannte schon vor langer Zeit: die Antwort auf die Frage, welches die gute, die richtige Aussprache des Schriftdeutschen sei, ist umstritten. Vielfach behauptete man, das beste Deutsch werde in der Gegend von Hannover gesprochen, also im norddeutschen Raum. Zum anderen wurde die Bühnenaussprache als Richtschnur angesehen *(vgl. Siebs 1898)*. Vieles widerstrebte dem Normalempfinden, als man das damalige Bühnendeutsch mit seiner gekünstelten Aussprache hörte.

In zehnjähriger Forschungsarbeit hat der Augsburger Sprachwissenschaftler Werner König in einem „Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland" (erschienen im Max Hueber Verlag, München) eine bisher nie dagewesene Erfassung aller Varianten der Aussprache des „guten Deutsch" geleistet, in der das

Schriftdeutsche gar nicht als eine sauber abgrenzbare Norm herausgestellt wird, sondern ganz im Gegenteil als ein unhomogenes Phänomen, das ständiger Wandlung unterworfen ist. Hätte er noch über die Grenzen Deutschlands hinaus – also in der Schweiz und in Österreich – ermittelt, die Palette wäre noch erheblich reicher gewesen. Die deutlichste Abweichung des Schriftdeutschen seit der ersten Siebsschen Veröffentlichung von 1898 ist das mancherorts überhaupt nicht praktizierte und dann in vielen Gegenden deutlich zurückgegangene „rollende" Zungenspitzen-'r'. Außer – grob gesehen – in Bayern wird heute nur noch das Reibe-'r' gesprochen, oft sogar als vokalisches'r': *Behöäde* statt *Behörde*. Werner König hat an den über vierzig verschiedenen Orten seiner Ermittlungen auch feststellen können, dass unter den Konsonanten beispielsweise das's' in manchen Gegenden in stimmhaft und stimmlos unterschieden wird, während in anderen Landschaften Stimmlosigkeit überwiegt: *Ssonne* statt *Sonne* (ähnlich: *Salzburg, Semmering, so, sieben*). Als Beispiel für eine Nord-Süd-Scheide ist noch das Schluss-'g' zu erwähnen: Der Norddeutsche sagt *Pfennich*, der Süddeutsche korrekter *Pfennig*, der erstere *Hoffnunk*, der letztere *Hoffnung*. Auch das'pf' erfährt von Nord nach Süd eine Veränderung: Hier ist jedoch der Norddeutsche genauer mit *Pferd* gegenüber dem süddeutschen *Ferd*. Drei verschiedene Aussprachen wiederum gibt es bei *Chemie* und *Chile*: im Westen *Schemie* und *Schile*, im Süden *Kemie* und *Tschile*.

Auch bei den Vokalen stellte König starke Unterschiede fest: am krassesten beim gedehnten'e'. Dort gibt es Abstufungen von hellem *lesen* über verschiedene Zwischenstufen zum *läsen* (im Württembergischen) und beinahe *lasen*. Bei anderen Vokalen wird in einigen Landschaften noch der mittelhochdeutsche Diphthong gesprochen: *müede*.

Was für ein Resümee kann man aus solchen Ermittlungen ziehen? Zunächst einmal die Feststellung: Eine feste Norm für die Aussprache des Schriftdeutschen – früher „Hochdeutsch", heute „Standardaussprache" genannt – gibt es nicht. Sie wäre eine Utopie. Diese Utopie wurde oft von nördlichen Deutschen – die zugegebenermaßen im Allgemeinen weniger dialektgebunden sprechen – für die Richtigkeit ihrer Aussprache in Anspruch genommen. Königs Ermittlungen beweisen jedoch, dass auch manches norddeutsch artikulierte Schriftdeutsch nicht regelgerecht war: Die Interpretation des Begriffes Standarddeutsch bekommt also eine breitere Basis: mit dem Wissen um Varianten und folglich mit dem Plädoyer für eine größere Toleranz. Statt Bühnendeutsch nennt Werner König sein „gutes" – wenn auch nicht voll-einheitliches – Deutsch: Vorlesedeutsch. *(vgl. Colberg 1998)*

Was die gegenwärtige Phonetikforschung anbelangt, herrschen hier sehr variable Themen vor: Die Varietätenlinguistik hat Impulse für die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem gesprochenen Deutsch gegeben. An Arbeiten von Ammons et al. (1995) schließen sich zahlreiche andere Autoren an, die in Deutschland und Österreich den plurizentrischen Ansatz des Deutschen erforschen, z.B. R. Muhr, I. Bose, E.-M. Krech, U. Hirschfeld, H. Takahashi u.v.a.m.

4. DIE SYSTEMATIK DER SPRECHAKTIVITÄTEN UND IHRER NORMEN

Wenn wir von sprachlichen Normen, ihrer Entstehung und Ausbreitung sprechen, so denken wir fast ausschließlich an die Normen der Einzelsprachen, seien sie deskriptiv oder präskriptiv verstanden. Wir vergessen dabei, dass wir, wenn wir sprechen, auch noch andere Aktivitäten ausführen als nur die, im Modus einer bestimmten historischen Einzelsprache zu sprechen.

Was tun wir eigentlich, wenn wir sprechen? Welche unterschiedlichen Arten von Aktivitäten führen wir durch, wenn wir sprechen? Zunächst einmal ist das Sprechen, in einem sehr allgemeinen Verständnis, immer ein Sprechen mit anderen über die Welt. Wir beherrschen als Sprecher bestimmte allgemeine Techniken des Sprechens, die wir in allen anderen Sprachen wieder anwenden können. Wir referieren über die Dinge der Welt, über Welterfahrung oder Weltwissen. Wir sprechen so, dass uns der andere oder die anderen verstehen können: Wir passen unsere Rede der jeweiligen Situation, dem Ort, Partner an. Alle Techniken des Sprechens, die uns ermöglichen, uns über die Welt mit anderen zu verständigen, liegen in jeder Einzelsprache systematisch vor. Wenn wir sprechen, so tun wir dies aber auch stets im Modus einer historischen Einzelsprache. Und schließlich sprechen wir immer im Hinblick auf einen bestimmten Zweck, eine Intention. Wir sprechen in bestimmten historischen Situationen in Form von Texten, die auf eine bestimmte Finalität hin orientiert sind.

Systematik der Sprechaktivitäten		
Sprechen	Einzelsprache	Text
universell (Metasprache)	historisch (Chronolekt)	individuell (Idiolekt)

Universalität der Sprache auf der Textebene		
universell	universell historisch	universell historisch individuell

Es ist auf der Ebene des Sprechens interessant, in welcher Weise sich der Sprecher auf die Welt bezieht, wie er auf Gegenstände und Sachverhalte referiert, welchen Gebrauch er von nicht-sprachlichen nonverbalen Kommunikationsmitteln macht und wie er um-

gekehrt die Vielzahl der Objekte sprachlich subsumiert. Auf der Ebene der historischen Einzelsprachen geht es um die Frage, wie die Inhaltsseite gegliedert ist, auf der Ebene der Texte um deren Sinn.

Text		
Bezeichnung	Bedeutung	Sinn

Den drei unterschiedenen Ebenen entsprechen unterschiedliche Typen von Wissensbeständen:

Typen von Wissen		
elokutionelles Wissen	idiomatisches Wissen	expressives Wissen

Auf der Ebene des Sprechens geht es darum, sich in einer kohärenten, „logischen" Weise auf die Welt zu beziehen. Eine Sprache (oder eine Varietät dieser Sprache) wird dann „richtig" gesprochen, wenn der Sprecher ihr systematisches Funktionieren und ihre Norm kennt und gemäß diesem Wissen korrekt spricht – in unserem Falle „standarddeutsch". Ein Text ist dann gelungen, wenn sein Verfasser sprachliche Mittel im Hinblick auf die Zielsetzung des Textes adäquat einsetzt, sein vorher erworbenes Wissen über die Sprache linguistisch korrekt anwendet („Kompetenz-Performanz-Relation"). *(vgl. dazu Coseriu 1981)*

Gelingen des Sprechens – Faktoren		
Kohärenz	Korrektheit (lexik., sem., phonol.)	Angemessenheit

5. UNTERSCHIEDE ZUR MÜNDLICHKEIT UND SCHRIFTLICHKEIT IM HINBLICK AUF DIE SPRECHAKTIVITÄTEN

Die grundsätzliche Unterscheidung von drei Aspekten der Sprechtätigkeit deutet auf weitere Tatsachen bin. Die Techniken des Sprechens, des Referierens, verändern und un-

terscheiden sich je nach dem, welchen Mediums sich das Sprechen bedient. Der wohl markanteste Unterschied in diesem Zusammenhang ist der zwischen dem Sprechen und dem Schreiben. Immer dann, wenn ein neues Medium, in dem sich die Sprechaktivität vollziehen kann, erfunden und ausgebreitet wird, so entstehen neue Möglichkeiten derer Umsetzung.

Wenn also die Techniken des Sprechens nicht überall und jederzeit die gleichen sind, sondern sich unterscheiden, ist es sinnvoll, auch von unterschiedlichen Trägergemeinschaften für Techniken des Sprechens in diesem Sinne zu sprechen. Wir nennen die Trägergemeinschaft eines bestimmten Modus der Sprechaktivität „Kultur".

Als Lebewesen können wir uns auf unsere kulturellen Aktivitäten reflexiv zurückwenden. Wir können für die Bewusstseinsebene zwei unterschiedliche Stufen annehmen und zwischen einem „naiven" und einem „theoretischen Sprachbewusstsein" sprechen. Diese beiden Ebenen hat man im 17. und 18. Jh. stärker untersucht.
Nun möchte ich mich einigen Aspekten der Sprach- und Sprechnormen zuwenden. Für jede Sprechaktivität bzw. für jede kommunikative Tätigkeit stellt sich das Problem der Norm anders: als Maßstab der Korrektheit werden verschiedene Typen der Norm angewendet: die grammatische, lexikalische, phonetische und orthographische. Die Texte werden in der konkreten kommunikativen Situation nach ihrer Angemessenheit, Aktualität, Kontextgebundenheit beurteilt, also danach, ob ihre Form einer bestimmten Situation angemessen ist. Das Kriterium für korrektes Sprechen ist in Coserius Terminologie „Kohärenz".

Im Fremdsprachenunterricht stellen sich die Lehrer und Lerner oft die Frage, welchen Grad der Verbindlichkeit die Normen auf verschiedenen Ebenen haben und für wen? Die Sprechnormen werden oft von den Muttersprachlern verletzt oder nicht eingehalten. Wenn man aber z.B. in einer Fremdsprache unkorrekt spricht, hat man das Gefühl, außerhalb einer Sprachgemeinschaft gestellt zu sein. Man wird für inkompetent oder verwirrt gehalten. Man kann die Aussprachenorm verletzen, doch um den Preis, mit Sanktionen zu rechnen (z.B. in der Schule). Ein Fremdsprachenlehrer kann sich dies aber nicht erlauben, weil er die Norm „symbolisiert" bzw. seine Einhaltung garantiert. Eine andere Frage sind die bewussten Abweichungen von der Norm, z.B. in literarischen Texten.

In der Sprachwissenschaft hat man verschiedene Kategorien der Norm geschaffen und man hat sich angewöhnt, zwischen dem Normalen und dem Normativen zu unterscheiden, also zwischen der deskriptiven und präskriptiven Norm. Unter den Begriffen „Standard, Standardlautung" (früher „Hochdeutsch", „Hochlautung") wird die gesprochene Form der deutschen Standardsprache verstanden, die überregional ist und die sich auch übergruppal als kommunikationsgünstig etabliert und bewährt hat. Sie wird von den meisten Sprechern in weiten Bereichen vor allem des öffentlichen Lebens genutzt, akzeptiert und erwartet. Die Standardsprache besitzt somit gegenüber dem Nonstandard (regionalen Sprachvarietäten) als gesprochene Form der Hochsprache regional und sozial die weiteste Geltung. Dies ist eine wichtige Erkenntnis und Ausgangsbasis für die Aus-

landsgermanistik, denn für die Lernenden ist es sinnvoll, sich im Rahmen des Deutsch- und Germanistikstudiums an der Standardaussprache zu orientieren. Diese Auffassung, die vor allem die Phonetiker, Deutschlehrer und Auslandsgermanisten vertreten, setzt sich seit mehreren Jahren zunehmend durch. Demnach sollen sich Deutschlernende eine Sprechweise mit weiterer Geltung aneignen, die im gesamten Gebiet der deutschsprachigen Länder verstanden und auch erwartet wird.

Darüber hinaus ist Standarddeutsch (Standardaussprache) kein künstliches Gebilde, sondern eine historisch gewachsene und durch Normierer und Sprachbenutzer geformte Varietät. Diese Form des Deutschen entstand unter Mitwirkung unterschiedlicher Persönlichkeiten und Institutionen, die die Herausbildung und Verbreitung einer allgemein akzeptierten Form des Deutschen (mit hochsprachlichem Charakter im schriftlichen und mündlichen Gebrauch) förderten, wie z. B. K. Duden, Th. Siebs, W. Viëtor, H. Krech, M. Mangold, G. Meinhold, E. Stock u. a. Diese Kodifikationen, die im Deutschen seit ca. 100 Jahren erfolgen, haben einen präskriptiven (vorschreibenden) Charakter, deren Normformulierungen über einen offiziellen Status verfügen und die unter bestimmten kommunikativen Bedingungen zu befolgen sind.

Diese Normen verändern sich aber ständig, damit sie dem tatsächlichen Sprachgebrauch gerecht werden. Geschieht dies nicht und werden z. B. veraltete oder ungebräuchliche Formen empfohlen, werden sie von deutschen Muttersprachlern nicht akzeptiert. Wozu existiert dann eine Norm (eine bestimmte Form der Standardlautung beispielsweise), wenn sie niemand spricht? Auch wenn hier betont wird, dass sich Lernende (vor allem im auslandsgermanistischen Bereich) am Standard orientieren sollen, bedeutet es bei weitem nicht eine völlige Missachtung des Nonstandards (Dialekte, Umgangssprachen und andere Varietäten). Die Nonstandardvarietäten sollten laut Empfehlungen von Phonetikern in den Unterricht unter bestimmten Bedingungen zum Teil einbezogen werden, weil sie vor allem zur Differenzierung der perzeptiven Fähigkeiten, zur Entwicklung des Hörverstehens, der Lautdiskriminierung usw. dienen. Eine systematische Behandlung von Nonstandardvarietäten in der Ausspracheschulung, also im produktiven Sprechbereich, hat keinen Sinn, weil es keine Kodifikationen dieser Varietäten, keine Lehrmaterialien und keine Zeit dafür gibt.

> Solche Kodifikationen zu erarbeiten wäre auch wenig sinnvoll, da sich ein umgangssprachlicher oder dialektaler Sprechgebrauch zwar beschreiben, aber nicht auch vorschreiben läßt. *(Krech, 1999, 137)*

Die Standardaussprache unterliegt ständigen Veränderungen und Differenzierungen, die in Normierungsprozessen, in den Lehrwerken und im praktischen Unterricht zu berücksichtigen sind. Denn Kodifizierungen müssen aus praktischen Gründen stets die Sprechrealität berücksichtigen und akzeptieren. Von einem Deutschlehrer verlangt z. B.

Hirschfeld (1994) auf phonetischem Gebiet Folgendes:
Ein Deutschlehrer, der für seine Schüler nicht nur das sprachliche Vorbild ist, sondern der seine phonetische Kompetenz braucht um eine systematische Vermittlung des Lernstoffes, eine gezielte Korrektur von Fehlern und eine ausgewogene Leistungsbewertung vornehmen zu können, muß norm- und situationsgerecht deutsch sprechen. *(Hirschfeld, 1994, 160)*

Muttersprachliche Kompetenzen in der Aussprache der Fremdsprachen werden von Lernenden äußerst selten erzielt. Sie bilden die Obergrenze einer Maximalforderung, die nicht das realistische Ziel der Ausspracheschulung sein kann. Ebenso wenig kann die Untergrenze und Minimalanforderung, das reine‚Sich-Verständlich-Machen' ein befriedigendes Niveau darstellen, vor allem, wenn es um eine universitäre Ausbildung geht. *(Kaunzner, 2001, 232)*

Da Deutsch nicht nur in Deutschland, sondern auch in Österreich und in der Schweiz gesprochen wird, gibt es für diese drei Länder nationale Aussprachenormen, die sich leicht unterscheiden. Allgemein wird für Lehrwerke mit Ausspracheübungen, die in Deutsch erscheinen, die bundesdeutsche Aussprache als Norm gewählt. Für Nachsprechübungen im DaF-Ausspracheunterricht würde ein explizites Herausstellen der Varianten Österreichs und der Schweiz eher verunsichernd wirken. Für Hörverstehensübungen zur Schulung der rezeptiven Kompetenz allerdings ist der Einsatz von Texten mit Sprechern aus Österreich, der Schweiz und auch aus unterschiedlichen Regionen Deutschlands äußerst wichtig. *(Kaunzner, 2001, 231)*

6. FAZIT

Wie in den meisten üblichen universitären Lehrprogrammen des Deutschen als Fremdsprache wird der Phonetik in der Germanistikausbildung nicht viel Aufmerksamkeit geschenkt. Es gilt also auch hier, dass die Phonetik mit ihren Teilgebieten Artikulation, Intonation und Sprechausdruck im Fremdsprachenunterricht Deutsch vernachlässigt wird. Allgemeinen geht man davon aus, dass die Phonetik implizit unterrichtet wird, d.h. Phonetikarbeit ist in den Lehrmaterialien und in den Curricula meist nicht systematisch als solche vorgesehen. Bisherige Curricula konzentrieren sich hauptsächlich auf die Vermittlung grammatisch -lexikalischer Kenntnisse.

Es ist deshalb kein Zufall, dass sich Deutschlernende, auch zukünftige Deutschlehrer, nicht selten nur eine mangelhafte Aussprache aneignen. Trotz mehr oder weniger intensiver Bemühungen der Lehrenden kommt es häufig nicht zu besonders guten Ergebnissen im Hinblick auf die phonetische Kompetenz der Lernenden. Ohne systematische Ausspracheübungen, die ja zugleich dazu beitragen, die Kommunikationsfähigkeit insgesamt zu verbessern, sind Fortschritte in der Regel auch nicht zu erreichen.

Das im Curriculum des ersten Studienjahres der Deutschlehrerausbildung enthaltene Fach Phonetik sieht z.B. nur eine geringe Stundenzahl vor. In der Unterrichtspraxis wird der Vermittlung phonetisch-theoretischer Kenntnisse keine große Bedeutung beigemessen. Diese Situation ist darauf zurückzuführen, dass produktive und kreative Übungen, die auch Brücken zur Grammatik und Wortbildung schlagen, in den Materialien noch selten sind. In den Sprachlaboren stehen relativ aktuelle Phonetikmaterialien zur Verfügung. Es handelt sich dabei um audiovisuelle Materialien (Kassetten, Videos, Folien) zur Aussprachesschulung, die von verschiedenen deutschen Förderinstitutionen geschickt werden. Diese Materialien werden nur in geringem Maße genutzt, da die Phonetikarbeit in der Deutschlehrerausbildung insgesamt vernachlässigt wird. Den Studierenden wäre aber bei ausreichender Motivation und Anleitung die Möglichkeit gegeben, ihre Aussprachefähigkeiten individuell zu üben. Dieses Lernverfahren wird aufgrund seiner Bedeutung von den Vertretern des Faches generell empfohlen.

Es gibt eine Menge Problemfelder auf dem phonetischen Gebiet, die bis heute ungelöst sind. Der Beitrag hat versucht, auf einige von ihnen hinzuweisen und einen Weg zur Lösung der Probleme aufzuzeigen.

LITERATUR

Adamcová, Lívia (1998): *Normen in der sprachlichen Kommunikation.* In: *Curriculum – – Innovation in der Deutschlehrerausbildung.* Prešov, Fakulta humanitných a prírodných vied, S. 88–93.
Ammon, Ulrich (1995): *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und in der Schweiz.* Berlin/New York.
Coseriu, Eugenio (1981): *Textlinguistik. Eine Einführung.* Tübingen [= Tübinger Beiträge zur Linguistik 109].
Colberg, Klaus (1998): *Richtig deutsch sprechen – gibt es das?* In: *TDLV – Forum. Zeitschrift für Sprache, Literatur und Kultur.* H. 3, Bangkok, Thailand, S. 44–46.
Fiehler, Reinhard (2000): *Gesprochene Sprache – gibt's die?* In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Ungarischer Deutschlehrerverband, Budapest, S. 93–104.
Henning, Matilde (2000): *Können gesprochene und geschriebene Sprache überhaupt verglichen werden?* In: *Jahrbuch der ungarischen Germanistik.* Ungarischer Deutschlehrerverband, Budapest, S. 105–124.
Hirschfeld, Ursula (1994): *Untersuchungen zur phonetischen Verständlichkeit Deutschlernenden.* Frankfurt/Main.
Koch, Peter / Oesterreicher, Wulf (1994): *Schriftlichkeit und Sprache.* In: Günter, H. / Ludwig, O. (Hrsg.): *Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung.* Berlin, S. 44–46.
Kaunzner, Ulrike (2001): *Das Ohr als Schlüssel zur Fremdsprachenkompetenz.* Tübingen.
König, Werner (1986): *Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen.* München.
Krech, Eva-Maria (1999): *Standardaussprache im Spannungsfeld von Norm, Normierung und Realisation.* In: DaF 37, H. 3, S. 131–135.
Siebs (1898/1910): *Deutsche Bühnenaussprache.* Köln.

MONIKA BANÁŠOVÁ

Eine kontrastive Analyse der deutschen Modalverben in verschiedenen Textsorten

Gegenstand dieses Beitrags bilden die deutschen Modalverben (im Folgenden kurz MV) in zwei unterschiedlichen Korpora der geschriebenen Sprache – in der EU-Verfassung und in einem Roman (Heinrich Böll: Ansichten eines Clowns). Als Korpus diente das Regensburger Paralellkorpus (RPC, Universität Regensburg), wobei die einzelnen MV-Konstruktionen mit den slowakischen Übersetzungen verglichen wurden. Bei jedem MV werden seine Distribution, Semantik (eine konkrete Bedeutung) sowie die kontrastive Seite (Übersetzungsmöglichkeiten des deutschen MVs ins Slowakische und seine morphosyntaktischen Spezifika) untersucht. Das Ziel ist es zu erforschen, ob die drei erwähnten Aspekte bei den MV textsortenspezifisch sind. Da es sich um zwei verschiedene Textsorten handelt, sind mehrere Unterschiede zu erwarten.

Den theoretischen Ausgangspunkt bilden die Arbeiten von Hansen (1998, 2001), Öhlschläger (1989) und Ďurovič (1956). Im Hinblick auf die Semantik der deutschen MV gehen die Meinungen in den Einzelstudien und Grammatiken auseinander. Im Prinzip unterscheidet man den epistemischen[1] und nicht-epistemischen[2] Gebrauch. Je nach

(1) Epistemische Modalität wird (ähnlich wie bei den meisten Autoren, Öhlschläger (1998), Fritz (2000), Dietrich (1998), in Hansen (2001, 19f) als Sprechereinstellung bezeichnet. Es handelt sich um den Bereich der Überzeugungen des Sprechers, der zum Ausdruck bringt, ob die Proposition seiner Meinung nach mit der Realität übereinstimmt, bzw. ob er daran zweifelt.

(2) Nicht-epistemische Modalität charakterisiert Hansen (2001, 19f) als Modalität der Wahrheit von

dieser Zweiteilung werden den einzelnen MV dann weitere Bedeutungen zugeschrieben. MV sind ambig und semantisch miteinander verbunden, indem sie verschiedene Arten von Möglichkeiten, Notwendigkeiten und des Wollens ausdrücken. Die semantische Funktion der MV besteht nach Öhlschläger (1989, 241) auch darin, „die Bedingungen anzugeben, unter denen sich das grammatische Subjekt gegenüber dem (in der Infinitivgruppe genannten) Prozess befindet, und damit die Gründe, die zu einer eventuellen Realisierung dieses Prozesses führen." Das Modalverb hat folglich die Funktion, den Vorgang des Satzes bzw. der Äußerung ins Unbestimmte zu rücken. Damit verändert das MV den Wert, die Bedeutung der Äußerung.

Die gesamte Anzahl der MV-Belege in beiden Korpora ist fast gleich, im Roman 946 und in der Verfassung 990 (die Distribution der einzelnen MV siehe Anhang – Abb. 1). Jedoch ist ein ungleicher Anteil der Modalitätsarten zu beobachten. Es hängt mit der Textsorte zusammen. Im Gesetz kommt kein Beleg in der epistemischen Deutung vor. Das ist verständlich, denn in einem Gesetz findet die Sprechereinstellung keinen Platz. Im Roman dagegen bilden die epistemischen Deutungen einen bedeutenden Anteil. Interessant ist auch das Verhältnis zwischen der dynamischen und deontischen[3] Modalität in beiden Korpora. Bei deontischer Modalität beruht die „Notwendigkeit" und „Möglichkeit" hauptsächlich auf dem Willen Anderer. Die deontische Quelle führt auf die äußerlichen (moralischen bzw. juristischen) Prinzipien zurück. Aus diesem Grund kommt deontische Modalität in beiden Korpora in hohem Maße vor. Die dynamische Modalität beschränkt sich hauptsächlich auf die „körperliche oder geistige Fähigkeit"; in der Verfassung geht es eher um die „unpersönliche Fähigkeit", wenn z. B. ein Staat zu etwas befähigt ist. Nicht modale Deutungen beziehen sich überwiegend auf mögen – die „gern haben"-Bedeutung. Zu nicht modalen Deutungen zählt man auch das Benutzen der MV in bestimmten syntaktischen Kontexten: in Konzessiv-, Final- und Konditionalsätzen[4] (siehe Anhang – Abb. 2).

Mehrere Autoren,[5] die sich in den Einzelstudien mit der Semantik der MV befassen, diskutieren kritisch verschiedene Beschreibungsvorschläge und orientieren sich an dem minimalistischen Ansatz, indem sie drei Hauptbedeutungen erwähnen: „Möglichkeit",

---

Proposition. Es handelt sich um eine „objektive" Modalität. Ob eine Proposition als notwendig oder möglich klassifiziert wird, hängt also von äußeren Bedingungen und nicht vom Sprecher ab.

(3) „Nicht-epistemisch" wird verschieden bezeichnet. *Öhlschläger (1989)* unterscheidet eine epistemische und eine nicht-epistemische Deutung; Fritz (2000) und Hansen (2000) unterteilen die nicht-epistemischen Bedeutungen in dynamische („Fähigkeit/Disposition") und deontische (Beziehung auf Eigenschaften, Handlungen).

(4) Vgl. Beispielsatz (11a).

(5) *Öhlschläger 1989; Dietrich 1992; Fritz 2000.*

„Notwendigkeit“ und die epistemische Realisierung. Aus Platzmangel konzentriere ich mich nur auf die größten semantischen Unterschiede des jeweiligen MVs. Alle Bedeutungen sind dann im Anhang in einer übersichtlichen Tabelle zu finden (Abb. 3).

Die zentrale Bedeutung in beiden Texten ist die „Möglichkeit“, vor allem durch können vertreten. In der Verfassung kann man im Sinne des minimalistischen Ansatzes eher von einer „kausalen Möglichkeit“ sprechen, d. h. „aufgrund von bestimmten Umständen, Berechtigungen die Möglichkeit zum Handeln haben“ – „x kann p, weil außerhalb von x bestimmte Umstände vorhanden sind“, [6] wohin „Erlaubnis“ gehört:

(1a) *Der Außenminister der Union kann gegebenenfalls gemeinsam mit der Kommission den Rückgriff auf einzelstaatliche Mittel sowie auf Instrumente der Union vorschlagen.*
(1b) *Minister zahraničných vecí Únie môže, v prípade potreby spolu s Komisiou, navrhnúť použitie vnútroštátnych prostriedkov, ako aj nástrojov Únie.*

Im Roman tritt eher die „objektive Möglichkeit“ auf, sie lässt sich so erklären, dass es in diesem Falle nicht innere Eigenschaften des Handlungsträgers sind, die eine Handlung ermöglichen, sondern äußere Bedingungen. Im Unterschied zu „Erlaubnis“ handelt es sich um eine „Möglichkeit zur Realisierung aufgrund äußerer Verhältnisse“:

(2a) *Ich suchte im Telefonbuch die Nummern aller Leute zusammen, mit denen ich würde sprechen müssen; links schrieb ich untereinander die Namen derer, die ich anpumpen konnte.*
(2b) *Povyhľadával som si v telefónnom zozname čísla všetkých ľudí, s ktorými by mi bolo treba hovoriť; vľavo som si popísal pod seba mená tých, od ktorých som mohol vymámiť peniaze.*

Der größte Unterschied in beiden Korpora sind die epistemischen Deutungen. Es handelt sich um eine „modalisierende Einstellung des Sprechers zur Faktizität des Sachverhalts“ *(Fritz, 2000, 117)*. Sie kommt in verschiedenen Stufen der Wahrscheinlichkeit vor – die „Annahme“ bei können und *mögen*, die „Vermutung“ bei dürfen und die „starke Vermutung“ bei *sollen* und *müssen*:

(3a) *Ich hätte sie gern wiedergehabt, konnte aber jetzt nicht auf die Straße gehen, Leo mußte jeden Augenblick kommen.*
(3b) *Rád by som ju mal naspäť, nemohol som však teraz zísť na ulicu, Leo by tu mal byť každú chvíľu.*
(4a) *Ich wußte gar nicht genau, was es bedeutete, hatte aber das Gefühl, es könne hier angebracht sein.*
(4b) *Ani som presne nevedel, čo to znamená, ale mal som pocit, že tu by to pasovalo.*

(6) Näher dazu: *Banášová 2006.*

Nicht *brauchen* und *mögen* sind in der Verfassung überhaupt nicht vertreten; den größten Anteil von *mögen* bildet im Roman die nicht modale Bedeutung „gern haben". *Nicht brauchen*[7] nimmt unter den deutschen MV eine Sonderstellung ein, da es nur in seiner negierten Form als ein solches anzusehen ist und sich auch formal anders verhält. Es wird anstelle von müssen in verneinten Sätzen benutzt mit der Bedeutung „Möglichkeit", denn *nicht müssen p = können nicht p*:

(5a) *Es entstand eine Pause, in der man nur Monika Silvs hüsteln hörte, aber sobald Fredebeul im Zimmer ist, braucht kein Gastgeber Angst vor einer Gesprächspause zu haben.*

(5b) *Nastala chvíľka ticha, v ktorej bolo počuť len pokašlávanie Moniky Silvsovej; ale keď je v izbe Fredebeul, nemusí sa ani jeden hostiteľ obávať, že rozhovor uviazne.*

Ďurovič (1956, S. 26) charakterisiert die Modalität als gramatisch (darin auch lexikal-syntaktisch und intonatorisch) ausgedrückte Sprechereinstellung zur Realität der Aussage (zum Prädikationskern der Aussage oder deren Teil). Die lexikalisch-syntaktischen Ausdrucksmittel der Modalität sind nach Ďurovič (1956) am häufigsten. Auch die relevanten slowakischen Grammatiken *(Pauliny-Štolc-Ružička 1968; Ondrus 1964; Morfológia 1966)* konzentrieren sich eher auf die lexikalischen Äquvalente der Modalität. Die slowakischen Übersetzungen der deutschen MV kann man im Prinzip in fünf Hauptkategorien einteilen:

A) die verbale Entsprechung – die Verbindung des Modalausdrucks mit dem Infinitiv. Dazu zählt man nicht nur die Haupt-MV (Beispielsatz 1b), sondern auch die Hilfsverben der Modalität[8], in der Verfassung *(oprávňovať, umožňovať, dať sa)*, im Roman *(vedieť, dať sa, vládať, stačiť, podariť sa, zmôcť sa, mieniť, potrebovať, chystať sa)*:

(6a) *Es war wirklich schlimm, aber ich hatte nicht länger warten können.*

(6b) *Ono to bolo naozaj strašné, ale ja som nevládal dlhšie vyčkávať.*

Zu den sach-modalen Ausdrücken[9] zählt man auch Prädikative. Beim Vergleich der Übersetzungsmöglichkeiten in den Korpora ist auffalend, dass im Roman erheblich weniger Prädikativ-Konstruktionen vorkommen. In der EU-Verfassung sind dagegen mehrere zu finden: *mať možnosť, byť schopný, byť možné, byť pravdepodobné, mať právo, mať záujem,*

(7) Nicht brauchen-Vorkommensdichte im Roman habe ich mit dem Korpus der geschriebenen Sprache (IdS-Mannheim) verglichen. Die Anzahl dieser Konstruktionen ist unterschiedlich, bildet jedoch den kleinsten Anteil innerhalb aller MV. Es sind im Roman: 1,5 %, im Korpus A97: 0,23 %.

(8) „pomocné modálne slovesá" *(Pauliny–Štolc–Ružička 1968; Ondrus 1964; Morfológia 1966)* sind synonymisch mit den Haupt-MV; in der Verbindung mit dem Infinitiv bilden sie einen Übergang zwischen Hilfs- und Vollverben.

(9) modálno-vecné výrazy *(Ďurovič, 1956, S. 39)*

byť prípustné, byť oprávnený, mať povolenie, mať právo, byť povinný, byť treba+Infinitiv:

(7a) *3. Die Staatsangehörigen dritter Länder, die im Hoheitsgebiet der Mitgliedstaaten arbeiten dürfen, haben Anspruch auf Arbeitsbedingungen, die denen der Unionsbürgerinnen und Unionsbürger entsprechen.*

(7b) *3. Štátni príslušníci tretích krajín, ktorí majú povolenie pracovať na území členských štátov, majú právo na rovnaké pracovné podmienky ako občania Únie.*

Als strittig erscheint die prädikative Verbindung *„byť + treba + Infi*nitiv". Ďurovič (1956) zählt diese Verbindung zu den Prädikativen, weil sie mit der Kopula „byť" und Infinitiv vorkommt. Man kann seiner Meinung nach von einer grammatikalisierten Verbindung sprechen; diese Verbindung wird nicht vom Verb bestimmt, sondern es qualifiziert die Handlung, verschiebt die Bedeutung ins Feld der „Notwendigkeit" ohne das Subjekt zu erwähnen:

(8a) *Das ungestüme Suchen der Künstlerseele.... Peinlich, es gibt so etwas Ähnliches, man sollte es nur anders nennen.*

(8b) *„Úporné hľadanie umelcovej duše."... Strašné, čosi také jestvuje, len by to bolo treba ináč nazvať.*

Da in diesen Verbindungen kein Subjekt ausgedrückt wird, zählt Ďurovič (1956, 89) sie zu den unpersönlichen prädikativen Ausdrücken. Ein ähnliches Beispiel ist auch das Prädikativ *„rád/najradšej + by + Infinitiv"*. Es handelt sich um eine lexikalisierte Verbindung von Konditional rád *by + Infinitiv*. Der Konditional des Verbs byť in der festen Verbindung mit rád realisiert die ganze Prädikation *(Ďurovič, 1956, S. 57–58)*:

(9a) *Ich bin Lehrer, und ich möchte wieder Lehrer sein.*

(9b) *„Som učiteľ a rád by som bol zase učiteľom."*

B) nicht verbale Entsprechung – im Korpus handelt es sich um Modalpartikel und -adverbien: *možno, nech, hádam, tuším, treba, určite, (ne)slobodno, snáď, asi, istotne, vari*. Ein spezieller und häufiger Fall sind die Modaladverbien in den unpersönlichen modalen Konstruktionen, die zu den Prädikativen gehören. Die relevanten Grammatiken sind sich bei diesem Problem nicht einig. In Morfológia (1966) handelt es sich um modale Satzadverbien[10] *treba, načim, možno, slobodno* in der Verbindung mit Infinitiv. Sie bilden den Grund der unpersönlichen verbalen Konstruktionen. Ďurovič (1956) hat diese Wörter als eine eigene Klasse getrennt und zählt sie zu den Prädikativen. Laut Ružička (1957) kann man nicht von einer geschlossenen Wortart sprechen, sondern von einer Gruppe im Rahmen einer bestimmten Wortart, da nicht alle als ein Teil des Prädikativs auftreten können. Diese Gruppe von Modalpartikeln und -adverbien

(10) Modálne vetné príslovky *(Morfológia, 1966, 370)*.

ist nicht geschlossen. Es bestätigt die Tatsache, dass sie Prädikative bilden können. Die meisten Belege kommen in der Verfassung vor:

(10a) *Niemand darf wegen einer Straftat, derentwegen er bereits in der Union nach dem Gesetz rechtskräftig verurteilt oder freigesprochen worden ist, in einem Strafverfahren erneut verfolgt oder bestraft werden.*

(10b) *Nikoho nemožno stíhať alebo potrestať v trestnom konaní za trestný čin, za ktorý už bol oslobodený alebo odsúdený konečným rozsudkom v rámci Únie v súlade so zákonom.*

C) Ziemlich oft werden die deutschen MV überhaupt nicht übersetzt. Das ist semantisch bedingt, denn hauptsächlich bei „Fähigkeit“, „Notwendigkeit“ und epistemischen Bedeutungen wird auf die MV-Übersetzung verzichtet (Beispiel 4b).

D) Die MV haben nicht nur lexikalische, sondern auch syntaktische Entsprechungen. Dazu zählt man einerseits die nicht modalen Bedeutungen, die in speziellen syntaktischen Kontexten auftreten wie Konditionalität *(sollen, können)*, Konzessivität *(mögen)* und Finalität *(sollen)*:

(11a) *Sollte in einem Jahr die Zahl der Transitfahrten den für das Jahr 1991 festgelegten Referenzwert um mehr als 8 % übersteigen, trifft die Kommission nach dem Verfahren des Artikels 16 geeigtene Maßnahmen in Übereinstimmung mit Anhang 5 Nummer 3.*

(11b) *Ak počet tranzitných jázd v jednom roku prekročí referenčnú hodnotu stanovenú na rok 1991 o viac než 8 %, Komisia v súlade s postupom ustanovenom v článku 16 prijme primerané opatrenia v súlade s odsekom 3 prílohy 5.*

Nicht nur syntaktische Kontexte beeinflussen die Übersetzung, sondern auch die Semantik. Deutsche MV in der evidentiellen „Wiedergabe einer Absicht/Notwendigkeit“ werden mit einer Konjunktion übersetzt und übernehmen dann eine syntaktische Funktion:

(12a) *Sabine hatte mir gesagt, ich solle um zehn die Milch aufwärmen, in die Flasche tun und Gregor geben.*

(12b) *Sabine mi prikázala, aby som o desiatej prihrial mlieko, vlial ho do fľašky a dal Gregorkovi.*

Modale Beziehungen kann man auch morphologisch ausdrücken. In den meisten Fällen handelt es sich um epistemische Bedeutungen, wobei das slowakische Äquivalent ohne MV in Futur- oder in Konditionalform des Vollverbs steht:

(13a) *Ich wusste gar nicht genau, was es bedeutete, hatte aber das Gefühl, es könne hier angebracht sein.*

(13b) *Ani som presne nevedel, čo to znamená, ale mal som pocit, že tu by to pasovalo.*

E) Eine andere Formulierung tritt ausschließlich im Roman auf. Das ist verständlich, denn die Lockerheit des Ausdrückens ist in einem Gesetz nicht zulässig.
(14a) *Ja, sagte er, warum kannst du ihr solche Sachen nicht ersparen.*
(14b) *„Áno", povedal „prečo jej vravíš také veci ?"*

SCHLUSSFOLGERUNG

In der kontrastiven Untersuchung zweier unterschiedlicher Korpora kann festgestellt werden, dass die Semantik und die Übersetzungsmöglichkeiten der deutschen MV ins Slowakische textsortenspezifisch sind. Auch die Distribution der einzelnen MV hängt mit der Textsorte zusammen. Im Gesetz kommt neben können (in beiden Korpora meist als „Möglichkeit" vertreten) auch dürfen („Berechtigung") relativ häufig vor. Im Roman dagegen werden müssen, sollen und wollen in höherem Maßen benutzt. Die auffalend zahlreicheren wollen-Konstruktionen sind dadurch zu erklären, dass im Roman ein handelndes Subjekt aufritt, das seine Volitionalität zum Ausdruck bringt. Ähnlich wird im Roman mit müssen auf die „Notwendigkeit" hingewiesen, in der Verfassung dagegen baut man mit können auf der „kausalen Möglichkeit" auf, es wird nicht genannt, was „notwendig" ist, sondern in weniger direktiver Weise „die Möglichkeit aufgrund gewisser Berechtigungen" erwähnt. In diesem Zusammenhang kommt müssen erheblich häufiger im Roman vor als in der Verfassung, die weniger direktiv ist. Die Kausalität („weil"-Aspekt in den Bedeutungsexplikationen) im semantischen Sinne tritt hier als bedeutungsgebend auf. Die epistemischen Deutungen bestätigen auch die Tatsache, dass MV mit der Textsorte zusammenhängen. „Die Bewertung des Sachverhalts vom Sprecher" tritt ausschließlich im Roman auf.

Die kontrastive Analyse konzentrierte sich vor allem auf die expliziten Ausdrücke der Modalität und auf die strittigen Verbindungen von nichtverbalen modalen Ausdrücken in der prädikativen Konstruktion. Die slowakischen Grammatiken sind in diesem Aspekt nicht einig. Anhand konkreter Belege aus den Korpora konnte ein Beitrag zur Erklärung des Problems geleistet werden. Da das Problem der Modalität sehr breit und reich an Ausdrucksmöglichkeiten ist, konnten nur die Hauptaspekte betrachtet werden.

QUELLEN

Regensburger Paralellkorpus (RPC):
http://www.uni-regensburg.de/Fakultaeten/phil_Fak_IV/Slavistik/RPC/index.html
Korpora der geschriebenen Sprache IdS Mannheim:
http://www.ids-mannheim.de/cosmas2/

LITERATUR

Dietrich, Rainer (1992): *Modalität im Deutschen: zur Theorie der relativen Modalität.* Opladen: Westdeutscher Verlag.
Ďurovič, Ľubomír (1956): *Modálnosť.* Bratislava: Vydavateľstvo SAV
Dvonč, Ladislav et. al. (1966): *Morfológia slovenského jazyka.* Bratislava: Vydavateľstvo SAV.
Eisenberg, Peter et al. (1995): *Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Bd 4,* Dudenverlag.
Engel, Ulrich (1996): *Deutsche Grammatik.* Heidelberg: Groos Verlag.
Fritz, Thomas A. (2000): *Wahr-Sagen: Futur, Modalität und Sprecherbezug im Deutschen.* Hamburg: Helmut Buschke Verlag.
Hansen, Bjorn (2001): Das slavische Modalauxiliar. München: Verlag Otto Sanger.
Hansen, Bjorn (2001): *Die modale Landkarte im Slavischen: Russisch, Polnisch und Serbisch/Kroatisch. Slavistische Beiträge.* München: Verlag Otto Sanger.
Helbig, Gerhard / Buscha, Joachim (1998): *Deutsche Grammatik.* Langenscheidt Verlag Enzyklopädie.
Öhlschläger, Günther (1989): *Zur Syntax und Semantik der Modalverben des Deutschen.* Tübingen.
Ondrus, Pavel (1964): *Morfológia spisovnej slovenčiny.* Bratislava: SPN.
Pauliny, Eugen / Ružička, Jozef / Štolc, Jozef (1968): *Slovenská gramatika.* Bratislava: SPN.
Pauliny, Eugen (1997): *Krátka gramatika slovenská.* Bratislava: Národné literárne centrum.

ANHANG

Abbildung 1

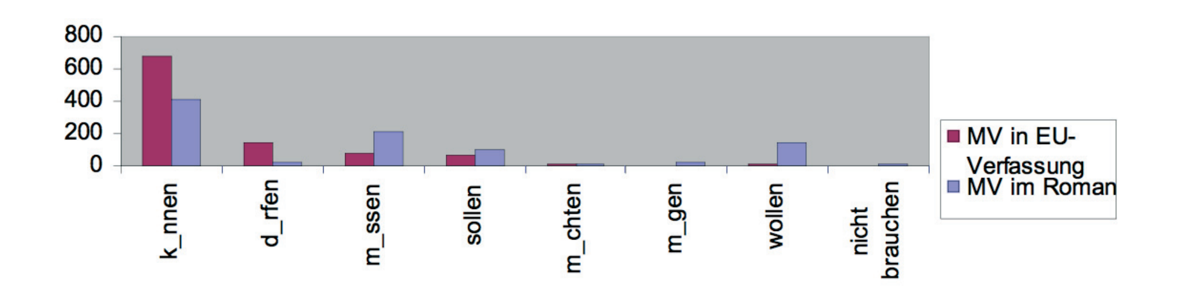
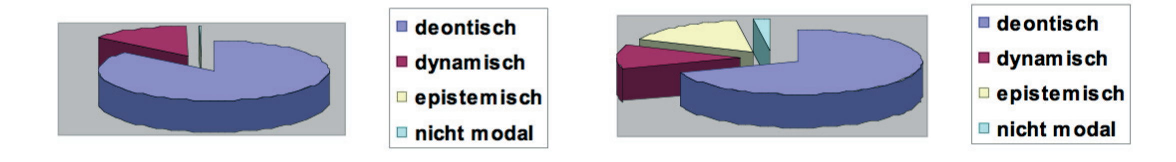


Abbildung 2



Modalitätsarten in der EU-Verfassung *Modalitätsarten im Roman*

Abbildung 3

	BEDEUTUNGEN		ROMAN	
MV	**Bedeutungen**	**%**	**Bedeutungen**	**%**
können	kausale Möglichkeit – – Erlaubnis	88	Möglichkeit	48
			Fähigkeit	27
	Objektive Möglichkeit	9,1	Annahme	20
	Fähigkeit	2,9	Erlaubnis	4
dürfen	Berechtigung – – Erlaubnis	100	Wille	0,5
			Erlaubnis	81
			Wunsch	9
			Vermutung	9

können	kausale Möglichkeit – – Erlaubnis	88	Möglichkeit	48
			Fähigkeit	27
	Objektive Möglichkeit	9,1	Annahme	20
	Fähigkeit	2,9	Erlaubnis	4
dürfen	Berechtigung – – Erlaubnis	100	Wille	0,5
			Erlaubnis	81
			Wunsch	9
müssen	Notwendigkeit – Pflicht	98,6	Vermutung	9
	Möglichkeit	1,4	Notwendigkeit (Pflicht)	69
			Starke Vermutung	26,5
			Aufforderung	5,5
			Möglichkeit	1
sollen	Wiedergabe einer Absicht	52,8	Aufforderung	25
			Notwendigkeit (Pflicht)	22,5
	Notwendigkeit	41,4	Absicht	17
	Nicht modale Konditionalität	5,8	Vermutung	13,5
			Wiedergabe einer Absicht	11
			Phrase „Was soll das“	10
möchten[11]	Wunsch	100	Wunsch	100
wollen	Absicht	100	Absicht	93
			Starker Wunsch	7
mögen	–	–	Nicht modal	49
			Möglichkeit	22
			Aufforderung	13
			Annahme	13
			Syntaktisch „obwohl“	1
nicht brauchen	–	–	Möglichkeit (neg. Notw.)	100

(11) Es handelt sich um eine Konj. II-Form von *mögen*, sie wird aber heute schon als lexikalisierte Indikativform verstanden. Die Bedeutungen beider MV unterscheiden sich sowohl syntaktisch als auch semantisch – *möchten* steht dem *wollen* näher als *vv.*

Abbildung 4
Übersetzungsmöglichkeiten in der EU-Verfassung:

MV	Verbale Entsprechung		Nicht-verbale Entspr.	Kein MV	Syntax (NS)	Andere Formul.
	Prädikat	Prädikativ				
können	86 %	5,2 %	4 %	4,8 %	0	
dürfen	65 %	5,2 %	5,5 %	15 %	0	
müssen	55 %	18 %	0	25,5 %	1,5 %	
sollen	37 %	33 %	1,5%	25,5 %	7 %	
möchten	91 %	9 %	0	0	0	
wollen	44 %	44 %	0	12 %	0	

Übersetzungsmöglichkeiten im Roman (Böll: Ansichten eines Clowns):

MV	Verbale Entsprechung		Nicht-verbale Entspr.	Kein MV	Syntax (NS)	Andere Formul.
	Prädikat	Prädikativ				
können	77,2 %	0	4,5 %	9 %	0,3 %	9 %
dürfen	87 %	0	6,5 %	0	0	6,5 %
müssen	84,5 %	3 %	4 %	6 %	0,5 %	2 %
sollen	71 %	0	4 %	7 %	7 %	11 %
möchten	18 %	20 %	6 %	50 %	6	0 %
mögen	20 %	4 %	17 %	5 %	5 %	nicht modale Bed. 49 %
wollen	75 %	1,5 %	1 %	12 %	0	10,5 %
nicht brauchen	93 %	0	7 %	0	0	0

HANA BERGEROVÁ

Nachdenken über ein phraseologisches Lernerwörterbuch

1. WAS SIND UND WAS WOLLEN PHRASEOLOGISCHE LERNERWÖRTERBÜCHER

Die in diesem Aufsatz angestellten Überlegungen orientieren sich an den Bedürfnissen der phraseologischen Lernerlexikographie. Die Lernerlexikographie (auch Lernlexikographie genannt) verstehen wir mit Wiegand (1998b: X) als einen Teil der pädagogischen Lexikographie, die darauf abzielt, Spracherwerbswörterbücher zu erstellen. Das gemeinsame Merkmal aller Spracherwerbswörterbücher ist nach Wiegand darin zu sehen, dass die Benutzer sie „nicht nur aufgrund punktueller Defizite“ gebrauchen, „sondern im Rahmen jeweiliger Lernstadien eines auf die Mutter- oder eine Fremdsprache bezogenen Spracherwerbsprozesses“ (1998b: X). Aufgrund dieser Ausführungen gehören zu Spracherwerbswörterbüchern nicht nur die von uns fokussierten Lernerwörterbücher, sondern z.B. auch Kinder- und Schulwörterbücher. Im Mittelpunkt unseres Interesses liegen Lernerwörterbücher zur deutschen Phraseologie, die für fortgeschrittene fremdsprachliche Deutschlerner – in unserem Falle mit Tschechisch als Muttersprache – konzipiert sind.

Um terminologischen Unklarheiten vorzubeugen, möchten wir zuerst klarstellen, welche lexikalischen Einheiten wir unter dem Begriff „Phraseologie“/„Phraseologismus“ subsumieren. Wir betrachten als Gegenstandsbereich der Phraseologie und somit als Phraseologismen lexikalische Einheiten mit den Wesensmerkmalen Polylexikalität, relative Festigkeit und Reproduzierbarkeit, die häufig noch von mehr oder weniger ausgeprägter Idiomatizität begleitet werden. „Es ist offensichtlich nicht leicht, sich auf einen umfassenden generischen Begriff zur Bezeichnung der phraseologischen Wortverbindungen

zu einigen", stellen Burger et al. (2007: 2) fest und fahren fort: „Im Deutschen war und ist immer noch,Phraseologismus' verbreitet". Darauf aufbauend benutzen wir im Folgenden „Phraseologismus" (PH) als Oberbegriff für einzelne Subgruppen phraseologischer Wortverbindungen wie Idiome (auch Redewendungen oder sprichwörtliche Redensarten genannt), Routineformeln, Kollokationen, Funktionsverbgefüge, Sprichwörter usw., wobei in diesem Beitrag lediglich Idiome *(jmdm. platzt der Kragen)*, Routineformeln (im Sinne von in bestimmten Situationen routiniert gebrauchten satzwertigen festen Wortverbindungen, z.B. *Verflixt und zugenäht! Herrgott noch mal! Und das auf nüchternen Magen! Hols der Teufel!*) und Kollokationen (als feste Wortverbindungen mit schwacher oder gänzlich fehlender semantischer Umdeutung, z.B. *den Ärger hinunterschlucken, der Ärger/die Wut/der Zorn verraucht/verfliegt, blinde Wut*) als Beispiele angeführt werden. Zu Demonstrationzwecken werden in diesem Beitrag phraseologische Wortverbindungen aus einem phraseosemantischen Feld benutzt – dem Feld ÄRGER, wobei wir Ärger als eine Art Ober-/Leit- oder Schlüsselbegriff für verschiedene Ausprägungen dieser Emotion gebrauchen, die von Unmut, Missstimmung, Gereiztheit über Ärger und Zorn bis hin zur Wut und Raserei reicht.

Auf die Frage, wozu phraseologische Lernerwörterbücher überhaupt gut sind, gingen bereits Hessky / Ettinger (1997) im Vorwort zu ihrem Wörter- und Übungsbuch zu deutschen Redewendungen ein. Die Antwort ist einerseits in dem Wesen der Phraseologismen zu suchen (vgl. die oben genannten Merkmale) und andererseits in ihrer Relevanz für die Kommunikation: „Ein phraseologisches Lernwörterbuch hat die grundlegende Aufgabe, eine ausgewählte, von der Frequenz her nicht unwichtige Teilmenge der Redewendungen lernfördernd zu präsentieren, ihre Gebrauchsbedingungen präziser als traditionelle Wörterbücher anzugeben und mit Hilfe von Übungen ihr Erlernen zu erleichtern" *(Hessky / Ettinger 1997: XVI)*. Wotjak (vgl. 2005: 371) hebt hervor, dass Lernerwörterbücher, gleichzeitig Rezeptions-, Produktions- und Sprachlernbedürfnisse nichtmuttersprachlicher Benutzer bedienen sollen. Um all diese Bedürfnisse zu erfüllen, müssen sie kombiniert semasiologisch-onomasiologisch geordnet sein.

Onomasiologisch geordnete phraseologische Spezialwörterbücher für das Deutsche gibt es bereits. Sie können zwei Typen zugeordnet werden *(vgl. Burger 2003: 189-192)*. Bei dem ersten liegt eine Anordnung nach Sachgebieten vor *(Friederich 1966)*, wobei die Sachgebiete entsprechend der wörtlichen Bedeutung ermittelt werden, sodass z.B. *der Mann auf der Straße* bei Friederich unter,Familie' zu finden ist. Mit Recht schätzt Burger die Benutzbarkeit eines solchen Wörterbuches in der Praxis als fragwürdig ein. Friederich selbst bewogen die Wünsche der Benutzer und Rezensenten dazu, die Einteilung in Sachgebiete in der 2. neu bearbeiteten Auflage von 1976 aufzugeben und alle von ihm gesammelten idiomatischen Redewendungen durchgehend alphabetisch anzuordnen *(vgl. Friederich 1976: 5)*. Zum zweiten Typ gehören Wörterbücher, in denen PH nach (Leit-) Begriffen entsprechend ihrer phraseologischen Bedeutung angeordnet sind *(Görner 1979,*

Schemann 1991). Das oben erwähnte Lernerwörterbuch von Ettinger / Hessky, das bei Burger weder im Kapitel zu phraseologischen Spezialwörterbüchern – onomasiologisch geordnet (2003: 189–194) noch im Literaturverzeichnis erwähnt wird, verbindet onomasiologisches Vorgehen (Anordnung nach Leitbegriffen) mit semasiologischem *(siehe Index der Redewendungen auf S. 308–327).*

Die Kognitive Linguistik hat gezeigt, dass sich das mentale Lexikon als ein mehrdimensionales Netzwerk modellieren lässt, dessen Knoten (genauer: die lexikalisierten Einheiten an den Knoten) in assoziativen semantischen Beziehungen zu einander stehen. „Die semantischen Assoziationen sind zum weitaus größten Teil Assoziationen zur Bedeutungsverwandtschaft, was seine Grundlage darin hat, dass niemand die Welt als eine Menge von gänzlich isolierten Gegenständen wahrnimmt. Die semantischen Assoziationen der Bedeutungsverwandtschaft basieren nicht nur auf den gängigen semantischen Relationen wie z.B. Synonymie, Hyponymie und Hyperonymie, sondern z.B. auch auf Kontiguitätsbeziehungen der unterschiedlichsten Art“ *(Wiegand 2004: 77).* Wir möchten es im Folgenden an einigen Beispielen aus dem phraseosemantischen Feld ÄRGER zeigen. Neben Synonymie wie bei jmdm. platzt der Kragen und jmdm. geht der Hut hoch haben wir es mit Antonymie zu tun: *Öl ins Feuer gießen vs. Öl auf die Wogen gießen, seinem Ärger freien Lauf lassen vs. den Ärger in sich hineinfressen.* Verschiedene Arten von Kontiguitätsbeziehugen liegen vor bei *jmdn. auf die Palme bringen, bei jmdm. ins Fettnäpfchen treten* (x ist Ursache für Ärger), *den Ärger hinunterspülen, etw. kurz und klein schlagen, jmdm. [am liebsten] die Augen auskratzen [mögen] oder sich in den Schmollwinkel zurückziehen* (Ärger ist die Ursache für y), *mit den Zähnen knirschen, die Augen rollen, mit den Füßen stampfen* (u gehört in den gleichen Handlungszusammenhang wie Ärger).

Was Wiegand (2004: 91) für die moderne Sachgruppenlexikographie feststellt, nämlich dass es darum geht, „in sachgruppenbezogenen lexikographischen Texten das in textuelle Nähe zu rücken, was im Gedächtnis der Sprecher in ähnlicher Weise als zusammengehörig assoziiert wird“, trifft auch für die nach Begriffen geordneten phraseologischen Wörterbücher zu und somit auch für unser anvisiertes Lernerwörterbuch.

2. WÖRTERBÜCHER ALS WERKZEUGE

In der neueren Wörterbuchforschung werden Wörterbücher als kulturelle Gebrauchsgegenstände, als Werkzeuge (Hilfsmittel) aufgefasst *(vgl. z.B. Wiegand 1998: 298ff., Bergenholtz / Tarp 2005: 11).* Damit sie tatsächlich Hilfe leisten, müssen sie präzise eingegrenzte Bedürfnisse erfüllen: „Die lexikografische Funktion eines gegebenen Wörterbuchs ist es, Hilfe zu leisten für eine spezifische Benutzergruppe mit spezifischen Merkmalen für eine Menge von Fragen und Bedürfnissen, die in spezifischen Problemsituationen entstehen können“ *(Bergenholtz / Tarp 2005: 19).* In der Planungsphase eines Wörterbuches muss/müssen also die Wörterbuchfunktion(en) festgelegt werden, denn niemand plant irgendein Wörterbuch, sondern immer ein ganz bestimmtes, das sich an ganz bestimm-

te Benutzer(gruppen) richtet, die mit ganz bestimmten Fragen und Bedürfnissen an das Wörterbuch herantreten werden. Bergenholtz / Tarp (2005: 21) bezeichnen die Wörterbuchfunktionen als den Dreh- und Angelpunkt bei der Konzeption und der Ausarbeitung eines Wörterbuches, deshalb müsse in Konzepten für neue Wörterbuchprojekte von der funktionalen lexikographischen Betrachtungsweise ausgegangen werden und die Wörterbuchfunktionen sollten den Ausgangspunkt für sämtliche andere lexikographische Entscheidungen bilden. Zu den Wörterbuchfunktionen gelangt man jedoch nur, wenn man Überlegungen über die Benutzer(gruppen), Benutzersituationen und Benutzerbedürfnisse anstellt *(vgl. Bergenholtz / Tarp 2005: 15, Wiegand 2004: 38)*.

2.1 ZU DEN BENUTZERN

Wir können davon ausgehen, dass die vorgesehenen Benutzer unseres Wörterbuches fortgeschrittene Deutschlerner mit tschechischer Muttersprache sind, im Normalfall Erwachsene mit guter bis ausgezeichneter mündlicher sowie schriftlicher Kompetenz in ihrer Muttersprache. Über das Ausmaß ihrer Kenntnisse über das Gebiet der Phraseologie und dessen Spezifika lässt sich nichts Genaues sagen. Auch wenn Germanisten und Deutschlehrende wohl zum besonders aktiven Benutzerkreis einer Publikation dieser Art gehören, muss so ein Lernerwörterbuch aus kommerziellen Gründen mit einem breiteren Benutzerkreis, z.T. ohne große linguistische, geschweige denn phraseologische, Vorkenntnisse rechnen. Daraus ergeben sich Konsequenzen für die Gestaltung der Umtexte (Vorwort, Benutzeranleitung, Warendeklaration auf der Rückseite des Buchdeckels oder des Schutzumschlags u.Ä.), die sich auf phraseologisch nicht „vorbelastete“ Benutzer einstellen und selbstverständlich in deren Muttersprache formuliert werden müssen, die keinem „Fachlatein“ ähneln darf.

2.2 ZU DEN BENUTZERSITUATIONEN

Die moderne lexikographische Funktionslehre unterscheidet zwei Grundtypen von Benutzersituationen *(vgl. Bergenholtz / Tarp 2005: 16f.)*:

a) kommunikationsbezogene Situationen, für die charakteristisch ist, dass während der Kommunikation zwischen zwei oder mehreren Personen ein Kommunikationsproblem entsteht und das Wörterbuch konsultiert wird, um dieses Problem zu beheben. Bergenholtz / Tarp (2005: 17) nennen sechs grundlegende kommunikationsbezogene Situationen:
   - Textproduktion in der Muttersprache (MS)
   - Textrezeption in der MS
   - Textproduktion in der Fremdsprache (FS)
   - Textrezeption in einer FS
   - Übersetzung aus der MS in eine FS
   - Übersetzung aus einer FS in die MS

Wiegand (2004: 40f.) spricht in solchen Fällen von „konfliktbezogener Wörterbuchfunktion“ und hebt als besonders relevant drei Untertypen hervor (1) gestörte Textrezeption, (2) gestörte Textproduktion und (3) gestörte Übersetzungstätigkeit.

b) wissensbezogene Situationen, in denen der Benutzer wünscht, Informationen über etwas zu erhalten. Wiegand (2004: 40) nennt dies „nichtkonfliktbezogene Wörterbuchfunktion“ „mit dem Ziel der Wissensbeschaffung zur Lösung vorher bekannter, nichtkonfliktbedingter Aufgaben, die nach der Wörterbuchbenutzung zu bearbeiten sind“. Als besonders relevant betrachtet er Benutzungssituationen im Zusammenhang mit (1) Spracherlernungsprozessen, (2) nichtwissenschaftlichen Tätigkeiten und (3) wissenschaftlichen Tätigkeiten.

Wiegand (vgl. 2004: 41) betont, dass je nach Wörterbuchtyp einem Wörterbuch mehrere Wörterbuchfunktionen zugeordnet werden können, die zu gewichten seien. Es fällt schwer, bei unserem Lernerwörterbuch zwischen primären und sekundären Funktionen klar zu unterscheiden, denn von Lernerwörterbüchern wird – wie bereits erwähnt – erwartet, dass sie gleichzeitig Rezeptions-, Produktions- und Sprachlernbedürfnissen nichtmuttersprachlicher Benutzer Genüge leisten und daher sowohl in kommunikationsbezogenen als auch wissensbezogenen Situationen einsetzbar sind.

2.3 ZU DEN BENUTZERBEDÜRFNISSEN

Welche konkreten Benutzerbedürfnisse werden durch das anvisierte Lernerwörterbuch abgedeckt? Ganz allgemein kann man sagen, dass der Benutzer in unserem Wörterbuch Informationen über ein spezielles Gebiet, nämlich die Phraseologie, der Fremdsprache Deutsch sucht und gleichzeitig Informationen über die Beziehungen zwischen seiner MS und der FS Deutsch in diesem speziellen Bereich (Näheres zu verschiedenen Informationstypen, die ein Wörterbuch bieten kann, z.B. bei Bergenholtz / Tarp 2005: 17f.). Es sei im Folgenden an ausgewählten Konsultationssituationen vorgeführt.

KONSULTATIONSSITUATION 1:

Der tschechische Benutzer möchte – z.B. in einem Brief/Mail – auf Deutsch ein Erlebnis schildern, das ihn wütend gemacht hat. Ihm schwebt die deutsche Entsprechung für den tschechischen PH *být vzteky bez sebe* vor, er kämpft mit Hinübersetzungsschwierigkeiten, gleichzeitig braucht er Hilfe bei der Textproduktion in der FS. Dieser PH gehört im Deutschen nicht zu seinem produktiven Wortschatz. Er möchte aber nicht auf das neutrale sich *ärgern*, *wütend sein* oder *Wut haben* ausweichen und fragt sich, ob es im Deutschen eine bessere, weil bildliche und expressive, Entsprechung gibt. Natürlich kann er in einem allgemeinen tschechisch-deutschen Wörterbuch nachschlagen. Mittelgroße Wörterbücher wie z.B. das Deutsch-tschechische und tschechisch-deutsche Wörterbuch

des Verlages FIN PUBLISHING von 2005 (siehe Literaturverzeichnis), das laut Einband fast 60 000 Lemmata enthält, versprechen nicht viel Erfolg. Hier finden sich unter dem Lemma *vztek* (dt. *Wut*) sowie unter být, bez und se(be) keine PH. Wenn wir im „Siebenschein-Wörterbuch" (1998/Band II: 810) nachschlagen, das seit Langem das umfangreichste allgemeine tschechisch-deutsche Wörterbuch darstellt, werden wir unter *vztek* in Hinblick auf PH zwar fündig (siehe unten), den gesuchten PH finden wir aber nicht.

> **vztek** m. *e Wut (-, 0), r Zorn (-[e]s, 0), r Grimm (-[e]s, 0)*; bezmezný, bezmocný, slepý, zuřivý v. *eine maßlose, ohnmächtige, blinde, rasende Wut*; mít na koho, nač v. *Wut auf j., auf etw. haben*; vylít si na kom, na čem v. *j. seine Wut, seinen Grimm fühlen lassen, seine Wut, seinen Zorn gegen j., gegen etw. richten, seine Wut, seinen Zorn, seinen Ärger an j-m, an einer Sache auslassen*; to jsem vám měl v.!, já vám měl v.! *hab' ich einen Zorn gehabt*!; popadl mě v. *e Wut packte mich*; soptil, zuřil vztekem *er schäumte, kochte vor Wut*; byl vztekem všecek červený, rudý *er war ganz rot vor Zorn*; to je k vzteku *das ist ärgerlich, das ist zum Aus-der-Haut-Fahren, zum Tollwerden, das ist, um aus der Haut zufahren*; v. je špatný rádce *in der Wut tut niemand gut*

Der Benutzer hat jetzt die mühsame Aufgabe, unter den anderen Komponenten nachzuschlagen. Er wird zwar sowohl unter *se(be)* als auch unter *bez* Erfolg verbuchen, muss jedoch mehrfache Suche in Kauf nehmen. Das Deutsch-tschechische und tschechisch-deutsche Lernerwörterbuch vom Verlag Olomouc (2006) verspricht mehr als 127 000 Wörter und Phrasen. Unter dem Lemma vztek finden wir zwar *byl vzteky bez sebe*, die dort angeführte deutsche Entsprechung ist jedoch nicht idiomatisch: *er hatte eine fürchterliche Wut*. Das Deutsch-tschechische und tschechisch-deutsche große Wörterbuch vom Verlag Lingea (2006) bietet laut Einband „120 000 Lemmata, 80 000 Beispiele, Idiome und Phrasen sowie 350 000 Übersetzungen" *(Übersetzung – H.B.)* und stellt das größte einbändige Wörterbuch seiner Art dar. Überraschenderweise finden wir den gesuchten PH weder unter vztek noch unter dem Reflexivpronomen se, sondern unter der Präposition *bez: být bez sebe, dt. außer sich sein*. Das Tschechische verfügt außerdem seit 1999 über ein spezielles tschechisch-deutsches Wörterbuch zur Phraseologie und Idiomatik (zur kritischen Durchsicht vgl. Bergerová 2006). In diesem Wörterbuch kommt der Suchende schnell zum gewünschten Ausdruck, denn er findet ihn unter dem substantivischen Lemma *vztek*, wo er mit Sicherheit zuerst nachschlagen wird.

Welchen Vorteil hat das uns vor Augen schwebende Lernerwörterbuch in dieser Situation? Da es sich an einen in Hinblick auf die Muttersprache homogenen Benutzerkreis richtet *(anders als z.B. Hessky / Ettinger 1997)*, kann und sollte es zu jedem aufgenommenen PH auch eine (oder mehrere) tschechische Entsprechung(en) enthalten. Diese sollten ebenfalls in einem alphabetischen Zugriffsregister mit Verweisen auf das entspre-

chende Kapitel aufgelistet sein. Der Benutzer kann also den Weg über das Register der tschechischen PH gehen, bei *außer sich sein [vor Wut]* landen und sein Problem beheben. Das anvisierte Lernerwörterbuch kann somit das allgemeine tschechisch-deutsche Wörterbuch sowie das spezielle tschechisch-deutsche phraseologische & idiomatische Wörterbuch ersetzen. Außerdem ermöglicht es noch etwas, was weder das allgemeine noch das spezielle Wörterbuch bieten können: Es eröffnet dem Benutzer den Blick auf andere phraseologische Wortverbindungen in der Umgebung von *außer sich sein [vor Wut]*, die ebenfalls etwas mit dem Ausdruck der Wut, des Ärgers, Zorns zu tun haben. Möglicherweise möchte er sich in dem Angebot umschauen. An dieser Stelle bietet sich die Luke/ Schaufenster-Metapher von Wiegand (2004: 52) an: Durch die Luke des *být [vzteky] bez sebe/außer sich sein [vor Wut]* öffnet sich vor seinen Augen ein großes Schaufenster mit verschiedenen anderen „Warenangeboten" – Ausdruckmöglichkeiten (z.B. *jmdm. platzt der Kragen*). Es ist nicht auszuschließen, dass ihn diese Erfahrung zum Umdenken in seiner Formulierungsstrategie bewegt oder ihn zumindest auf andere Möglichkeiten aufmerksam macht, auf die er in Zukunft zurückgreifen kann. So eine Möglichkeit kann weder das allgemeine noch das spezielle Wörterbuch bieten.

KONSULTATIONSSITUATION 2:

Unser fiktiver Benutzer sucht in seinem Gedächtnis nach einem deutschen phraseologischen Ausdruck, den er irgendwann im Zusammenhang mit Ärger gehört oder gelesen hat, ihn gern benutzen würde oder einfach nur in Erinnerung rufen und im Gedächtnis festigen möchte, sich an ihn jedoch nicht erinnern kann. Er kämpft wie in der Situation 1 mit Ausdrucksfindungsschwierigkeiten in der FS, geht aber diesmal nicht von einem muttersprachlichen Ausdruck aus. Diese Benutzungssituation ähnelt Situationen, in denen moderne Sachwörterbücher wie der Dornseiff (2004) verwendet werden, Wiegand (2004: 61) bezeichnet sie deshalb als „Wortfindewörterbücher". Bei dieser Benutzungssituation sind zwei Wege möglich. Bei dem ersten ist dem Benutzer etwas von der formalen Seite des gesuchten Ausdrucks im Gedächtnis haften geblieben: Er erinnert sich z.B. daran, dass in dem gesuchten PH ein bestimmtes Wort vorkam. Er kann dieses Wort im alphabetischen Register der angeführten Phraseologismen suchen und – falls er erfolgreich ist – dort den Hinweis auf den Leitbegriff/das entsprechende Kapitel finden. Beispiel: Der Benutzer erinnert sich, dass in dem gesuchten PH das Wort *Kragen* vorkam. Im alphabetischen Register wird man bei Hessky / Ettinger (1997: 317) gleich dreimal fündig. Wäre das Register kein reines Zugriffsregister, sondern ein orientierendes, wie es beim neuen Dornseiff (2004) der Fall ist, bekäme der Benutzer sofort eine inhaltliche Orientierungshilfe, denn dann würde bei *jmdm. platzt der Kragen* nicht nur B.2.5. stehen, wie es jetzt der Fall ist, sondern B.2.5. „Missmut – Ärger – Wut" *(Überschrift des Kapitels bei Hessky / Ettinger)* und bei *jmdm. geht es an den Kragen* stünde nicht nur E.19, F.7, sondern E.19 „Bedrohen – Gefährden – in einer misslichen Lage sein" bzw. F.7 „Gefahr – Ri-

siko". Somit wäre dem Benutzer, der sich außer an *Kragen* an nichts weiter erinnern kann, schon sehr geholfen.

Der zweite Weg eröffnet sich, falls sich der Benutzer an keine Komponente des gesuchten Phraseologismus erinnern kann, sondern nur noch weiß, dass es sich um eine feste Wortverbindung handelte und dass der Kontext etwas mit Ärger/Wut/Zorn zu tun hatte. Deshalb scheint ihm ein spezialisiertes, onomasiologisch angeordnetes Wörterbuch wie das unsere am besten geeignet. In einem solchen Fall muss er sich auf einen Streifzug durch das entsprechende Kapitel begeben.

Falls der Benutzer vorhat, den gefundenen PH *jmdm. platzt der Kragen* zu verwenden, leistet das Wörterbuch Hilfe bei der Textproduktion in der FS. Sollte er jedoch nur aus Interesse und Neugierde den PH suchen, um seinen FS-Wortschatz zu erweitern, handelt es sich um eine Hilfe bei der Spracherlernung. Wiegand (2004: 41) spricht von „Studierfunktion", die das Wörterbuch hiermit erfüllt.

KONSULTATIONSSITUATION 3:

Dank des alphabetischen Zugriffsregisters kann unser Wörterbuch ebenfalls bei der (gestörten) Textrezeption in der FS Hilfe leisten, jedoch nur im begrenzten Maße, weil es verständlicherweise lediglich eine, wenn auch – wie Hessky / Ettinger (1997: XVI) betonen – von der Frequenz her nicht unwichtige, Teilmenge des Phraseolexikons der deutschen Sprache umfasst. Das Problem des Benutzers heißt punktuelle Textverstehensbarriere. Mit Hilfe des Registers kann der Benutzer im Optimalfall den ihm unbekannten und bei der Rezeption eines deutschsprachigen Textes Verstehensschwierigkeiten bereitenden PH finden. Falls das Register einen orientierenden Charakter hat, bekommt der Benutzer bereits durch den Verweis auf das Kapitel (also Ober-/Leit-/Schlüsselbegriff oder im kognitivlinguistischen Sinne Konzept) – sagen wir – „Missmut/Ärger/Wut/Zorn" (und eventuell auch noch andere bedeutungsverwandte (Sub-)Kapitel wie „Aggressives Verhalten") eine erste Verstehenshilfe. Gedacht haben wir dabei an Verstehensschwierigkeiten mit dem PH *an jmdm./etw. sein Mütchen kühlen*.

KONSULTATIONSSITUATION 4:

Ein Studierender des Faches Germanistik bereitet gerade seine Bachelor-/Magister-/Diplomarbeit vor, in der es um Fragen der kontrastiven (deutsch-tschechischen) Phraseologie anhand ausgewählter Bereiche geht. Man denke zum Beispiel an eine vergleichende Arbeit zu PH zum Ausdruck des Ärgers (oder der Freude). Jede derartige Untersuchung geht von einem Korpus aus. Wir behaupten zwar nicht, dass unser Lernerwörterbuch auf Grund seines begrenzten Umfangs die einzige Quelle sein sollte bzw. könnte, es erfüllt aber mit Sicherheit den Anspruch, *eine* der Quellen zu sein (als Hauptquelle sollte im Deutschen ohne Zweifel Duden 11 dienen, wo die PH jedoch nicht nach Begriffen geordnet sind und die Suche deshalb ein mühsames und zeitaufwendiges Durchgehen der über 900 Seiten be-

deutet). Wenn das Lernerwörterbuch zudem tatsächlich das von Hessky / Ettinger (siehe oben) anvisierte Ziel erfüllt und Gebrauchsbedingungen der PH präziser als traditionelle Wörterbücher angibt (d.h. morphosyntaktische Präferenzen/Restriktionen expliziert, illokutive Potenzen des konkreten PH thematisiert u.Ä.), könnte es eine Vorbildfunktion übernehmen und den Studierenden anleiten, worauf er bei der Auswertung seiner – im Idealfall aus elektronischen Korpora – gesammelten Belege achten soll.

KONSULTATIONSSITUATION 5:

Der Benutzer Nr. 5 ist ein Deutschlehrender, der seinen Lernern zeigen möchte, wie unterschiedlich man im Deutschen sagen kann, dass sich jemand ärgert, und zwar nicht nur mithilfe von Einzellexemen wie *sich ärgern, hochgehen, explodieren*, sondern auch phraseologisch *(an die Decke gehen, aus der Haut fahren)*. Der Ausgangspunkt kann ein Text gewesen sein, der im Unterricht behandelt und in dem dieses Thema angesprochen wurde – vielleicht sogar phraseologisch. Aus den in unserem Wörterbuch angeführten PH kann er nach verschiedenen Gesichtspunkten auswählen. Vielleicht sucht er nach vollständig oder teiläquivalenten PH, um den Lernern die Gemeinsamkeiten und Ähnlichkeiten zwischen den beiden Sprachen zu zeigen *(aus der Haut fahren vs. moct vylítnout/div nevylítnout z kůže, jmdm. geht das Messer in der Tasche auf, [wenn…] vs. někomu se otvírá kudla v kapse, když…, in (der) Rage sein vs. být/bejt v ráži)*, möglicherweise ist er aber eher auf der Suche nach sich vom Tschechischen unterscheidenden und deshalb aus der Sicht seiner Lerner ungewöhnlichen und auffälligen Ausdrücken *(einen dicken Hals bekommen/kriegen oder so einen Hals (auf jmdn.) bekommen/kriegen, jmdm. ist eine Laus über die Leber gelaufen/gekrochen)*. Damit die ausgewählten PH seinen Lernern besser im Gedächtnis haften bleiben, sollten sie nicht kontextfrei vermittelt werden. Zu diesem Zweck kann er unter den Belegen im Wörterbuchteil und/oder im Aufgaben- und Übungsteil fündig werden. Sollten die dort angebotenen Aufgaben und Übungen nicht seinen konkreten Vorstellungen oder dem Profil seiner Lerner entsprechen, kann er sich dort zumindest Anregungen holen.

KONSULTATIONSSITUATION 6:

Unser Benutzer Nr. 6 ist in hohem Maße sprachinteressiert und sieht in dem Lernerwörterbuch eine Art Studien- und Lesebuch zu Sprachlernzwecken. Er erwartet, dass es ihm als Navigationshilfe für seine „Streifzüge" durch das Phraseolexikon des Deutschen dient und erhofft sich davon die Erweiterung seines Wortschatzes und somit seiner Sprachkompetenz. Jedes Kapitel, also jede konzeptuelle Domäne, eröffnet ihm den Einblick in ein lexikalisch-semantisches Netz, von dem aus durch Verweise Assoziationen zu anderen Teilnetzen führen: vom Begriff ÄRGER kann man sich Verweise zu ZURECHTWEISUNG, SCHIMPFEN, KRÄNKUNG, STREIT, AGGRESIVES VERHALTEN u.a. vorstellen.

3. FAZIT

Die dargestellten Konsultationssituationen erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit, und doch eröffnet sich bereits anhand dieser Überlegungen ein breites Spektrum an möglichen Benutzugsanlässen und -gründen. Dobrovol'skij (1995: 132f.) hebt den Nutzen eines solchen Wörterbuches wie folgt hervor: „Ein nach begrifflichen Sphären angelegtes Wörterbuch, das moderne allgemein bekannte Idiome einer Sprache enthält, kann das Lernen erleichtern, weil die konzeptuelle Nähe Assoziationen weckt und die Idiome so besser im Gedächtnis haften bleiben. Ein solches Nachschlagewerk muss nach Möglichkeit mit einem traditionellen zweisprachigen Übersetzungswörterbuch und einem Übungsbuch kombiniert werden, denn sonst bleibt sein didaktisches Potenzial m. E. fragwürdig. Ein Lernkomplex dieser Art wäre ein Beitrag zur aktiven Lexikographie." Aus unserer Sicht ist es wichtig zu ergänzen, dass ein phraseologisches (und eben nicht idiomatisches) Lernerwörterbuch auch andere Subgruppen von PH umfassen sollte. Im Falle des von uns näher betrachteten phraseosemantischen Feldes ÄRGER sollten z.B. Routineformeln und relevante Kollokationen mit aufgenommen werden, damit das Wörterbuch tatsächlich den phraseologiebezogenen Bedürfnissen der Benutzer/Lerner sowohl bei der Textrezeption als auch Textproduktion und nicht zuletzt bei der Spracherlernung Genüge leisten kann.

LITERATUR

Bergenholtz, Henning / Tarp, Sven (2005): *Wörterbuchfunktionen.* In: Barz, Irmhild / Bergenholtz, Henning / Korhonen, Jarmo (Hrsg.): *Schreiben, Verstehen, Übersetzen, Lernen.* Zu ein- und zweisprachigen Wörterbüchern mit Deutsch. Frankfurt/M.: Peter Lang, S. 11–25.
Bergerová, Hana (2006): *Wie weit ist es von der phraseographischen Forschung zur phraseographischen Praxis?* In: Kozmová, Ružena (Hrsg.): *Sprache und Sprachen im mitteleuropäischen Raum. Vorträge der internationalen Linguistik-Tage Trnava 2005.* Trnava: Filozofická fakulta, Univerzita sv. Cyrila a Metoda v Trnave, S. 321–330.
Burger, Harald (2003): *Phraseologie: eine Einführung am Beispiel des Deutschen.* Berlin: Erich Schmidt.
Burger, Harald / Dobrovol'skij, Dmitrij / Kühn, Peter / Norrick, Neal R. (2007): *Phraseologie: Objektbereich, Terminologie und Forschungsschwerpunkte.* In: Phraseologie/ Phraseology. *Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung/An International Handbook of Contemporary Research.* Hrsg. v. Burger, Harald / Dobrovol'skij, Dmitrij / Kühn, Peter / Norrick, Neal R. Berlin/New York: *Mouton de Gruyter.* (= Handbücher zur Sprach- und Kommnikationswissenschaft 28; 1,2), S. 1–10.
Dobrovol'skij, Dimitrij (1995): *Kognitive Aspekte der Idiom-Semantik: Studien zum Thesaurus deutscher Idiome.* Tübingen: Narr.
Dornseiff, Franz / Quasthoff, Uve / Wiegand, Herbert Ernst (2004): *Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen.* Berlin/New York: de Gruyter.
DUDEN 11 (2002): *Redewendungen. Wörterbuch der deutschen Idiomatik.* Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag.
Friederich, Wolf (1966): *Moderne deutsche Idiomatik.* Systematisches Wörterbuch mit Definitionen und Beispielen. München: Hueber.
Friederich, Wolf (1976): *Moderne deutsche Idiomatik. Alphabetisches Wörterbuch mit Definitionen und Beispielen.* München: Hueber.
Görner, Herbert (1979): *Redensarten: kleine Idiomatik der deutschen Sprache.* Leipzig: Bibliographisches Institut.
Hessky, Regina / Ettinger, Stefan (1997): *Deutsche Redewendungen. Ein Wörter- und Arbeitsbuch für Fortgeschrittene.* Tübingen: Narr.
Schemann, Hans (1991): *Synonymwörterbuch der deutschen Redensarten.* Stuttgart/ Dresden: Klett.
Wiegand, Herbert Ernst (1998a): *Wörterbuchforschung. Untersuchungen zur Wörterbuchbenutzung, zur Theorie, Geschichte, Kritik und Automatisierung der Lexikographie. 1. Teilbd.* Berlin/New York: de Gruyter.
Wiegand, Herbert Ernst (Hrsg.) (1998b): *Perspektiven der pädagogischen Lexikographie des Deutschen: Untersuchungen anhand von „Langenscheidts Großwörterbuch Deutsch als Fremdsprache".* Tübingen: Niemeyer. (Lexicographica: Series maior; 86)

Wiegand, Herbert Ernst (2004): *Lexikographisch-historische Einführung.* In: Dornseiff, Franz / Quasthoff, Uwe / Wiegand, Herbert Ernst: *Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen. 8.*, völlig neu bearb. und mit einem vollständigen alphabetischen Zugriffsregister versehene Aufl. von Uwe Quasthoff. Berlin/New York: de Gruyter, S. 9–91.
Wotjak, Barbara (2005): *Routineformeln im Lernerwörterbuch.* In: Barz, Irmhild / Bergenholtz, Henning / Korhonen, Jarmo (Hrsg.): Schreiben, Verstehen, Übersetzen, Lernen. Zu ein- und zweisprachigen Wörterbüchern mit Deutsch. Frankfurt/M.: Peter Lang, S. 371–387.

VERWENDETE WÖRTERBÜCHER:

Česko-německý slovník. Bearbeitet unter Leitung u. Redaktion v. Prof. Dr. Hugo Siebenschein. Praha 1998: SPN, Fortuna.
Česko-německý frazeologický a idiomatický slovník (1999). Olomouc: FIN PUBLISHING.
Německo-český a česko-německý slovník (2005). Hrsg. von einem Autorenkollektiv. Olomouc: FIN PUBLISHING .
Německo-český a česko-německý studijní slovník (2006). Hrsg. von einem Autorenkollektiv. Olomouc: Nakladatelství Olomouc.
Německo-český a česko-německý velký slovník […] nejen pro překladatele (2006). Brno: Lingea.

MARIA BISKUP

Einige Überlegungen zu Arten und Folgen der Bedeutungsentwicklung

1. EINFÜHRUNG

In der außersprachlichen Wirklichkeit, im wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Leben kommt es stets zu mannigfaltigen mal kleineren, mal größeren Veränderungen, die immer in der Begriffsbildung und damit auch in den Bedeutungen der Wörter ihren Niederschlag finden. Die Sprache, die im Dienste der Widerspiegelung der Realität steht, unterliegt auf diese Weise gewissen Wandlungen, die als eine natürliche Folge aller Entwicklungen in der außersprachlichen Realität zu sehen sind; in der einschlägigen Literatur werden sie gewöhnlich als Bedeutungswandel bezeichnet.

Der semantische Wandel gehört zu Prozessen, die in den meisten Fällen allmählich verlaufen, eine Ausnahme bildet lediglich die Namengebung, wenn einem neuen Objekt oder Konzept ein Name zugeordnet wird. Im Rahmen des Prozesses der Bedeutungsentwicklung lassen sich grundsätzlich seine Ursachen, Verfahren, Arten und Folgen unterscheiden. Das Ziel dieses Aufsatzes ist es, einen Überblick über die wichtigsten Arten und Folgen des semantischen Wandels zu geben.

2. INNOVATIVER BEDEUTUNGSWANDEL[1]

Der innovative Bedeutungswandel gehört zweifellos zu den häufigsten Arten der Bedeutungsentwicklung. Bei diesem Typ des semantischen Wandels handelt es sich um „die Entste-

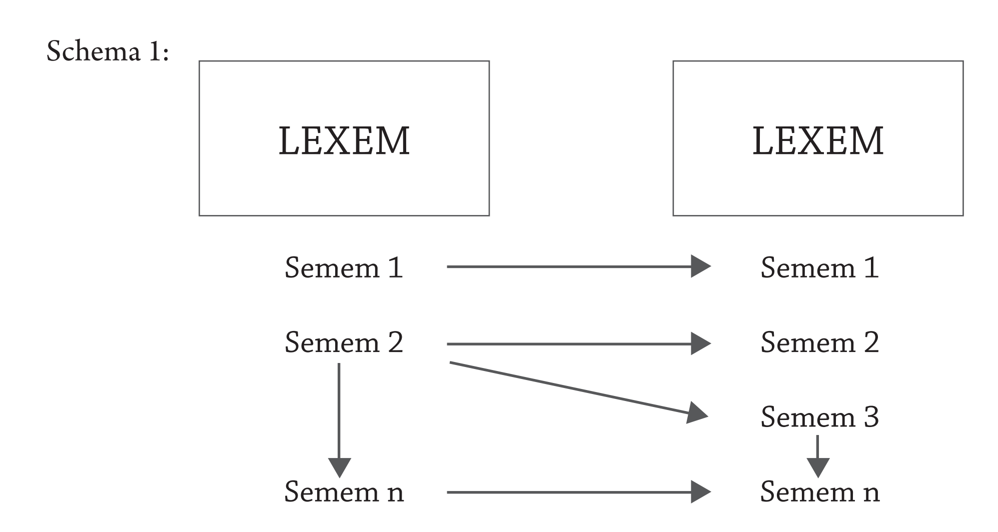
(1) Die Begriffe innovativer Bedeutungswandel und reduktiver Bedeutungswandel wurden von Blank

hung einer neuen Bedeutung mit voll ausgeprägten Bedeutungsebenen bei einem Wort neben der alten."[2] Die neue Variante kann auf dem Wege der metaphorischen Übertragung, metonymischer Verschiebung oder auch mittels eines anderen Verfahrens gewonnen werden. Im Prozess des semantischen Wandels kann eine im Verhältnis zur alten sehr ähnliche neue Bedeutungsvariante entstehen oder aber eine völlig andere, die in ein anderes semantisches Feld eingereiht ist. Diese neue Lesart kann den Bedarf an Benennung für neue Objekte oder Konzepte befriedigen oder auch eine zusätzliche alternative Versprachlichung eines Sachverhaltes darstellen.

Wenn die neue Bedeutungsvariante sich in der Sprache einbürgert, wird der Umfang der Lexembedeutung um ein neues Semem erweitert, das bis dahin im Wörterbuch nicht erfasst wurde und nun als selbstständige Variante gilt. Die Ausgangsbedeutung und die neue Lesart befinden sich in der semantischen Beziehung der Polysemie, die aus dem innovativen Bedeutungswandel resultiert und als dessen Folge zu betrachten ist.

Der innovative Bedeutungswandel lässt sich auf folgende Weise schematisch darstellen:

Schema 1:



3. REDUKTIVER BEDEUTUNGSWANDEL

Der reduktive Bedeutungswandel beruht auf dem „Wegfall einer voll ausgeprägten Bedeutung."[3] Eine Bedeutungsvariante geht der Sprache verloren, wenn sie von den Sprechern nicht mehr verwendet wird. Es gibt viele Gründe, warum Lesarten aufgegeben werden; einer der wichtigsten ist die Mehrdeutigkeit. Die Sprachbenutzer neigen in der Regel dazu,

(1997, 113) übernommen.

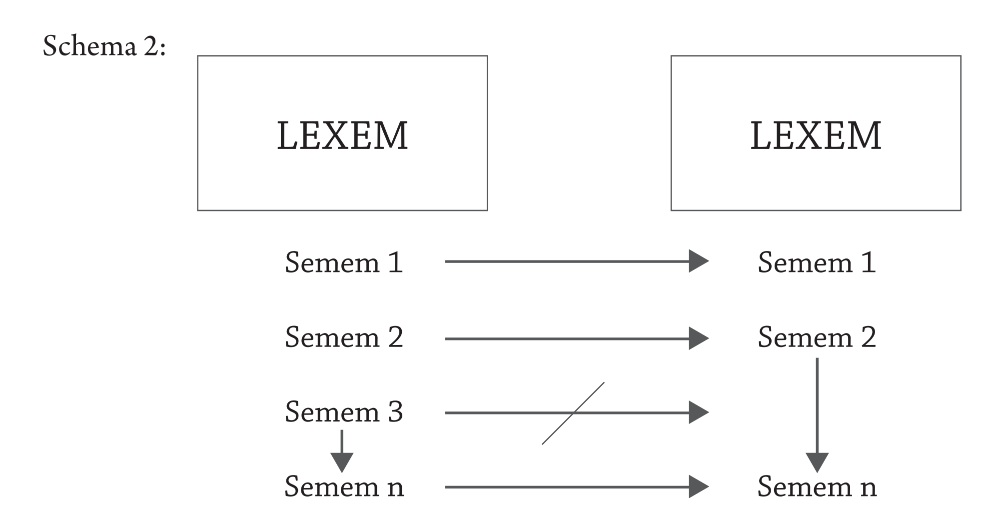
(2) Ebenda.

(3) Blank 1997, 113.

solche Bedeutungsvarianten zu vermeiden, die Missverständnisse verursachen könnten. Diese Strategie kann dazu führen, dass als nicht eindeutig betrachtete Varianten aus dem Sprachgebrauch und schließlich auch aus der Sprache verschwinden. Keller / Kirschbaum machen auf einen weiteren, wesentlichen Grund für das Aufgeben einer Bedeutungsvariante aufmerksam: „Wenn ein Ausdruck für einen bestimmten Anwendungsbereich eine bewertende Bedeutungsvariante bekommt, geht für diesen Bereich die alte Bedeutung verloren.“ [4]

Den reduktiven Bedeutungswandel kann man auf folgende Weise schematisch darstellen:

Schema 2:

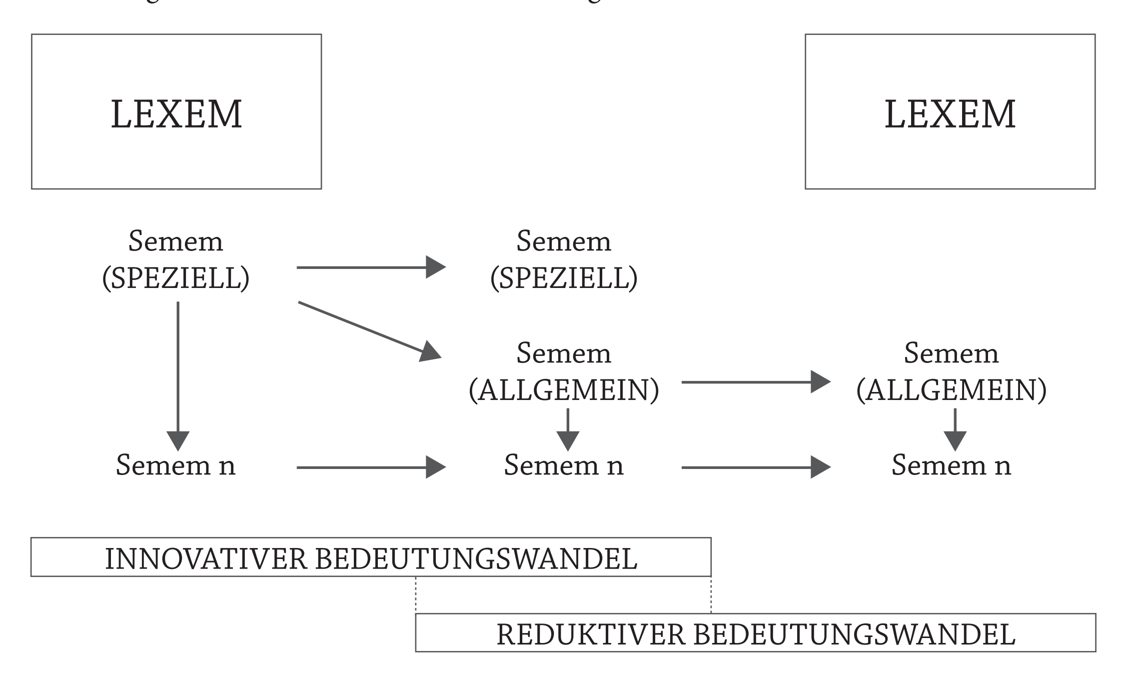


Häufig folgt dem innovativen Bedeutungswandel das Aufgeben einer anderen Bedeutungsvariante des betreffenden Ausdrucks: „Eine neue Verwendungsweise kommt hinzu, und eine andere geht verloren, so dass im Nachhinein der Eindruck entsteht, eine Verwendungsweise habe die andere unmittelbar abgelöst.“ [5] Dieses Phänomen wird in der älteren Sprachwissenschaft als Bedeutungserweiterung oder Bedeutungsverengung eines Ausdrucks aufgefasst. Die beiden Termini sind ein wenig irreführend, da sich die Erweiterung bzw. die Verengung nicht auf die Bedeutung, sondern auf den Denotatsbereich des Lexems bezieht. Bei der Bedeutungserweiterung wird die Anzahl der sie konstituierenden Seme geringer und damit der Denotatsbereich größer. Bei der Bedeutungsverengung ist es umgekehrt: Die Anzahl der Seme wird umfangreicher und der Denotatsbereich enger. Die Bedeutungsverengung ergibt sich oft als Folge der Bedeutungsdifferenzierung; allerdings besteht auch hier zumindest eine Zeitlang die Polysemie von zwei Ausdrücken: der allgemeineren Ausgangsbedeutung und der sich daraus entwickelten spezialisierten Variante. Erst wenn die ältere

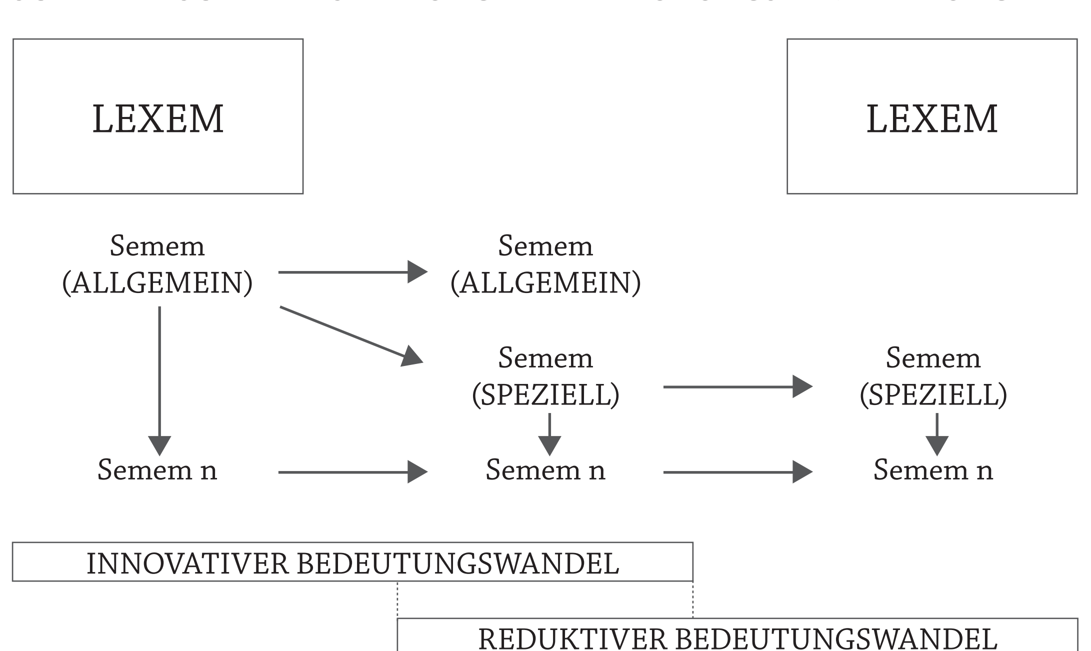
(4) *Keller; Kirschbaum 2003, 107.*

(5) *Fritz 1998, 58.*

allgemeine Variante aufgegeben wird, während die neue erhalten bleibt, kann man von einer Bedeutungsverengung sprechen. Solange die Polysemie der beiden Ausdrücke besteht, haben wir es lediglich mit einem innovativen Bedeutungswandel zu tun.



SCHEMATISCHE DARSTELLUNG DER BEDEUTUNGSERWEITERUNG



SCHEMATISCHE DARSTELLUNG DER BEDEUTUNGSVERENGUNG

Der reduktive Bedeutungswandel kann auch dazu führen, dass ein Lexem völlig aus dem Gebrauch verschwindet. Doch darf man aus der Tatsache, dass ein Ausdruck oder eine Bedeutungsvariante in einem konkreten Korpus nicht vorkommt, nicht darauf schließen, dass diese Variante nicht mehr verwendet wird.

4. VERÄNDERUNGEN IM KONNOTATIVEN BEREICH

Eine besondere Folge des semantischen Wandels bilden Veränderungen im konnotativen Bereich, die entsprechend als Bedeutungsverbesserung und Bedeutungsverschlechterung bezeichnet werden. Die Bedeutungsverbesserung eines Ausdrucks hängt mit seiner gesellschaftlichen Aufwertung zusammen: Die neue Bedeutung des Lexems wird im Vergleich zu der Ausgangsbedeutung als besser, nützlicher bzw. wertvoller empfunden. Die Umkehrung dieses Prozesses stellt die Bedeutungsverschlechterung dar, infolge dessen eine neue Bedeutung des Ausdrucks entsteht, die als weniger wertvoll bzw. nützlich betrachtet wird.

Die Veränderungen im konnotativen Bereich verkörpern die nicht-intentionale Folge der emotionell geladenen Ausdrucksweise. Häufige Verwendung von Ausdrücken, deren Aufgabe es ist, die Realität auf beschönigende, drastische oder ironische Art darzustellen, kann dazu beitragen, dass sich die soziale Bewertung der betreffenden Lexeme ändert. Meistens führt diese Art der semantischen Veränderungen zu Bedeutungsverschlechterung. Auch „Routinisierung besonders höflicher Redeweisen“ [6] kann einer Verschlechterung der Bedeutung zugrunde liegen.

5. WANDEL IN KONSTELLATIONEN VON AUSDRÜCKEN

Diese Art des semantischen Wandels ergibt sich aus den drei oben beschriebenen Arten der Bedeutungsentwicklung. Durch Entstehung und Verschwinden von Bedeutungsvarianten sowie Veränderungen im konnotativen Bereich ändert sich nicht nur die Bedeutung eines einzelnen Lexems. Da die Wörter Bestandteile größerer semantischer Konstellationen sind, kann der semantische Wandel eines Ausdrucks Veränderungen innerhalb seines gesamten Sinnbezirks auslösen.[7] Die Bedeutungserweiterung von mhd. vrouve (verwendet zunächst in Bezug auf adelige weibliche verheiratete Personen) zu Frau als Bezeichnung auch nicht adeliger weiblicher Personen, verursachte die Verschlechterung der Bedeutung von wip (Weib), das ursprünglich als neutrale Bezeichnung für eine nicht adelige weibliche Person galt.

---

(6) *Fritz 1998, 60.*

(7) Ebenda, 63.

Auch Entlehnungen aus fremden Sprachen sowie Neubildung von Wörtern können Bedeutungsverschiebungen im gleichen Sinnbezirk bewirken und folglich zu einem Wandel in den Konstellationen von Ausdrücken führen.[8]

6. ZUSAMMENFASSUNG

Das Ziel dieses Aufsatzes war es, einen Überblick über die wichtigsten Arten der Bedeutungsentwicklung zu geben sowie die Folgen dieser sprachlichen Erscheinung zu beschreiben. Bei der Darstellung wurden folgende Arten der Bedeutungsentwicklung berücksichtigt: innovativer Bedeutungswandel, reduktiver Bedeutungswandel, Veränderungen im konnotativen Bereich und Wandel in den Konstellationen von Ausdrücken. Als Folgen des semantischen Wandels wurden Polysemie, Verschwinden einer Bedeutungsvariante, Bedeutungserweiterung, Bedeutungsverengung sowie Bedeutungsverbesserung und Bedeutungsverschlechterung genannt. In manchen Fällen ist es besonders schwer, eine klare Grenze zwischen den Arten des semantischen Wandels und seinen Folgen zu ziehen. Aus diesem Grunde ist es wichtig, diese zwei Aspekte der Bedeutungsentwicklung als zwei Faktoren zu betrachten, die sich gegenseitig bedingen und zugleich auch ergänzen.

(8) *Vgl. Schippan 1972, 202.*

LITERATUR

Baldinger, K. (1957): *Die Semasiologie. Versuch eines Überblicks.* Berlin.
Blanke, H.G. (1973): *Einführung in die semantische Analyse.* München.
Busse, D. (1987): *Historische Semantik: Analyse eines Programms.* Stuttgart.
Bussmann, Hadumod (1990): *Lexikon der Sprachwissenschaft.* Stuttgart.
Fritz, Günther (1998): *Historische Semantik.* Stuttgart-Weimar.
Geeraerts, D. (1997): *Diachronic Prototype Semantics. A Contribution to Historical Lexicology.* Oxford.
Glück, H. und S. / Wolfgang W. (1990): *Gegenwartsdeutsch.* Stuttgart.
Harm, V. (1999): *Zur Ermittlung von Regularitäten des semantischen Wandels.* In: Spillmann, H.O. / Warnke, I. (Hg.), *Internationale Tendenzen der Syntaktik, Semantik und Pragmatik.* Frankfurt am Main.
Keller, R. (1990): *Sprachwandel. Von der unsichtbaren Hand in der Sprache.* Tübingen.
Keller, R. / Kirschbaum, I. (2003): *Bedeutungswandel. Eine Einführung.* Berlin-New York.
Klein, F.-J. (1997): *Bedeutungswandel und Sprachendifferenzierung.* Tübingen.
Lewandowski, Th. (1985): *Linguistisches Wörterbuch.* Heidelberg-Wiesbaden.
Möller, A. (1978): *Bedeutungsstruktur, Bedeutungsbeziehungen und Bedeutungsentwicklung von Personalkollektiva im Deutschen.* Rostock.
Paul, H. (1909): *Prinzipien der Sprachgeschichte.* Halle (Saale).
Philipp, M. (1998): *Semantik des Deutschen.* Berlin.
Schippan, T. (1972): *Einführung in die Semasiologie.* Leipzig.
Schippan, T. (1992): *Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache.* Tübingen.
Stedje, A. (2001): *Deutsche Sprache gestern und heute.* München.
Stern, G. (1974): *Allgemeine Theorie des Bedeutungswandels.* In: Dinser, G. (Hg.): *Zur Theorie der Sprachveränderung.* Berlin. S. 67–112.
Stöcklein, J. (1898): *Bedeutungswandel der Wörter. Seine Entstehung und Entwicklung.* München.
Ullmann, S. (1972): *Grundzüge der Semantik. Die Bedeutung in sprachwissenschaftlicher Sicht.* Berlin New York.
Wellander, E. (1917): *Studien zum Bedeutungswandel im Deutschen (Band I).* Uppsala.
Wiktorowicz, J. (1987): *Zu einigen Fragen des Bedeutungswandels.* In: *Zur jüngeren Geschichte der deutschen Sprache. Beiträge zum internationalen Kolloquium „Sprache in der sozialen und kulturellen Entwicklung. Zum 100. Geburtstag von Theodor Frings“ vom 22. bis 24. Juli 1986 in Leipzig.* Leipzig, S. 75–84.

HANA BORSUKOVÁ

Komposita in der deutschen Fachlexik

Der Artikel befasst sich mit der fachsprachlichen Wortbildung, vor allem mit Komposition im Deutschen und Slowakischen. Das Ziel ist es, eine lexikalische Bedeutung der Komposita (am Beispiel der deutschen Fachsprache der Landwirtschaft) zu erstellen und sie mit den slowakischen zusammengesetzten Fachwörtern zu vergleichen.

1. FACHSPRACHE DER LANDWIRTSCHAFT

Bei der Wortbildungsanalyse gehen wir von der Charakteristik der landwirtschaftlichen Fachsprache aus, in der sich das breite Fachgebiet der Landwirtschaft widerspiegelt. „Die landwirtschaftlichen Fachsprachen mögen als Beispiel dienen für den Werdegang einer traditionellen, einst polyfunktionellen Fachschicht, die sich erst in der Neuzeit in eine Reihe von Fachsprachen differenziert hat." *(Drozd/Seibicke 1973: 103)*. Hier kommen Prozesse der Spezialisierung und der Integration zum Ausdruck, die mit der Bildung moderner Wissenschaftsfächer verbunden sind. Aus diesem Grunde gehören hierzu neben Termini der traditionellen Landwirtschaftsbereiche wie Tierzucht, Pflanzenanbau, Bodenkultur u.a. auch Fachtermini aus dem Bereich der Genetik, Zellphysiologie, Landschaftsplanung, Agrarökonomie, des Maschinenbaus und einer Reihe von weiteren Natur-, Gesellschafts- und technischen Wissenschaftsbereichen. Weiter heißt es dazu bei Drozd/Seibicke (1973: 103): „Auch innerhalb der bestehenden Disziplinen erfolgt eine stetige Erweiterung und Präzisierung von Erkenntnissen, die neue sprachliche Zugriffe erfordert." Neue Forschungsergebnisse, der Gebrauch von modernen Mechanismen und Geräten, die Einführung neuer Technologien, das alles findet im Fachwortschatz seinen Niederschlag.

Es verschwinden die Fachausdrücke wie Windfege rajtár, Mandel mandeľ, Butterfass maselnica, Getreidegrube obilná jama und viele andere, denn mit den Gegenständen, die nicht mehr gebraucht werden, sind auch ihre Benennungen verschwunden und umgekehrt kommen als Bezeichnungen von neuen Sachverhalten neue Termini wie Broiler brojler, Biotechnologie biotechnológia, Alleinfuttermittel kompletná kŕmna zmes und viele andere zustande“ *(Borsuková 1999: 150)*.

Viele Termini, die aus dem Alltag stammen, bewahren seit jeher die gleiche Bedeutung: Boden *pôda*, Tier *zviera*, Pflanze *rastlina*. Andere haben zwar immer ihre ursprüngliche Form, aber der Inhalt hat sich im Laufe der Zeit wesentlich geändert. Hierher gehören auch traditionelle Arbeitsverfahren wie Säen *sejba*, Melken *dojenie*, Füttern *kŕmenie*.

2. PRODUKTIVE WORTBILDUNGSARTEN IN DER DEUTSCHEN UND SLOWAKISCHEN FACHSPRACHE

Für die Fachsprache ist es typisch, dass die bei der Bildung von Termini verwendeten Wortbildungsmittel und -verfahren grundsätzlich mit denen der Allgemeinsprache übereinstimmen. Einige Wortbildungsmittel und -arten werden aber in der Fachsprache stärker gebraucht als andere. Im Folgenden wird versucht, einige gemeinsame, ähnliche und abweichende Erscheinungen struktureller und semantischer Art in der Gestaltung sprachlicher Benennungen für Fachkomposita im Deutschen und Slowakischen zu vergleichen. Die einzelnen Wortbildungsarten, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, die aber bei fachsprachlichen Benennungen in beiden Sprachen relevant sind, seien nur kurz erwähnt. Es handelt sich um Derivation und Mehrwortbenennungen. Horecký (1956: 93) schreibt dazu: „In der Fachterminologie werden im Ganzen alle Wortbildungstypen mit Suffixen und Präfixen ausgenutzt, dennoch gibt es Unterschiede im Gebrauch einzelner Suffixe und Präfixe, in einigen Fällen handelt es sich um ganz neue Suffixe.“

Im Slowakischen gilt die Derivation als die produktivste Wortbildungsart. Durch Suffigierung entstehen im Deutschen vor allem fachsprachliche Substantive und Adjektive. Im Slowakischen ist die Suffigierung die relevanteste Wortbildungsart beim Substantiv, begegnet jedoch auch beim Adjektive. Bei Verben ist das Inventar der Suffixe in beiden Sprachen gering. Bei den untersuchten deutschen Fachwörtern wird das substantivische Suffix *-ung* häufig gebraucht. Das zweitproduktivste ist das Suffix *-er* mit der Variante *-ler*; darauf folgen *-keit* und *-heit*. Bei den slowakischen substantivischen Termini sind es die Suffixe *-teľ, -č, -ár, -tiar*.

Die Präfigierung ist in den Terminologien beider Sprachen die produktivste Wortbildungsart bei Verben. Im Deutschen sind es die Präfixe *ver-, er-, an-, ab-, zer-, ent-, auf-*. Die slowakischen Verbalpräfixe stimmen meist mit den primären Präpositionen *pod-, nad-, pred-, od-* überein.

Eine wichtige Rolle in der Bildung der Benennungen in der deutschen Fachsprache der Landwirtschaft spielen Mehrworttermini, die in mehrere Strukturmodelle gegliedert werden können, wobei das produktivste Modell die Verbindung Adjektiv + Substantiv ist, z.B. vegetative Fortpflanzung *vegetatívne rozmnožovanie*. Das gleiche Modell ist auch im Slowakischen sehr produktiv.

3. KOMPOSITION

Beim Vergleich der Struktur und der Funktion der Wortbildungsarten im Deutschen und Slowakischen geht man von der Tatsache aus, dass es sich um zwei genetisch und typologisch unterschiedliche Sprachen handelt. Das Slowakische betrachtet man als eine Sprache mit flektierender Morphologie, deren Wortbildung agglutinierend ist, und in der die Derivation durch Suffixe dominant ist. Das Deutsche dagegen hat eine polysynthetische Wortbildung, was in der Komposition als produktivstem Wortbildungsverfahren ersichtlich wird. Der Vorteil der Fachkomposita besteht nicht nur in ihrer Bündigkeit, sondern auch darin, dass sie der häufigen Forderung der Fachsprache entsprechen, zwei oder mehrere Begriffe durch ein Wort auszudrücken. „Vor allem Fachsprachen neigen dazu, den Platz unmittelbar links vom lexikalischen Kopf nominaler Gruppen zu einer Erinnerung an definitorische Merkmale des gemeinten Objekts zu nutzen, in gewisser Weise zusammenzufassen, was der Leser aus einem vorliegenden oder aus sonstigen Texten schon weiß" *(Eichinger 1997: 35)*. Außerdem ermöglicht ein Fachkompositum eine einfache und direkte Weise der Bildung von Begriffsstufen und -reihen, z.B.: *Automat, Futterautomat, Kastenfutterautomat…,* bzw.: *Tierfütterung, Schweinefütterung, Rinderfütterung, Hühnerfütterung…*

In der deutschen Fachsprache kommt die Komposition vor allem bei der Bildung substantivischer Termini vor. Durch Komposita lassen sich bestimmte Sachverhalte präziser bezeichnen als durch Ableitungen. Am häufigsten findet man, ähnlich wie in der Allgemeinsprache, Bildungen aus zwei Konstituenten: Knochengewebe kostné tkanivo, Hühnermast chov sliepok.

4.1 SUBSTANTIV

Das produktivste Wortbildungsmodell in der deutschen Fachsprache der Landwirtschaft ist die Form Substantiv^1 + Substantiv^2: Trommelbrecher *bubnový drvič*, Kronenansatz *nasadenie koruny*, Ackersohle *podorničie*.

In vielen Fällen findet man in Fachtexten der Landwirtschaft folgende Strukturen: Adjektiv + Substantiv: Großmästerei *veľkovýkrmňa*, Reinrassigkeit *čistokrvnosť*, Rundregner *kruhový postrekovač*.

Verb + Substantiv: Rollkrankheit *zvinutka, kučeravosť*, Fressgier *žravosť*, Rüttelband *vytriasací pás*.

Seltener vertreten sind Fachwörter, bei denen das Kompositum aus Pronomen, Partikel oder Numerale als Bestimmungswort und Substantiv als Grundwort besteht z.B.:

Selbstbestäuber *samoopelovač,* Rückkreuzung *spätné kríženie,* Erstlingsjahr *prvý rok úžitkovosti.*

Im Unterschied zur Allgemeinsprache sind dreigliedrige Bildungen in den deutschen Fachtexten sehr produktiv. Das häufigste Wortbildungsmodell ist Substantiv^1 + Substantiv^2 + Substantiv^3: Tierkörpermehl *mäsovo-kostná múčka,* Zuckerrübenschnitzel *rezky cukrovej repy.*

Adjektiv + Substantiv^1 + Substantiv^2: Großvieheinheit *veľká dobytčia jednotka,* Magermilchmast *výkrm odstredeným mliekom,* Trockengrasmehl *trávová múčka.*

Verb + Substantiv^1 + Substantiv^2: Nutztierrasse *plemeno úžitkových zvierat,* Nährstoffzufuhr *prívod živín.*

Substantiv^1 + Adjektiv + Substantiv^2: Futtertrockenmasse *kŕmna sušina,* Broilertiefstreu *podstielka pre brojlery.*

Substantiv^1 + Verb + Substantiv^2: Salzleckstein liz, Rübensämaschine *repná sejačka.*

Selten kommen Formen vor wie Adverb + Substantiv: Innenfettgehalt *obsah vnútorného tuku;*

oder Adjektiv^1 + Adjektiv^2 + Substantiv: Trockengrobfutter *malé objemové krmivo;*

oder Adverb + Adjektiv + Substantiv: Frischmagermilch *čerstvo odstredenné mlieko.*

Weinrich (1993: 927) schreibt dazu: „Die Komplexität und der Umfang eines Kompositums sind im Prinzip nur durch die Grenzen des Kontextgedächtnisses begrenzt; gemeinsprachlich treten aber im Gespräch nur sehr selten Bildungen auf, die aus mehr als drei Lexemen bestehen."

In der deutschen Fachsprache gibt es sogar recht häufig Komposita, die aus vier bzw. fünf Konstituenten gebildet werden, z.B.: Gabeltrommelselbsthinleger *vkladaný zubový bubon,* Grünfuttertrocknungsanlage *sušička zeleného krmiva,* Kleeblattgallmücke *byľomor ďatelinový,* Baumwollsaatextraktionsschrot *bavlníkový extrahovaný šrot,* Scheibenradfutterschneidemaschine *disková krmivová strúhačka.*

Durch die Komposition entstehen in der deutschen Fachsprache die meisten substantivischen Fachwörter. Aus semantischer Sicht wird diese Wortbildungsart verwendet bei Benennungen zoologischer, botanischer und mineralogischer Nomenklaturen, bei Bezeichnungen von Maschinen und Geräten, von physiologischen und biochemischen Prozessen sowie von Früchten, landwirtschaftlichen Produkten, Landarbeiten und -tätigkeiten.

4.2 ADJEKTIV

Zusammengesetzte Adjektive sind zwar in der Fachsprache weniger frequentiert als einfache Termini oder Ableitungen, dennoch kommen sie häufiger vor als in der Allgemeinsprache. Bei den zusammengesetzten adjektivischen Bildungen wird die Fähigkeit des Adjektivs genutzt, Eigenschaften des Grundbegriffs präziser auszudrücken.

Das Grundwort ist ein Adjektiv bzw. ein Partizip, das Bestimmungswort ein Substantiv, Adjektiv aber auch Numerale, eine Partikel oder ein Verb: sortenrein *čistej odrody*, einhäusig *jednodomý*, gefriergetrocknet *sušený vymrazovaním*.

In semantischer Hinsicht charakterisieren Adjektive in der landwirtschaftlichen Fachsprache Eigenschaften von Tieren, Pflanzen, Produkten oder biochemischen Stoffen.

4.3 VERB

Beim Verb spielt die Komposition in beiden Sprachen nur eine marginale Rolle. Der Grund dafür liegt darin, dass in der Fachsprache Verbtermini nur selten vorkommen: *sonnentrocken* sušiť na slnku, *trockenstellen* zasušiť. Sie benennen hauptsächlich Tätigkeiten der Menschen in der Landwirtschaft und physiologische Prozesse bei Tieren und Pflanzen.

Im Vergleich zum Deutschen ist der Gesamtanteil an Komposita im landwirtschaftlichen Wortschatz des Slowakischen gering. Am häufigsten begegnet diese Wortbildungsart bei Adjektiven, die botanische und zoologische Benennungen bilden: hrubozrnný *grobkörnig*, jednodomý *einhäusig*.

Die adjektivischen Komposita benennen zumeist Eigenschaften: hladkolistý glattblättrig oder Quantität: jednoriadkový einreihig, viacstonkový vielstengelig. Häufig sind auch Komposita, in denen das Verb und der von der Handlung betroffene Gegenstand vorkommen: hmyzožravý *insektfressend*, kvetonosný *blütentragend*.

5. KOMPOSITION IM SLOWAKISCHEN

Im Slowakischen werden die meisten substantivischen Komposita in der Weise gebildet, dass ihre beiden Konstituenten durch das Morphem *-o-* verbunden werden z.B.: plodolist *Fruchtblatt*, lykožrút *Borkenkäfer*.

Den produktivsten Typ bilden Komposita, bei denen zwischen dem ersten und dem zweiten Wort Rektion besteht: malotraktor *Kleintraktor*, bieloklasovosť *Weißährigkeit*.
Zu den häufigsten Typen gehören Strukturen, die aus Adjektiv + Substantiv gebildet werden: hrubozrnitosť *Grobkörnigkeit*, oder Substantiv + Verb lykožrút *Borkenkäfer*, kalojem *Schlammgrube*, Numerale + Substantiv štvortakt *Viertakt*, málokrvnosť *Blutarmut*, Pronomen + Substantiv samoviazač *Selbstbinder*, všedrvič *Allesmuser*.

6. ERGEBNISSE DER ANALYSE

Es wurde gezeigt, dass bei der Bildung von Termini der Fachsprache im Deutschen der Komposition die wichtigste Funktion zukommt, wie dies auch in der Allgemeinsprache der Fall ist. Innerhalb der Gesamtzahl von fast 3000 Belegen bilden substantivische Komposita, die aus zwei Konstituenten bestehen, 63,6 %, solche aus drei Konstituenten 24,5 %, aus vier Konstituenten 2,6 % und aus fünf Konstituenten 0,18 %.

Die häufigste Struktur besteht in der Zusammensetzung aus zwei Substantiven. In der Terminologie des Slowakischen spielt die Komposition nur eine geringe Rolle, häufiger kommt sie nur beim Adjektiv vor. Dennoch ist es zu erwähnen, dass in der letzten Zeit bei den slawischen Sprachen eine stärkere Konkurrenz der Komposition gegenüber der Derivation zu beobachten ist *(vgl. Buzassyová 2003: 31)*. Ferner wurden die folgenden Wortbildungstendenzen im Polnischen, Tschechischen und Bulgarischen festgestellt:

a) Übernahme aus dem Englischen
b) Hinzukommen neuer Komponenten sowie ein stärkeres Vorkommen radixoider, präfixoider und suffixoider Komponenten wie *euro-*, *tele-*, *mega-*
c) ein sich änderndes Verhältnis im Vorkommen wortbildender Arten zugunsten der Präfigierung und der Komposition, wobei sich die Präfigierung von der traditionellen Domäne (Wortbildung des Verbs) auch auf die Substantiv- und Adjektivbildung ausgedehnt hat *(Martincová 2003: 38-39)*.

Es könnte hinzugefügt werden, dass ähnliche Wortbildungstendenzen auch für die Fachsprache des Slowakischen gelten. Schließlich ist eine bei der Analyse der Fachtexte in beiden untersuchten Sprachen auffallende Erscheinung zu nennen, nämlich die Tendenz zur Kurzwortbildung als Bemühung um Sprachökonomie. Oft kommen vor allem Komposita mit Initialwörtern, aber auch verschiedene andere Strukturen vor.

7. SCHLUSSFOLGERUNG

Die Komposition stellt die grundlegende Wortbildungsart sowohl im Allgemein- als auch im Fachwortschatz des Deutschen dar. Der Vorteil der Komposita besteht nicht nur ihrer Bündigkeit, sondern auch darin, dass sie der häufigen Forderung der Fachsprache entsprechen, zwei oder mehrere Begriffe durch ein Wort auszudrücken. Außerdem ermöglicht das Kompositum in der Fachsprache eine einfache und direkte Weise der Bildung von Begriffsstufen und -reihen. Die Komposition kommt in der deutschen Fachsprache vor allem bei der Bildung der substantivischen Termini vor, was in der nominativen Funktion der Fachbenennungen begründet ist. Die Zusammensetzungen ermöglichen es, die gewählte Aussage innerhalb des logischen Begriffsspektrums präziser auszudrücken als Derivate dies vermögen. Im Slowakischen sind Zusammensetzungen im adjektivischen Bereich am produktivsten. Allerdings ist der Gesamtanteil von Zusammensetzungen am slowakischen Fachwortschatz sehr gering. Diese Differenz ergibt sich aus dem unterschiedlichen Charakter beider Sprachen, wobei die produktivste Wortbildung im Deutschen die Komposition und im Slowakischen die Derivation ist.

LITERATUR

Borsuková, Hana (1999): *Beschreibung des deutschen Fachwortschatzes im Vergleich mit dem Slowakischen.* In: Eroms, Hans-Werner / Eichinger, Ludwig M. / Borsuková, Hana / Pongó, Stefan (Hgg.): *KontaktSprache Deutsch II.* Nitra – Passau, S. 150–154.
Buzassyová, Klára (2003): *Zložené slová z hľadiska internacionalizácie a inovácií.* In: *Jazykovedný časopis, roč.54, 1–2.* Slovac Academic Press, Bratislava, S. 31–50.
Drozd, Lubomír; Seibicke, Wilfried (1973): *Deutsche Fach- und Wissenschaftssprache. Bestandaufnahme –Theorie und Geschichte.* Wiesbaden, Oscar Brandstetter Verlag.
Eichinger, Ludwig. M. (1997): *Vom Nutzen neuer Nomina.* In: Eichinger, Ludwig M.; Pongó, Stefan (Hrsg.): *Sprache und Literatur in Theorie und Lehre.* Nitra/Passau, S. 35–44.
Horecký, Ján (1956): *Základy slovenskej terminológie.* Bratislava.
Jančovičová, Ľudmila (2000): *K niektorým aspektom slovotvorby vo vyučovaní jazykov.* In: *Acta Nitriensiae* 3. Nitra, UKF, S. 327–345.
Martincová, Olga (2003): *Neologizmy a lexikografia.* In: *Slowotworstvo/Nominacja, Komparacija wspolczesnych jezykow slowianskich.* Red. Ingeborg Ohnheiser. Universytet Opolski.
Veselská, Gertrúda (2004): *Nominalkomposita in der Fachsprache der Landwitrschaft.* Diss. Ped. fakulta UK. Bratislava.
Weinrich, Harald (1993): *Textgrammatik der deutschen Sprache.* Mannheim. Dudenverlag.

PETER ĎURČO

Modellbeschreibung für Kollokationen mit Basiswort Verb

1. ALLGEMEINE BEMERKUNGEN

Die lexikographische Beschreibung von Kollokationen stößt auf zahlreiche Probleme. In der Theorie herrscht Uneinigkeit und Unklarheit bereits in der Terminologie. Die Unterscheidung zwischen Kookkurrenzen, Kollokationen und usuellen Wortverbindungen ist in der Theorie aber vor allem in der Wörterbuchpraxis nicht so deutlich *(vgl. Čermák, 2006a)*. Kookkurrenz wird als quantitativ signifikantes Kovorkommen von Zeichenketten (berechnete Einheiten je nach statistischem Maß) verstanden *(vgl. Heyer et al, 2006, 134–155)*. Bei Kollokationen geht es um die Basis-Kollokator-Beziehung auf der lexikalischen Ebene. Nach Hausmann handelt es sich um präferierte Kombinatorik einzelner lexikalischer Einheiten (1985). Nach Steyer sind Usuelle Wortverbindungen konventionalisierte, kontextuell restringierte und vor allem pragmatisch motivierte syntagmatische Bildungsmuster von Mehrwortausdrücken und zumindest minimal lexikalisierte Entitäten (funktionale Chunks). [1]

In der slowakischen Linguistik wird zwischen Kollokationen im engeren und breiteren Sinne unterschieden. Das breitere Konzept stützt sich auf das sog. Kollokationskontinuum des Schlüsselwortes, das auf Grund der statistischen Ermittlungen aus den Kor-

(1) *http://www.ids-mannheim.de/ll/uwv/*

pora generiert wird und bildet somit das Kollokationsparadigma des Wortes *(vgl. Ďurčo, 2007a, b)*. Die engere Auffassung stützt sich auf das sog. kombinatorische Kontinuum, wo neben dem Häufigkeitskriterium auch noch qualitative Kriterien eine wichtige Rolle spielen. Es handelt sich um die funktionale Bestimmung (notionale Bezeichnung eines konventionalisierten Begriffs), die Festigkeit der Wortverbindung, repräsentiert durch ihre Benennungsfunktion und Typikalität, repräsentiert durch Kollokabilitätspräferenzen der Komponenten *(vgl. Jarošová, 2000, 2007)*.

Trotz der neuen sprachtechnologischen Analysemöglichkeiten herrscht in der Kollokationsforschung und gesetzmäßig dann auch in der Kollokationslexikographie immer noch Skepsis hinsichtlich der Möglichkeit, die Daten vollständig zu erfassen und zu beschreiben *(vgl. Čermák, 2006b)*. Diese Skepsis resultiert aus zwei Problemen. Das erste Problem ist qualitativer Natur und offenbart sich in Versuchen, die usuellen Wortverbindungen nach linguistischen, vor allem semantischen Kriterien zu klassifizieren, wobei das Prinzip der Ganzheitlichkeit der Gesamtbedeutung die Hauptrolle spielt. Wortkombinationen stellen jedoch ein diffuses Kontinuum von semantisch unterschiedlich stark verbundenen Elementen dar. Die Grenzen zwischen „frei" und „fest" lassen sich somit nicht eindeutig festlegen. Dies äußert sich auch in der Vielfalt von nur vage oder überhaupt nicht definierten Begriffen für das Erfassen dieser abgestuften Stärke bzw. Schwäche der Bindung von Elementen in den jeweiligen Definitionen.

Das zw eite Problem bei der Erfassung von Kollokationen zeigt sich beim sprachstatistischen Herangehen. Viele Tools basieren auf der Berechnung des statistisch signifikanten Kovorkommens zweier Wortformen in einem lokalen Kontext. Stellvertretend kann man die Problematik anhand der Auffassung von *Heyer / Quasthoff / Wittig (2006)* darstellen. Zwei Wörter stehen danach in einer statistisch signifikanten Relation, wenn sie in einer syntagmatischen Relation stehen und ihr gemeinsames Auftreten mit Bezug auf ein Signifikanzmaß nicht zufällig ist (S. 24). Man geht hier von der Voraussetzung aus, dass häufiges gemeinsames Auftreten zweier Wortformen in enger textueller Nachbarschaft oder in einem definierten Textabschnitt immer ein starkes Indiz für einen semantischen Zusammenhang ist (S. 134).

Ein weiteres großes Problem beim lexikographischen Erfassen der Kollokationen ist ihre Anordnung im Wörterbuch. Drei Anordnungsprizipien von Mehrworteinheiten sind in Wörterbüchern möglich:

a) semantisches Prinzip – die Wortverbindung wird einer der Bedeutungen zugeordnet
b) klassifizierendes Prinzip – die Anordnung von Mehrworteinheiten geschieht auf Grund einer Typologie oder Klassifikation von Wortverbindungen, meistens unterteilt in usuelle, lexikalisierte, idiomatische bzw. phraseologische, terminologische und propriale Mehrworteinheiten
c) formales Prinzip – es stützt sich auf die alphabetische Anordnung entweder nach der ersten Komponente oder nach der sog. Schlüsselkomponente der Wortverbindung.

Nun ist jedoch kein Wörterbuch im Stande, ein einziges Prinzip klar und konsequent anzuwenden. Man stößt immer auf verschiedene hybride Mischanordnungen. Ein weiteres Problem liegt darin, dass man vom Benutzer eine mehr oder weniger aufwendige Abstraktionsfähigkeit erwartet, durch die er die im Wörterbuch angewandten Prinzipien nachvollziehen soll.

2. KOLLOKATIONEN ALS SEPARIERTE WORTFORMEN

Bei meinem Vorschlag für die Sortierung von Kollokationen gehe ich davon aus, dass die Kollokationen in der Sprache ein typisches Produkt des Prinzips der funktionalen Separation und Emanzipation von sprachlichen Formen *(vgl. Dolník 1997, 1998)* darstellen; ich möchte auch begründen, warum das morphologische Prinzip als Grundprinzip der Klassifikation für die Anordnung von Kollokationen von den binären Kombinationen der Wortformen ausgehen soll.

Kollokationen entstehen im Sprachgebrauch durch das den Sprechern innwohnendes Bedürfnis nach sprachlicher Effizienz. Wörter werden auf dieselbe Weise miteinander kombiniert, um damit konkreten kommunikativen Erfordernissen besser gerecht zu werden. Dies kann man sogar am Beispiel eines einzigen Wortes zeigen. Aus dem vollständigen Flexionsparadigma des Verbs haben spezialisierten sich durch Emanzipation und Separation einzelne Mitglieder für individuelle Funktionen, wie z. B.: wir haben´s ja, die haben´s ja, dich hat´s wohl!, jetzt hab ichs, ich habs!, es hat sich (mit etw.), hat sich was!, hab dich nicht so!, da hast du´s, da haben wir´s, wie gehabt. Diese Wortformen des Verbs haben stehen isoliert außerhalb der regulären Paradigmatik und Syntagmatik ihres „Donators".

Das Prinzip der Separation der Wortformen als Basis für Kollokationen gilt in der Sprache generell. Die Differenzen liegen in der unterschiedlichen Besetzung einzelner Wortformen als Kollokationsbasen. Als Beispiel können wir das Verb sagen beobachten:

Infinitiv:
Ade, Adieu, Amen, auf Wiedersehen, aufmunternde Worte, Bescheid, jm etwas anständig / gehörig / gründlich / ordentlich, Bescheid, Bissigkeiten, Blödsinn, durch die Blume etwas jm, Bonmot, Bosheiten, Dank, Dankeschön,… sagen

Dies bedeutet, dass die Bildung von einzelnen paradigmatischen Formen des Verbs sagen mit diesen Kollokatoren praktisch uneingeschränkt verläuft. Danach folgen weitere Wortformen mit engerem Kollokationspotenzial, vgl.:

Negation:
um nicht zu sagen

1. Person Singular:
ich sage es ja!, ich sage, wie's ist, was sage ich, wie ich schon sagte…

2. Person Singular:
was du nicht sagst!, was sagst du dazu?, wem sagst du das!…

3. Person Singular:
das sagt mir nichts, das sagt mir viel, das sagt (gar) nichts,…

Imperativ Singular:
sag bloß!, sag das nicht!, sag doch!, sag mal!, sag nur!,…

1. Person Plural:
sagen wir einmal / mal…

2. Person Plural:
da sagt ihr nichts mehr!

3. Person Plural:
Beobachter, Branchenkenner, Das sagen Sie, Demoskopen, Diplomaten, Eingeweihte, Ermittler, Experten, Forscher, Geschäftsführer des… / der…, Insider, Kenner, Kritiker, Leute, Marktforscher, Meinungsforscher, Meinungsumfragen, Meteorologen,… sagen

Imperativ Plural:
das sagen Sie!, sagt bloß!, sagt das nicht!, sagt doch!, sagen Sie das nicht!, sagen Sie mal!, was Sie nicht sagen!, was wollen Sie damit sagen!, wem sagen Sie das!,…

Partizip I:
etwas ist nichts sagend, etwas ist viel sagend

Partizip II:
anders gesagt, beiläufig gesagt, besser gesagt, damit ist alles / genug / viel gesagt, frei heraus gesagt, frei und offen gesagt, genau gesagt, offen und ehrlich gesagt, richtiger gesagt, salopp gesagt, unter uns gesagt, wie (schon) gesagt, wie im Vorigen gesagt, wie oben gesagt,…

3. KOLLOKATIONSMATRIZES

Wenn wir konsequent das Kriterium der Kombinatorik der Wortformen anwenden und die binäre Struktur als Klassifikationsbasis nehmen, können wir für einzelne Wort-

arten, die die Kolloaktionsbasen bilden, sog. Kollokationsmatrizes erstellen. Auch mehrgliedrige Kollokationen lassen sich letztendlich auf Basis und Kollokatorenteil zurückführen.
Bei der Festlegung der strukturellen Typen von Kollokationen gehe ich von der zweigliedrigen Kombination der Wortarten Substantiv (S), Verbum (V), Adjektiv (A) und Adverb (D) und von der potentiellen binären Kombinationen ihrer paradigmatischen Formen als Ergebnis des kartesischen Produkts aus.

Beim Substantiv als Basis erfolgt die Gliederung nach den Kategorien Kasus und Numerus in Verbindung mit den Kollokatoren S, V, A, D. Als Regulären Ausdruck[2] kann man diese Relationen wie folgt darstellen (bei der konkreten Analyse arbeitet man natürlich sowohl mit der potentiellen Veränderung der Reihenfolge der Komponenten als auch mit der differenzierten Breite des lokalen Kontextes):

S.* [S.* | V.* | A.* | D.*][3]

Beim V gliedert man die Basis nach den Kategorien Person und Numerus und die Kollokatoren sind S, V, A, D:

V.* [S.* | V.* | A.* | D.*]

Auf Grund der oben gezeigten Prinzipien der Gliederung lassen sich sog. Kollokationsmatrizes erstellen. Es sind Vorlagen für die Anordnung und Klassifikation von Kollokationen im Wörterbuch. Sie stellen eine allgemeine Matrix für alle (auch nur theoretisch denkbaren) Kollokationen dar. Abgeleitet wurden sie aus den oben angegebenen kombinatorischen Formeln für Basis und ihre potentiellen Kollokatoren.

Für die Basis „deutsches VERB“ gilt dann:

1. **Infinitiv**
   - 1.1 SubGen + VerbInf
   - 1.2 SubDat + VerbInf
   - 1.3 SubAkku + VerbInf
   - 1.4 Attr + VerbInf
   - 1.5 Verb2 + Verb1Inf
2. **Negation**
   - 2.1 Neg + Verb

(2) *http://de.wikipedia.org/wiki/Regul%C3%A4rer_Ausdruck*

(3) Der reguläre Ausdruck x.* erfasst alle Wortformen des Lexems x in morphologisch annotierten Korpora.

3. Singular
  3.1 VerbSg1 +
  3.2 VerbSg2 +
  3.3 VerbSg3 +
4. Imperativ
  4.1 VerbImp +
5. Plural
  5.1 VerbPl1 +
  5.2 VerbPl2 +
  5.3 VerbPl3 +
6. Imperativ
  6.1 VerbImp +
  6.2 Part I
  6.3 Part II

Beispiel:
Kollokationsprofil des Verbs *„sagen“*[4]

INFINITIV
SubGen + VerbInf
allen Ernstes (etwas sagen) | nichts Genaues |

SubDat + VerbInf
auf Umwegen | aus Bosheit | aus dem Stegreif | bei sich (etwas sagen) | der Zeitung etwas sagen | im Flüsterton | im Gespräch | im Guten | im / in einem Interview | im Nu | im Scherz | im Vertrauen | in / mit aller Deutlichkeit | in / mit aller Klarheit (jm etwas) | in aller Offenheit | in drei / ein paar / wenigen Worten | in Worten | mit Bedauern (sagen müssen) | mit Bestimmtheit | mit Deutlichkeit | mit drei / einigen / wenigen Worten | mit / in dürren Worten | mit gedämpfter Stimme | mit Gewissheit | mit gutem Gewissen | mit Respekt | mit Sicherheit | mit Stolz | mit Verlaub zu sagen | mit Wärme | ohne Übertreibung | unter Tränen | von Glück (sagen können) | von Herzen | zu eigener Schande sagen (müssen) | (nur) zum Schein (etwas sagen) | zum Schluss | (nur) zum / aus Spaß | zwischen den Zähnen (etwas sagen) |

(4) Kollokationsprofil wurde erstellt auf Grund folgender Korpora: Mannheimer Korpora des IdS, DWDS-Korpus Berlin und Korpus des Wortschatz-Portals der Universität Leipzig.

SubAkku + VerbInf

Ade | Adieu | Amen | auf Anfrage | auf Wiedersehen | aufmunternde Worte | Bescheid | anständig / gehörig / gründlich / ordentlich Bescheid sagen jm | Bissigkeiten | Blödsinn | durch die Blume etwas jm | Bonjour | Bonmot | Bosheiten | Dank | Dankeschön | du zu jm / zueinander | ein offenes Wort (sagen können) | ein paar (freundliche) Worte | in Anführungszeichen | ins Gesicht | ins Ohr (jm etwas) | Gegenteil | Gleiche | Grobheiten | Gruß | gute Nacht | guten Morgen | guten Tag | Hallo sagen | Hurra sagen | kein Sterbenswörtchen | kein Wort (mehr) (zu etwas) | keinen Piep(s) mehr | keinen Ton | Komplimente | Lebewohl | Lob | Meinung | (gehörig / gründlich / unverblümt) die / seine Meinung | Namen | nicht einmal Piep | nur Positives von jm | ohne Übertreibung | ohne Umschweife | Okay | Preis | Quatsch | Schmeicheleien | Stichwort | tröstende Worte | um die Wahrheit zu sagen,… | Unsinn | unter vier Augen | Unverschämtheit | Unwahrheit | (immer) die (volle) Wahrheit (jm) | die Wahrheit gerade heraus sagen | was Sache ist | wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen | wo sich Füchse gute Nacht sagen |

Attr + VerbInf

abwertend | alles sagen | andauernd | andersherum | anmaßend | apodiktisch | ärgerlich | artig | auf gut deutsch | aufrichtig | auswendig | beiläufig | bescheiden | bissig | böse | brüsk | deutlich | einfach | ergänzend | ernsthaft | fairerweise | falsch | förmlich | freiheraus | freundlich | ganz klar | genau | gerade | geradeheraus | giftig | gleich | gleich vorweg | grob | halblaut | herablassend | herausfordernd | höflich | hundertmal | inoffiziell ja sagen | (zu allem) ja und amen sagen (bei jm) | herausfordernd | kalt | klar | klar und deutlich | klar und offen | klipp und klar | lachend | langsam | laut | laut und vernehmlich | leise | liebevoll | mürrisch | nebenbei | nein | nicht zweimal | nichts | noch einmal | (ganz) offen | pauschal | scharf | schnell | schonend | spitz | spöttisch | treffend | um es klar / kurz / (ganz) offen zu sagen | um es kurz zu sagen | um es ganz nüchtern zu sagen | um es noch genauer zu sagen | unisono | unverblümt | unwirsch | von sich aus (etwas) | vor sich hin | vorwurfsvoll | vorweg | zehnmal | zornig | zu sich selbst (etwas) | zusammenfassend |

Verb2 + Verb1Inf

als ob man sagen wollte | auf alles etwas zu sagen wissen bloß so sagen etwas | da kann er sagen was er will | da soll noch einer sagen, dass… | dagegen ist nichts zu sagen | dagegen lässt sich nichts sagen | dagegen lässt sich sagen, dass… | darüber ließe sich vieles sagen | darüber wäre viel zu sagen | das hat nichts [weiter] zu sagen | das kann jeder sagen | das kann ich dir sagen! | das kann man wohl sagen | das kannst du / können Sie laut sagen! | das möchte ich nicht sagen | das muss man schon sagen | das musst du gerade sagen | das will ich (damit) nicht sagen | das will nicht viel sagen | das will schon etwas sagen! | das will viel sagen | dasselbe lässt sich von… sagen | dazu ist / wäre viel zu sagen | dazu /zu etwas kann man nur ja sagen | du hast hier (gar)

nichts zu sagen! | einfach (bloß) so dahin sagen etwas | eins kann man schon sagen | eins muss man ja sagen | es genügt zu sagen, dass… | es ist (jm) nicht angemessen, etwas zu sagen | es ist (gar / überhaupt) nicht zu sagen, was / wie… | es ist schwer zu sagen | es ist zu sagen, dass… | gar nicht sagen wollen | gar nichts zu sagen haben | ich bin (fast) geneigt zu sagen, dass… | ich darf wohl sagen, dass… | ich habe ihn sagen hören, dass… | ich habe mir sagen lassen | Ich hätte (auch) sagen können, dass… | ich kann dasselbe von mir sagen | ich kann dir sagen! | ich kann (dir / euch / Ihnen) gar nicht sagen, wie… | ich möchte (fast) sagen, dass… | ich muss (ganz ehrlich) sagen,… | ich wage zu sagen, dass… | Ich will dir mal was sagen | lass es mich so sagen… | lass mich dir sagen, dass… | leider muss ich sagen, dass… | man kann durchaus sagen, dass… | man kann nicht genau sagen, dass… | man kann (gar) nicht sagen, dass… | man kann nur schade sagen | man könnte auch sagen, dass… | man mag sagen | man muss klar sagen, dass… | man soll nie nie sagen | nicht mehr papp sagen können | nicht nein sagen können | noch etwas sagen wollen | nur so dahin sagen etwas | sagen hören, dass… sagen (jm), wie es ist | sagen (jm), worum es bei etwas geht | Sie können sagen, was Sie wollen | sich (Dativ) etwas nicht zweimal sagen lassen | sich gezwungen sehen, etwas zu sagen | sich nichts sagen lassen (wollen) | sich sagen lassen (müssen) | sich (Dat) (von jm) (gar) nichts sagen lassen | sich nichts (mehr) zu sagen haben | singen und sagen (von etwas) | so etwas darf / sollte man nicht (laut) sagen | soll ich (Ihnen) mal (was) sagen? | soweit ich sagen kann | viel zu sagen haben | was ich (noch) sagen wollte | was kann man dazu noch sagen? | was soll man / ich dazu (noch) sagen? | was will das sagen? | was wollen Sie damit sagen? | was würdest du sagen, wenn… | wenig zu sagen haben | wenn ich so sagen darf | wie ich schon / noch sagen wollte | wie kannst du nur so etwas sagen! | wie man sagen könnte | wie man zu sagen pflegt | wie soll ich (es) sagen | willst du damit sagen, dass ..? | zu sagen haben etwas (bei etwas) |

NEGATION
Neg + Verb

um nicht zu sagen |

SINGULAR
VerbSg1 +

abartig sag ich (da nur) | da sage ich nicht nein | ich sage es ja! | ich sage, wie‘s ist | was sage ich | wie ich schon sagte |

VerbSg2 +

da sagst du nichts mehr! | du sagst es | was du nicht sagst! | was sagst du dazu? | wem sagst du das! |

VerbSg3 +

da / nun sage noch einer, dass… das allein sagt noch nicht viel | das sagt alles | das sagt

(gerade) der Richtige! | das sagt mir mein Gefühl / Verstand | das sagt mir nichts | das sagt mir viel | das sagt (gar) nichts | das sagt sich so einfach / so leicht | der kleine Finger sagt mir / ihm…, dass… im Volksmund sagt man… man sagt, dass… | na, wer sagt´s denn | sagt dir / euch / Ihnen das etwas? | sein / ihr Blick sagt viel | sein Gesicht sagt alles | so etwas sagt man nicht | so sagt man nicht | wer A sagt, muss auch B sagen | wer sagt das / es (denn)? | wie er sich selbst sagt | wie man auf Deutsch sagt | wie man (so schön) sagt | wie sagt man auf / in…? wie / was sagt man dazu in…? |

IMPERATIV

VerbImp +

sag bloß! | sag das nicht! | sag doch!| sag mal! | sag nur! | sag das nicht! | sag das noch einmal! | sage mir, mit wem du verkehrst und ich sage dir, wer du bist! | sage und schreibe |

PLURAL

VerbPl1 +

sagen wir einmal / mal |

VerbPl2 +

da sagt ihr nichts mehr! |

VerbPl3 +

Beobachter | Branchenkenner | Bürgermeister | Chef des… / der… | Das sagen Sie | Demoskopen | Diplomat | Eingeweihte | Ermittler | Experte | Fachleute | Fachmann | Forscher | Geschäftsführer des… / der… | Insider | Kenner | Kritiker | (stellvertretender) Leiter des… / der… | Leute | Marktforscher | Meinungsforscher | Meinungsumfrage | Meteorologe | mögen die Leute sagen, was sie wollen | nach dem was die Leute sagen | Optimist | Organisator | Pessimist | Politiker | Polizeisprecher | Prognose | Skeptiker | Spötter | Sprecher(in) | Statistiker | Taten sagen mehr als Worte | Umfrage | Veranstalter | (stellvertretender) Vorsitzende des… / der… | Vorstandschef | Wähler | was Sie nicht sagen! | was werden die Leute dazu sagen? | wie (die) Leute sagen | wie viele sagen | Wirtschaftsforscher | Wissenschaftler | (böse) Zungen |

VerbImp +

das sagen Sie nur so! | das sagen Sie! | sagt bloß! | sagt das nicht! | sagt doch! | sagt das nicht! | sagen Sie das nicht! | sagen Sie mal! | was Sie nicht sagen! | was wollen Sie damit sagen! | wem sagen Sie das! |

Part I

nichts sagend | viel sagend |

Part II

alles, was gesagt werden kann | anders gesagt | beiläufig gesagt | besser gesagt | damit ist alles / genug / viel gesagt | damit ist nichts / wenig gesagt | dann will ich nichts gesagt haben | das ist bald / leicht / rasch / schnell gesagt | das ist leichter gesagt als getan | das musste (ja) einmal / mal gesagt sein / werden | das ist / wäre zu viel gesagt | davon ist nichts gesagt worden | dem gehört es deutlich gesagt | deutlich gesagt | (ganz) ehrlich gesagt | ergänzen was gesagt wurde | es muss gesagt werden, dass… | es ist genug gesagt worden | es ist wohl nicht zuviel gesagt (, dass…) | er soll gesagt haben, dass… | frei heraus gesagt | frei und offen gesagt | genau gesagt | genauer gesagt | gelinde gesagt | geradeheraus gesagt | (wie) gesagt, (so) getan! | grob gesagt | habe ich es nicht gleich gesagt? | hättest du das doch gleich gesagt! | ich habe es (dir /…) ja (gleich) gesagt | ich will nichts gesagt haben | im Vertrauen gesagt | kurz gesagt | lass dir / lasst euch / lassen Sie sich (das / es) gesagt sein! | leichter gesagt als getan | milde gesagt mit wenigen Worten viel gesagt | nebenbei gesagt | nicht gesagt sein | offen gesagt | offen und ehrlich gesagt | richtiger gesagt | salopp gesagt | sei es gesagt | sinngemäß gesagt | unhöflich gesagt | unter uns gesagt | wie (schon) gesagt | wie im Vorigen gesagt wie oben gesagt | wie von jm gesagt | wie vorher gesagt | wörtlich gesagt | zu meiner / deiner… Schande sei gesagt… zurücknehmen, was man gesagt hat |

Für weitere Beispiele s. *http://www.vronk.net/wicol/*

LITERATUR

Čermák, František (2006a): *Kolokace v lingvistice*. In: František Čermák / Michal Šulc (ed.): *Kolokace. Studie z korpusové lingvistiky*. Sv. 2. Praha: Nakladatelství Lidové noviny, Ústav Českého národního korpusu, S. 9–16.

Čermák, František (2006b): *Statistické metody hledání frazémů a idiomů v korpusech*. In: František Čermák / Michal Šulc (ed.): *Kolokace. Studie z korpusové lingvistiky. Sv. 2*. Praha, Nakladatelství Lidové noviny: Ústav Českého národního korpusu, S. 94–106.

Dolník, Juraj (1997): *Jazykové princípy vo výstavbe frazém*. In: Peter Ďurčo (Hrsg.): *Frazeologické štúdie II. venované prof. PhDr. Jozefovi Malckovi, CSc*. Bratislava: Stimul, S. 36–44.

Dolník, Juraj (1998): *Language Economy and Phraseology*. In: Peter Ďurčo (Hrsg.): *Europhras 97. Phraseology and Paremiology. International Symposium. September 2–5, 1997, Liptovský Ján*. Bratislava: Akadémia PZ, S. 62–65.

Ďurčo, Peter (2007a): *Collocations in Slovak. (Based on the Slovak National Corpus)*. In: *Computer Treatment of Slavic and East European Languages. Slovanské a východoeurópske jazyky v počítačovom spracovaní*. Ed.: Jana Levická / Radovan Grabík. *Fourth International Seminar Bratislava, Slovakia, 25.–27. October 2007. Proceedings*. Bratislava: Tribun, S. 43–50.

Ďurčo, Peter (2007b): *O projekte nemecko-slovenského slovníka kolokácií*. In: Dana Baláková / Peter Ďurčo (ed.): *Frazeologické štúdie V. Princípy lingvistickej analýzy vo frazeológii*. Ružomberok: Katolícka univerzita v Ružomberku, S. 70–93.

Hausmann, Franz Josef (1984): *Wortschatzlernen ist Kollokationslernen. Zum Lehren und Lernen französischer Wortverbindungen*. In: *Praxis des neusprachlichen Unterricht. 31. Jg.*, S. 395–406.

Hausmann, Franz Josef (1985): *Kollokationen im Deutschen Wörterbuch*. Ein Beitrag zur Theorie des lexikographischen Beispiels. In: Bergenholtz, Henning Mugdan, Joachim (Hrsg.): *Lexikographie und Grammatik. Akten des Essener Kolloquiums zur Grammatik im Wörterbuch vom 28. bis 30. 06. 1984*. Tübingen: Max Niemeyer (= Lexicographica. Series Major. 3), S. 118–129.

Hausmann, Franz Josef (2004): *Was sind eigentlich Kollokationen?* In: Steyer, Kathrin: *Wortverbindungen – mehr oder weniger fest. Jahrbuch 2003*. Berlin, New York: de Gruyter, S. 309–334.

Heyer, Gerhard / Quasthoff, Uwe / Wittig, Thomas (2006): *Text Mining: Wissensrohstoff Text. Konzepte, Algorithmen, Ergebnisse*. Bochum: W3L Verlag, Hardecke.

Jarošová, Alexandra (2000): *Lexikalizované spojenia v kontexte ustálených spojení*. In: *Princípy jazyka a textu. Materiály z medzinárodnej vedeckej konferencie konanej 9.–10. 3. 2000 na Katedre slovenského jazyka Filozofickej fakulty Univerzity Komenského*. Zost. J. Dolník. Bratislava: Univerzita Komenského, S. 138–153.

Jarošová, Alexandra (2007): *Problém vymedzenia kolokácií.* In: *Jazykovedný časopis, 58,* No 2, S. 81–102.
Steyer, Kathrin (2004): *Kookkurrenz. Korpusmethodik, linguistisches Modell, lexikographische Perspektiven.* In: Steyer, Kathrin (Hrsg.): *Wortverbindungen – mehr oder weniger fest. Jahrbuch 2003.* Berlin, New York: de Gruyter, S. 87–116.

ALENA ĎURICOVÁ

Metaphorik in der Rechtssprache

1. EINLEITUNG

Die Fachsprachen haben einerseits viele gemeinsame Merkmale, andererseits weisen sie bestimmte Spezifika auf, durch die sie sich nicht nur von der Gemeinsprache, sondern auch untereinander unterscheiden. Das „Gemeinsame“ bezeichnet Hoffmann (1987: 53) in der Einteilung der Sprachmittel folgendermaßen:

sprachliche Mittel, die in allen Subsprachen auftreten;
sprachliche Mittel, die in allen Fachsprachen auftreten;
sprachliche Mittel, die nur in einer Fachsprache auftreten.

Es herrscht weitgehend Einigkeit darüber, dass die größten Unterschiede und die „Kennzeichen“ der Fachsprachen vor allem in der Lexik zum Ausdruck kommen. Von besonderer Wichtigkeit sind hier die Fachwörter und Termini, die nach Fluck (1991: 47) die Aussage tragen und eigentlich die Fachsprachen konstituieren. Nach Schippan (1992: 230) „machen Termini den definierten, den festgelegten Teil fachsprachlicher Lexik aus, charakterisiert durch Eindeutigkeit, Bestimmtheit und Genauigkeit.“ Achmanova *(zitiert nach Schippan 1992: 230)* definiert Terminologien als die Gesamtheit der Termini eines bestimmten Produktionszweiges, Tätigkeitsbereiches oder Wissenschaftsgebietes, die einen besonderen Sektor (eine besondere Schicht) der Lexik bilden, der sich am ehesten bewusst regulieren und ordnen lässt. Aufgrund dieser Spezifik stellen Termini einen Zeichentyp besonderer Art dar; denn sie sind nicht allmählich historisch gewachsen, gleichen sich in ihren Bedeutungen nicht dem Alltagswissen an, sondern werden per definitionem festgelegt.

Im Zusammenhang mit den Termini und dem behandelten Thema halten wir es für wichtig, auf einige Merkmale der Termini sowie auf die Bildung bzw. Entstehung der Termini einzugehen. In dieser Beziehung stellen insbesondere die Bildung der Termini, ihre Form und Motiviertheit relevante Schnittstellen dar.

2. ENTSTEHUNG FACHSPRACHLICHER LEXIK

Aufgrund der Entwicklung der Wissenschaft, Technik und Gesellschaft und des Bedürfnisses, Erfindungen und Neuentwicklungen zu benennen, entwickeln sich auch die Sprachen, ihre Wortschätze und Fachwortschätze. Zwischen der Gemeinsprache und den Fachsprachen besteht eine feste Beziehung, ein ständiger, wechselseitiger Austausch. Die Gemeinsprache ist die Quelle für die Entstehung fachsprachlicher Lexik. „Erhält ein gemeinsprachliches Wort den Charakter eines Terminus, so wird es terminologisiert." *(Schippan: 230)*. Buhlmann / Fearns (1991: 35) definieren den Prozess der Terminologisierung wie folgt: „Ein Terminus entsteht also dadurch, dass einem Wort ein ganz bestimmter Begriff mit festem Inhalt und Umfang zugewiesen wird."

Mit den Möglichkeiten der Terminologisierung auf der Satz- und Textebene haben sich Thiel und Thome (1996) beschäftigt. Hier erfolgt die Terminologisierung durch Attribute:

> Dabei wird ein semantisch weitgehend unspezifisches gemeinsprachliches Lexem durch ein spezifisch fachbezogenes Attribut semantisch determiniert. [...] Der Umfang des Attributs kann vom einzelnen Adjektiv bis zum Satz reichen." *(Thiel / Thome 1996: 28).*

Als weitere, ebenfalls im Satzrahmen beschreibbare Form der Terminologisierung führen sie die semantische Determinierung eines Nomens durch Angaben aus dem Bereich der Statistik an.

Neben dem gemeinsprachlichen Wortgut ist fremdes Wortgut eine weitere Quelle im Prozess der Entstehung fachsprachlicher Lexik. „Von Entlehnung kann man dann sprechen, wenn ein Terminus aus einer fremden Sprache unter Anpassung an das morphologischfonologische System in die Empfängersprache übernommen wurde." *(Fluck 1991: 54).*

Der nächste Weg der Erweiterung fachsprachlicher Lexik ist die fachsprachliche Wortbildung. Bei der Bildung der Termini kommen de facto alle Wortbildungsarten der gemeinsprachlichen Lexik zur Geltung, wobei „fachsprachliche Wortbildungsmodelle entstehen oder Wortbildungsmodelle stärker und differenzierter für die Bildung von Fachwörtern genutzt werden" *(Schippan 1992: 234).*

Zu den sehr produktiven Wortbildungsarten gehört die Komposition. Eine wichtige Rolle spielen ferner die Ableitung und Wortkürzung.

3. FORM VON FACHWÖRTERN

Der äußeren Form nach unterscheidet man einerseits Ein- und Mehrworttermini

und andererseits Simplizia und Komposita. Unter Berücksichtigung ihrer Bildung können bei allen Formen Motivationsmerkmale vorliegen.

4. MOTIVIERTHEIT UND METAPHORIK VON FACHWÖRTERN

Termini können motiviert und unmotiviert sein. „Die Erforderung der Motiviertheit erfolgt bei Termini so, dass sie durch ihre Form auf den Begriff, auf den Inhalt hinweisen." *(Ondrus / Horecký / Furdík 1980: 152).* Nach Schippan (1992: 233) sind „als motiviert solche Termini zu betrachten, deren Bedeutung im Kern mit ihrer gemeinsprachlichen Basis übereinstimmt", wobei zwischen phonemisch-phonetischer, morphematischer und semantischer Motivation (einige Linguisten führen auch Zeichenfeldmotivation und situative Motivation an) unterschieden wird. Im Fall der morphematischen Motivation entstehen neue Fachwörter durch Wortbildung unter Verwendung der vorhandenen Elemente – Wörter und Morpheme, die die Motivbedeutung tragen. Bei der semantischen (oder figurativen) Motivation „handelt es sich meist um metaphorische oder metonymische Übertragungen" *(Schippan1992: 88)*, d.h. ein Wort wird in einer neuen Bennennungsfunktion gebraucht. Metaphorische und metonymische Benennungen beruhen auf den äußeren und inneren Ähnlichkeitsmerkmalen.

> Die Metapher [...] entsteht dadurch, dass ein Ausdruck aus einem ursprünglichen Verwendungsbereich, dem bildspendenden Bereich, aufgrund einer Ähnlichkeitsbeziehung in einen anderen Bereich, den bildempfangenden Bereich, übertragen wird; es handelt sich dabei um eine Bedeutungs- und Beziehungsübertragung. *(Brandt 1995: 5).*

Auf diese Weise entstehen viele Fachwörter, was die Feststellung untermauert, dass Metaphorik für viele Fachsprachen charakteristisch ist. Thiel und Thome (1996: 32) sprechen im Zusammenhang mit dem Gebrauch von metaphorischen Komponenten im Prozess der Terminologisierung von der Metaphorisierung.

5. MOTIVIERTHEIT UND METAPHORIK IN DER RECHTSSPRACHE

Wie für zahlreiche andere Fachsprachen sind auch für die Rechtssprache motivierte Termini charakteristisch. Dies beruht einerseits auf der Entstehung bzw. Bildung von Termini, andererseits auf der Tatsache, dass viele Termini und Fachwörter der Rechtssprache ihren Ursprung in der Gemeinsprache haben. In Bezug auf das oben Gesagte werden wir die Motiviertheit in der Rechtssprache nicht nach dem „Tertium comparationis" *(wie z.B. Mišíková 2006; Brand 1995)* behandeln. Vielmehr wird versucht, auf die Ursachen zur Entstehung von motivierten Termini in der Rechtssprache näher hinzuweisen.

In diesem Zusammenhang halten wir es für wichtig, die horizontale Linie „Gemeinsprache – Rechtssprache" und die vertikale Linie „Wortbildung – Bildung von Termini – motivierte Termini" zu verfolgen. Ausgehend von der dominierenden Rolle des Nominalstils in den Fachsprachen konzentrieren wir uns vor allem auf substantivische Termini, wobei in erster Linie Beispiele aus dem Handelsrecht angeführt werden.

Wie bereits angeführt wurde, kommen in der Rechtssprache viele Wörter aus der Gemeinsprache vor, die jedoch den Status eines Terminus erhalten haben, d.h. terminologisiert wurden. So wird dem Wort Gesellschaft ein ganz bestimmter Begriff mit festem Inhalt und Umfang zugewiesen, wodurch es eine andere Bedeutung als in der Gemeinsprache erhält. Als weitere Beispiele können Gesellschafter, Person, Unternehmen, Geschäft angeführt werden. Diese werden weiter durch Attribute (Adjektive, darunter auch adjektivisch gebrauchte Partizipien, sowie Substantive) terminologisiert. Die Adjektive, die eine terminusbildende Funktion besitzen, sind oft gemeinsprachlichen Ursprungs und dienen im Terminologisierungsprozess der Entstehung von Mehrworttermini, die motiviert sind.

Gesellschafter:
stiller Gesellschafter

Gesellschaft:
Gesellschaft mit beschränkter Haftung
Gesellschaft des bürgerlichen Rechts
offene Handelsgesellschaft
stille Gesellschaft

Person:
natürliche Person
juristische Person
dritte Person

Unternehmen:
verbundenes Unternehmen
herrschendes Unternehmen
abhängiges Unternehmen

Geschäft:
gerichtliche Geschäfte
außergerichtliche Geschäfte

In den Beispielen sind sowohl morphematisch als auch semantisch motivierte Termini vertreten. Auch wenn die morphematische Motivation in der Regel durch die Wortbildung zustande kommt, wobei das Resultat des Wortbildungsprozesses ein Wort ist, können auch Mehrworttermini als ein Wort betrachtet werden. Zu den morphematisch motivierten Termini zählen: *Gesellschaft mit beschränkter Haftung, Gesellschaft des bür-*

gerlichen Rechts, verbundenes Unternehmen, herrschendes Unternehmen, abhängiges Unternehmen, gerichtliche Geschäfte, außergerichtliche Geschäfte. Als Beispiele für die semantische Motivation dienen: stiller Gesellschafter, natürliche Person, juristische Person, dritte Person, offene Handelsgesellschaft, stille Gesellschaft. Es handelt sich konkret um metonymische Bedeutungsübertragungen; die neuen Benennungen – Termini – entstehen auf Grund der inneren semantischen Beziehungen, z.B. ist ein stiller Gesellschafter ein allein am Gewinn beteiligter Gesellschafter, der keine sonstigen Rechte und Pflichten hat.

Bei der Bildung der Termini durch einzelne Arten der Wortbildung, wobei zu den produktivsten und häufigsten die Komposition und Derivation gehören, entstehen ebenfalls motivierte Termini. Die nachstehenden Beispiele sind morphematisch motiviert; die Morpheme bzw. Konstituenten bringen ihre Bedeutungen in die Struktur der Wortbedeutung ein:

Komposita:

Kaufvertrag, Mietvertrag, Gesellschaftsvertrag, Leasingvertrag, Aktiengesellschaft, Kommanditgesellschaft, Handelsgesellschaft, Einsichtsrecht, Überschuldung, Verzugszinsen, Vergleichsverfahren,

Ableitungen:

Vorstand, Eintragung, Nichtigkeit.

Als Beispiel des durch die Konversion gebildeten Terminus mit semantischer Motivation kann der Dritte angeführt werden. Die semantische Motivation ist hier noch deutlicher, wenn die Pluralform verwendet wird: die Dritten.

6. FAZIT

Der Vergleich der gemeinsprachlichen und juristischen Lexik aus dem Bereich des Handelsrechts lässt ein reiches Vorkommen von Termini und Fachwörtern erkennen, die ihren Ursprung in der Gemeinsprache haben. Adjektive und Partizipien spielen eine besondere Rolle bei der Terminologisierung und dadurch auch bei der Gestaltung von Fachtexten. So wie in den Fachsprachen überhaupt, sind auch in der Rechtssprache sowohl morphematisch als auch semantisch motivierte Termini vertreten.

LITERATUR

Brand, Kaspar (1995): *Gänsefüßchen und Elefantenrüssel. Zur Metaphorik in der Fachsprache des Schriftsetzers.* In: *Fachsprache. Internationale Zeitschrift für Fachsprachenforschung, -didaktik und Terminologie. 1–2,* Wien, 1995, S. 5–16.
Buhlmann, Rosemarie; Fearns, Anneliese (1991): *Handbuch des Fachsprachenunterrichts.* Berlin/München.
Fluck, H. R. (1999): *Fachsprachen. Einführung und Bibliographie.* Tübingen: Francke.
Hoffmann, Lothar (1987): *Kommunikationsmittel Fachsprache. Eine Einführung.* Berlin.
Miššíková, Gabriela (2006): *Metaforicky motivované termíny a ich preklad na príklade právnej a stomatologickej terminológie.* In: Ďuricová, Alena (Hrsg.): *Od textu k prekladu.* Praha: JTP. S. 59.
Ondrus, Pavel / Horecký, Ján / Furdík, Juraj (1980): *Súčasný slovenský jazyk.* Bratislava.
Schippan, Thea (1992): *Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache.* Tübingen.
Thiel, Gisela; Thome, Gisela (1996): *Beobachtungen zur Terminologisierung (Deutsch – Englisch – Französisch) an wissenschaftlichen Aufsätzen im medizinisch-naturwissenschaftlichen Themenbereich.* In: *Fachsprache, Nr. 1–2,* S. 27–35.

ANNA GONDEK, JOANNA SZCZĘK

Das semantische Feld „Tod/Sterben” in der deutschen Phraseologie (am lexikographischen Material)

Das semantische Feld „Tod/Sterben” gehört sicher in jeder Sprache zu den Bereichen, die besonders mehrdimensional strukturiert sind. Da der Tod das unvermeidliche Ende aller Lebewesen ist, begleitet uns der Gedanke, dass alles vergänglich ist. Die Menschen fürchten den Tod, weil er für uns ein Geheimnis bleibt. Deshalb, aus dieser magischen Angst, greift man nach unterschiedlichen sprachlichen Mitteln, um diesen Aspekt des Daseins nicht „beim rechten Namen zu nennen“. Eines der verwendeten Mittel sind zweifelsohne Phraseologismen, die sich wegen ihrer mehrgliedrigen Struktur, Bildhaftigkeit und komplexen Semantik besonders gut dazu eignen.

Der Beitrag konzentriert sich auf die Untersuchung der deutschen Phraseologismen zum semantischen Feld „Tod/Sterben“. Es wird der Versuch einer onomasiologischen Klassifikation der sprachlichen Einheiten aus diesem Bereich unternommen. Die empirische Basis liefern phraseologische Wortverbindungen aus Wörterbüchern der deutschen Sprache.[1] Zugleich wird den Fragen nachgegangen, wie die Begriffe „Tod“ und “Sterben“ in der deutschen Phraseologie ausgedrückt werden.

(1) Siehe Quellenverzeichnis am Ende des Beitrags.

Das formale Kriterium für die Zuordnung sprachlicher Einheiten zum Phraseolexikon des Deutschen bildet die Definition des Phraseologismus nach Fleischer (1997: 72).

1. DEFINITORISCHES

Da der Tod ein endgültiger Aspekt der menschlichen Existenz ist, gehört er zu den Tabuthemen. Man unternimmt aber Versuche, ihn zu definieren, indem vor allem der biologische Faktor berücksichtigt wird *(Duden 2001: 1582f)*: „Aufhören, Ende des Lebens; Augenblick des Aufhörens aller Lebensfunktionen eines Lebewesens". Die zweite Dimension in der Definition bezieht sich auf den menschlichen Glauben und stellt sich den Tod folgendermaßen vor: „in der Vorstellung als meist schaurige, düstere, grausame Gestalt gedachte Verkörperung des Todes; die Endlichkeit des Lebens versinnbildlichende Gestalt". Der Prozess, der zum Tod führt, ist Sterben. Es wird mit „aufhören zu leben, sein Leben beschließen" definiert *(Duden 2001: 1515f)*.

Im Deutschen finden sich eine Reihe von Verben, die verschiedene Aspekte „des Sterbens" hervorheben, z.B.: stilistische Unterschiede: *absegeln, abrudern, sich einschiffen, einschlummern, entschlafen, hinüberschlummern, enden, abflattern, abkratzen, abschrammen, abzwitschern, verrecken, wegmachen, wegtauchen,* Art des Todes: im Wasser: *ersaufen, versaufen,* im Feuer: *verbrennen,* Sterben von Tieren: *eingehen, verenden, krepieren, verrecken*. Der Tod wird oft umschrieben und *Exitus* oder *Sensemann, Freund Hein, Gevatter, Knochenmann, Thanatos* genannt.

Da der Tod und das Sterben mit Tabu belegt sind, sucht man nach Mitteln und Wegen, über diesen Bereich dennoch zu sprechen. Wie die Untersuchungen zeigen, ist das semantische Feld Tod/sterben im Deutschen reich ausgebaut. Schemann (1991: 34ff) gruppiert die Einheiten dieses Feldes zusammen mit der Kategorie „das Leben" und teilt sie in folgende Subbereiche ein: *sterben müssen, sich töten, töten, tot, noch lebendig, Beerdigung, Trauer.* Bei Dąbrowska (2005: 133ff) finden wir das Kapitel: „Śmierć i zjawiska z nią związane",[2] in dem die gesammelten Euphemismen in folgende Gruppen aufgeteilt werden: *określenia śmierci i umierania, określenia wyobrażeń śmierci, określenia śmierci gwałtownej, określenia samobójstwa, określenia szubienicy, określenia trumny, określenia pogrzebu, nazwy grobu i cmentarza.*[3] In der phraseologischen Forschung, auch in der kontrastiven, findet man Klassifizierungsvorschläge dieses Teils des Phraseolexikons, wie z.B. bei Piñel Lopez (1999: 229–238), wo bestimmte Symbole des Todes aufgezählt werden: *der Tod als absolutes Ende, der Tod als Übergang zum ewigen Leben, der Tod als Reise, der Tod als Ruhe und Schlaf, das Erlebnis der Todesnähe, der unerwartete Tod, das Unrecht des Todes, die Erben, das Testament, die Erbschaft, Lob und Vergessen der Toten, die Totenfeier*

---

(2) Der Tod und mit ihm verbundene Erscheinungen [Übers. A. G., J. S.]

(3) Bezeichnungen für Tod und Sterben, für Todvorstellungen, Benennungen für einen plötzlichen Tod, Selbstmord, Galgen, Sarg, Beerdigungsbezeichnungen, Namen für Grab und Friedhof.

und die Trauer. Piirainen (2002: 213–238) listet bildliche Domänen konzeptueller Metaphern in diesem Bereich auf: *Beendigung der Aktivitäten des Menschen, letzte körperliche Regungen im Augenblick des Todes, Sarg, Grab, Würmer, Friedhof, Jenseits, Raum und Zeit, mythologische Vorstellungen*. Bei Krzyżanowska (1999: 55ff) findet man im polnisch-französischen Vergleich metaphorische Bezeichnungen des Todes: *śmierć jako podróż, jako moment przełomowy w egzystencji człowieka, jako zmiana formy bytu, jako pogrążenie się w ciemności, jako zgaśnięcie płomienia życia, jako sen, jako zaprzestanie funkcjonowania mechanizmu*.[4]

2. ANALYSE DES MATERIALS

Die semantischen Kriterien, die der Auswahl der Phraseologismen zu Grunde gelegt wurden, waren das semasiologische und onomasiologische Verfahren. Daher bilden das Inventar unserer Analyse Einheiten, die entweder durch ihre Bedeutung oder ihren Komponentenbestand einen Bezug zu dem untersuchten semantischen Feld haben. Die ausgewählten phraseologischen Einheiten wurden wie folgt aufgeteilt:

A) Phraseologismen mit den Lexemen „Tod/Sterben" im Komponentenbestand, die sich auf „Tod/Sterben" beziehen:

a) **Sterben, den Tod finden:** *einen leichten Tod haben, den Tod finden/erleiden, mit Tod abgehen, zu Tode fallen, zu Tode kommen [bei…], zu Tode stürzen, sich den Tod holen, der Tod hält reiche Ernte, der Tod hat jdn. ereilt,*
   – **bei bestimmten Berufen:** *der Tod nimmt jdm. die Feder / den Pinsel aus der Hand,*

b) **früh sterben:** *einen frühen Tod finden, der Tod holt jdn. Früh,*

c) **Ursache / Art des Sterbens: Wasser:** *der nasse Tod, den Tod in den Wellen finden, einen nassen Tod finden,* **Unfall:** *zu Tode kommen bei einem Unfall, zu Tode fallen / stürzen, in den Schuhen sterben,* **Krankheit:** *der schwarze Tod, auf den Tod krank sein, durch den schwarzen Tod umkommen, mit dem Tode ringen / kämpfen, der Tod guckt jdm aus allen Gliedern, Bote des Todes, dem Tod ein paar Schuhe / Schlürrtüffeln geben, nicht leben und nicht sterben können,* **Schnee, Frost:** *der weiße Tod, sich zu Tode frieren,* **Hunger:** *sich zu Tode hungern,* **Krieg, Kampf, Verwundung:** *jdn. auf den Tod verwunden, auf Tod und Leben kämpfen,* **Tod am Galgen:** *der Tod durch den Strick, den Tod am Galgen sterben,* **Scheiterhaufen:** *den Tod auf dem Scheiterhaufen sterben,* **Selbstmord:** *den Freitod wählen,* **Alkoholtrinken:** *sich zu Tode trinken / saufen,* **der schnelle Tod:** *wie die Fliegen sterben,*

---

(4) Tod als Reise, als Wendepunkt in der menschlichen Existenz, als Änderung der Daseinsform, als Versinken im Dunklen, als Erlöschen der Lebensflamme, als Schlaf, als Aufhören aller Funktionen eines Mechanismus.

d) **jdn. töten: durch Prügeln:** *jdn. zu Tode prügeln,* **durch Foltern:** *jdn. zu Tode foltern/ martern/ quälen,* **durch Stechen:** *jdm. den Todesstoß versetzen,* **durch Erschießen:** *jdn. zum Tod durch erschießen verurteilen,* **durch Erhängen:** *jdn. zum Tod durch den Strick verurteilen,* **durch Kopfabschlagen:** *jdn. zum Tode durch das Beil verurteilen,* **Urheber jds. Todes sein:** *den Totengräber nicht erwarten können,* **andere:** *jdn. in den Tod jagen, jdn. in den Tod treiben,*
e) **eigener Tod als Opfer für jdn./etw.:** *für jdn., etw. in den Tod gehen, jdm. in den Tod folgen,*
f) **todesnaher Zustand/unvermeidlicher Tod:** den Tod vor Augen sehen, ein Kind des Todes, des Todes sein, dem Tode geweiht sein, von Tode gezeichnet sein, dem Tod nahe sein, ein Mann des Todes sein, der Tod guckt jdm. aus allen Gliedern heraus, den sicheren Tod vor Augen haben, der Tod sitzt jdm. im Nacken, wie der Tod von Ypern aussehen, der Tod hat jdn. Angepocht,
g) **dem Tode entkommen:** *dem Tod vor der Schippe springen, jdn. dem Tod entreißen, jdn. vom Tode erretten, dem Tod ein Schnippchen schlagen, dem Totengräber von der Schippe gehopst sein, dem Tod ins Auge gesehen haben, der Tod hat jdn. Gestreift,*
h) **Todesgefahr:** *dem Tod ins Auge sehen/ schauen, den sicheren Tod vor Augen haben, es geht um Leben oder Tod,*
i) **Tod als Strafe:** *etw. mit dem Tode büßen,*
j) **Totsein:** *mausetot sein,*
k) **Bezeichnung für den Leichnam:** *die sterbliche Hülle, die sterblichen Überreste.*

B) Phraseologismen mit den Lexemen Tod / sterben, die sich auf andere Sachverhalte beziehen:

a) **Tod als Verstärkung: (superlativisch) Ärger:** *sich zu Tode ärgern, sich zu Tode grämen,* **Wut:** *Tod und Verderben speien,* **Beleidigung:** *jdn. zu Tode beleidigen,* **Hass:** *jdn. bis in den Tod hassen, jdn. auf den Tod hassen / nicht leiden können, jdm. auf den Tod zuwider sein, jdm. den Tod an den Hals wünschen, jdm. Tod und Verderben wünschen,* **Kummer / Sorge:** *zu Tode betrübt, himmelhoch jauchzend zu Tode betrübt,* **Angst:** *zu Tode erschrocken, der Tod läuft jdm. übers Grab,* **Langeweile:** *sich zu Tode langweilen,* **Scham:** *sich zu Tode schämen,* **Mut:** *weder Tod noch Teufel fürchten,* **Freude:** *sich zu Tode lachen,* **Erstaunen:** *sich zu Tode wundern,* **Hetzen:** *etw. zu Tode reiten / hetzen, jdn. zu Tode hetzen,* **Hilfe:** *in Not und Tod zusammenstehen,* **Versicherung:** *bis dass der Tod euch scheide, nichts als der Tod kann uns trennen, ich will des Todes sein, wenn…, der Tod ist sicher, die Stunde ungewiss,* **Schimpfen:** *Tod und Teufel, schlechtes* **Aussehen:** *bleich wie der Tod aussehen, aussehen wie der Tod von Basel/Warschau, aussehen wie der Tod auf Urlaub,*

b) **letztes Ende:** *treu bis in den Tod, etw. ist der Tod des Vertrauens, in Not und Tod zusammenstehen, auf Leben und Tod, sich zu Tode arbeiten/ schuften, mit Tod abgehen, ein Memento mori sein, einen Tod muss man leiden, Tausend Tode sterben müssen,*
c) **Dauer:** *Liebe/Treue/Dankbarkeit… über den Tod hinaus,*
d) **Bezeichnung der Menge:** *zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel,*
e) **Aufrichtigkeit:** *nicht an Herzdrücken sterben,*
f) **Missbilligung:** *so was lebt und Schiller musste sterben,*
g) **Verlust:** *in Schönheit sterben.*

C) **Phraseologismen ohne Lexeme Tod/sterben, die sich auf „Tod / sterben beziehen:**

a) **Sterben, den Tod finden:**
- **Tod als Ende des Lebens:** *aufgehört haben zu leben, sein Dasein vollenden, das Leben beenden, sein Leben lassen / vollenden, ums Leben kommen, seine Tag beschließen, aus der Welt scheiden, den Weg des Irdischen gehen, das Lebenslicht erlischt, wie eine Kerze (im Wind) erlöschen, es ist aus und amen, eingehen wie eine Primel / ein Kaktus, die Augen auf Null stellen / drehen, ein jähes Ende finden, sich davonstehlen, sich aus der Welt stehlen,*
- **Tod als Ende physiologischer Prozesse:** <u>Atmen:</u> *aufgehört haben zu atmen, jd. hat's Atemholen vergessen, den letzten Seufzer tun, sein Leben aushauchen, den Lebensatem aushauchen, den letzten Atemzug tun,* <u>Schmerzen:</u> *keine Schmerzen mehr haben, dem Leiden ein Ende bereiten, jdm. tut kein Zahn mehr weh,* sexuelle <u>Sphäre:</u> *den Geschlechtsverkehr einstellen,* skatologische <u>Sphäre:</u> *den letzten Dreck geschissen haben, den letzten Kringel scheißen, den Arsch zusammenkneifen, jetzt hat der Arsch Feierabend, den Arsch zukneifen, dem ist der Arsch zugeschnappt,* <u>Sprechen:</u> *keinen Mucks mehr von sich geben/machen, mausetot sein, keinen Piep mehr sagen, keinen Pieps mehr von sich geben,* <u>Herzschlagen:</u> *jds. Herz hat aufgehört zu schlagen,*
- **Tod als Ende alltäglicher Tätigkeiten:** *den Schirm zumachen, das Essbesteck fallen lassen, den Löffel abgeben / hinlegen / fallen lassen / wegschmeißen, jdm. ist die Pfeife ausgegangen, keine Sorgen mehr haben, seine Rechnung abschließen, sich von der Verpflegung abmelden, in den Sielen sterben, sein Bündel schnüren / packen / nehmen, jd. hat die Hosen heruntergemacht, jd. hat sich den Rest geholt, die Schuhe drücken jdn. nicht mehr,*
- **Tod als Zeitende:** *die letzte Stunde ist gekommen, jds. Stündlein ist nahe, mit jdm. ist es aus, die Zeit ist abgelaufen, jds. Uhr ist abgelaufen,*
- **Tod als Schlaf / Ruhe:** *den letzten Schlaf schlafen, den ewigen Schlaf schlafen, sanft und selig entschlafen, die Augen schließen, jdm. haben die Engel in den*

Schlaf gesungen, nicht mehr aufwachen, ins Nirwana eingehen, den ewigen Frieden gefunden haben, einen Flachmann bauen,

- **Tod als Weg / Reise:** _der letzte Weg, der Weg, den wir alle gehen müssen, die letzte / große Reise antreten, aus der Welt gehen, bald abfahren müssen, den grasigen Weg gehen, auf die letzte Reise gehen, den Reiserock anhaben, die Reisestiefel anziehen, die Reisegamaschen anhaben, nicht wiederkommen sein, um die Ecke gehen, die letzte Fahrt antreten,_
- **Tod als Gelangen zur letzten Reiseetappe / in die Ewigkeit:** _in den letzten Hafen einlaufen, bei Petrus anklopfen, in die ewigen Jagdgründe eingehen, in die Ewigkeit eingehen, in Abrahams Schoß eingehen, in die ewige Ruhe eingehen,_
- **Tod als Abschied:** _der Welt adieu machen, der Welt Lebewohl sagen, für immer Abschied nehmen, die Abschiedsstunde ist gekommen, diesem Jammertal / der Welt Ade / Valet sagen, das Zeitliche segnen_
- **Tod als Übergang:** _Er hat den großen Schritt getan, über Bord gehen, den Sprung in die Kiste tun, hinüber sein, hops gehen, über den Jordan gehen, Übergang in die_ Welt der Engel: _jd. geht zu den Engeln, jd. sitzt bei den Engelein, mit den Engeln singen,_
- **Tod als Rückkehr:** _ins alte Heer gehen, in das Reich seiner Väter versammelt werden, zu seinen Vätern heimgehen, von seinem Herren zu sich gerufen werden, zu Gott heimkehren, zum Herrn gehen, zum alten Haufen fahren,_
- **Tod als Trennung von Körper und Seele:** _seinen / den Geist aufgeben, die Seele verhauchen, die Seele sitzt jdm. auf der Zunge, die sterbliche Hülle ablegen, jds. Seele fliegt zum Himmel,_
- **Tod als Kampf:** _zum letzten Gefecht antreten, jdn. hat's erwischt,_
- **Tod als Steigen ins Grab:** _unter der Erde liegen, ein Grab in fremder Erde gefunden haben, den grasigen Weg gehen, jd. hat ein grünes Kleid angezogen, unter den Torf kommen, das Gras von unten betrachten, sich die Radieschen von unten anschauen, in die Grube fahren, Erde kauen, unter die Mehlwürmer gehen,_ Sarg: _jd. hat den Deckel auf der Nase,_
- **Tod und damit verbundene Rituale / Bestattung:** _den Totengräber nicht erwarten können, mit den Füßen voran das Haus verlassen, mit den Füßen zuerst rausgetragen / hinausgetragen werden, mit den Füßen nach vorne getragen werden, ein Kreuz hinter jds. Namen machen, auf dem Brett liegen, auf dem Rücken zur Messe gehen, in die Bretter gehen, eine Schaufel Erde auf den Kopf bekommen, letzten Schuhe sind besohlt, dem letzten Gras gehen, etwas streckt jdn. auf den Sarg, den Totenschein ausstellen, sich die Sohlen schmieren_
- **Tod als Verwesung des Körpers:** _er hat der Natur seinen Tribut entrichtet, schwarz werden, den Weg allen Fleisches gehen, zu Staub / Erde werden,_

- **Tod als vocare in vitam aeternam:** *zum Herrgott gerufen werden, Gott nimmt jdn. zu sich, von Gott in die Ewigkeit gerufen werden, von Gott zu seinen Engeln gerufen werden, von Gott in ein besseres Jenseits gerufen werden, von Gott in die ewige Heimat gerufen werden, von Gott zu sich geholt werden, der liebe Gott ist bei jdm. eingekehrt, zur großen Armee abberufen werden*
- **bei bestimmten Berufen:** *von der Bühne abtreten*

b) **Früher Tod:** ein frühes Grab finden,

c) **Ursache / Art des Todes: Wasser:** *ein Seemannsgrab finden, auf See bleiben, in den Bach fallen, sein Grab in den Wellen finden* **Operation:** *unter dem Messer bleiben,* **Krankheit:** *ein blaues Auge haben, den Kopf unter dem Arm tragen, in Jaffa liegen, am Rande des Grabes stehen,* **Krieg, Kampf, Verwundung:** *im Krieg bleiben, auf dem Feld der Ehre fallen, nicht aus dem Kriege heimkehren, ins Gras beißen, am kalten Eisen stecken, etw. mit dem Blut besiegeln, Plötzlicher* **Tod:** *in seinen Sünden umkommen,* **Tod am Galgen:** *der Henker wird auf seiner Hochzeit tanzen,* **Selbstmord:** *Hand an sich legen, sich Gewalt antun, den Gashahn aufdrehen, Tabletten nehmen, sich aus dem Fenster stürzen, sich die Kugel durch den Kopf schießen / jagen, sich die Pulsadern aufschneiden, sich vor Zug werfen, sich in sein Schwert stürzen, den Giftbecher nehmen, den Becher nehmen, in seinem Blut liegen, sich ein Leid antun, Hand an sich legen, seinem Leben ein Ende machen / setzen, zum Strick greifen, sich das Leben nehmen, durch Selbstmord enden, diesem Jammertal Ade / Valet sagen,*

d) **jdn. töten:** *jds. Leben ein Ende machen, jdn. ums Leben bringen, jdm. den Lebensfaden abschneiden, jdm. das Lebenslicht ausblasen, jdm. das Licht auspusten, jdn. unter die Erde bringen, jdn. ins Grab bringen, jdn. unter den Rasen bringen, jdn. auf die Seite schaffen / bringen, jdn. um die Ecke bringen, jdn. kalt machen, jdn. fertig machen, jdm. den Garaus machen, jdn. ins Jenseits befördern, jdn. aus dem Weg räumen / schaffen, jdn. zur Strecke bringen, jdn. aus jds. Mitte reißen, jdm. nach Leben trachten, jdm. ans Leben wollen, einen Anschlag auf jds. Leben machen / verüben,* **jdn. erstechen:** *jdn. unter die Klinge springen lassen,* **jdm. durch Halsumdrehen töten:** *jdm. den Hals umdrehen, jdm. den Kragen herumdrehen,* **jdn. köpfen:** *jdn. einen Kopf kürzer machen,* j**dn. zum Selbstmord zwingen:** *jdm. das Messer in die Hand geben,* **jdn. vergiften:** *jemandem den Schierlingsbecher reichen,*

e) **Todesnaher Zustand:** *ein frühes Grab finden, am Rande des Grabes stehen, am Abkratzen sein, es geht mit jdm. zu Ende, es nicht mehr lange machen, nur noch (kaum noch) Zeit für ein Stoßgebet haben (finden), bei jdm. ist Matthäi am letzten, dran glauben müssen, jds. Zeit ist gekommen, der Sensenmann kommt, einem das letzte Brot backen, er wird bald auf dem Schragen liegen, seine letzten Schuhe sind besohlt, die weiße Frau ist jdm. erschienen, in den letzten Zügen liegen, wie das Leiden Christi aussehen, den Kopf unter dem Arm tragen, in Jaffa liegen, mit einem Bein im Grabe stehen, die weiße Frau ist jdm. erschienen, die Seele sitzt jdm, auf der Zunge, nach Seife gehen, nur*

noch Zeit für ein Stoßgebet haben, im Sterben liegen, in den letzten Zügen liegen, jdn. hat die schwarze Kuh getreten, jds. letzte Schuhe sind besohlt, auf dem letzten Gras gehen / fahren,

f) **Todesvorbereitungen:** mit dem / seinem Leben abgeschlossen haben sein Bündel schnüren / zusammenpacken, sich die Sohlen schmieren,

g) **Totsein: nicht mehr leben:** *nicht mehr unter uns / unter den Lebenden weilen, den ewigen Schlaf schlafen, zu den Vätern gegangen sein, ein Kreuz steht hinter jds. Namen, nach jdm. kräht kein Hahn mehr, hinüber / hops sein, keinen Hahn mehr krähen hören, keinen Mucks mehr von sich geben / machen, jd. hat seine Rechnung abgeschlossen, jdm. tut der Zahn nicht mehr weh, einen kalten Arsch haben* **beerdigt sein:** *ein Grab in fremder Erde gefunden haben, jdn. deckt die kühle Erde, unter der Erde liegen, jdn. deckt der grüne Rasen, das Gras von unten betrachten, sich die Radieschen von unten anschauen, auf dem Rücken zur Messe gehen,*

h) **Bezeichnungen für Tod:** *die ewige Ruhe, Freund Hain, Gevatter Tod.*

3. SCHLUSSFOLGERUNGEN

Das untersuchte semantische Feld Tod/sterben im Deutschen ist sehr umfangreich und vieldimensional. Die angeführten Beispiele zeigen verschiedene Aspekte dieses Zustands / Vorgangs. Ihr eindeutiges Ziel ist es, diese Sphäre der menschlichen Existenz zu verhüllen. Daher haben die meisten phraseologischen Ausdrücke eine stark euphemisierende Funktion. Auf der anderen Seite findet man viele Wortverbindungen, die eher der saloppen bis hin zur derben, vulgären Ausdrucksweise angehören. Die oft wortwörtliche Beschreibung des Todes / Sterbens bestätigt die Neigung zur Kakophemisierung. Daher kann man im Phraseolexikon des Deutschen zu der angesprochenen Thematik zwei Tendenzen beobachten: einerseits die Verhüllung und Vermeidung dieser Themen, die als Ausdruck der Angst verstanden werden können, und andererseits die Verharmlosung dadurch, dass diese Themen entweder scherzhaft oder derb dargestellt werden. Zahlreiche Phraseologismen stellen den Tod metaphorisch dar. Deutlich zu erkennen sind unterschiedliche konzeptuelle Metaphern, die das Feld gliedern.

LITERATUR

Dornseiff, Franz (2000): *Deutscher Wortschatz nach Sachgruppen.* Wiesbaden: Walter de Gruyter.
Dąbrowska, Anna (2005): *Słownik eufemizmów polskich*. Warszawa: PWN.
Duden (2001): *Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten.* Mannheim/Leipzig /Wien/Zürich: Duden.
Duden (2001): *Deutsches Universalwörterbuch.* Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich: Duden.
Duden (1986): *Die sinn- und sachverwandten Wörter.* Mannheim/Wien/Zürich: Duden.
Fleischer, Wolfgang: *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache.* Tübingen: Niemeyer.
Krüger-Lorenzen, Kurt (2001): *Deutsche Redensarten und was dahinter steckt.* München: Heyne.
Krzyżanowska, Anna (1999): *Polska i francuska frazeologia śmierci.* Lublin: Wydawnictwo UMCS.
Piirainen, Elisabeth (2002): *Er zahlt keine Steuern mehr. Phraseologismen für,sterben' in den deutschen Umgangssprachen.* In: Piirainen, Elisabeth / Piirainen, Ilpo (Hrsg.): *Phraseologie in Raum und Zeit*. Baltmannsweiler. S. 213–238.
Piñel López, Rosa Maria (1999): *Der Tod und das Sterben in der deutschen und spanischen Phraseologie: ein interkultureller Vergleich.* In: Burger, Harald (Hrsg.): *Flut von Texten – Vielfalt der Kulturen*. Hohengehren: Schneider.
Röhrich, Lutz (1995): *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten. 5 Bde.* Freiburg/Basel /Wien: Herder.
Schemann, Hans (1989): *Synonymwörterbuch der deutschen Redensarten.* Straelen: Klett.

OTTMAR HERTKORN

Zur langlebigen Dualität der Anredepronomina im Deutschen Ein Beitrag in zwei Teilen: Hintergrund und Belege

1. HINTERGRUND

Die frühneuhochdeutsche Sprache ist einer der Forschungsschwerpunkte von Ilpo Tapani Piirainen, was er durch Dutzende von Publikationen nachgewiesen hat. In unermüdlicher Feinarbeit hat er in den Jahrzehnten seit 1969 deutschsprachige Handschriften des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit in Archiven erforscht; an dieser Stelle genügt es, von seinen zahlreichen Editionen, Transkriptionen, Übersetzungen und Glossaren *ein deutsches Rechtsbuch aus dem Jahre 1628 aus der Slowakei,* erschienen 1995, die *Sachsenspiegel*-Handschrift aus dem Jahre 1390 mit Glossar, erschienen 2003, oder das *Rechtsbuch der XI Zipser Städte* ab dem späten 15. Jahrhundert, ebenfalls 2003 erschienen, zu erwähnen.

Die frühneuhochdeutsche Sprache wurde auch in Friedrich Schillers allererstem Schauspiel auf der Bühne eingesetzt, wobei im Zusammenhang dieses Beitrags die Anredeformen von Interesse sind. Bekanntlich beginnt das Schauspiel „Die Räuber“ auf der Bühne so:

FRANZ. Aber ist Euch auch wohl, Vater? Ihr seht so blaß.
DER ALTE MOOR. Ganz wohl, mein Sohn – was hattest du mir zu sagen?

Selbstverständlich erweist der Sohn seinem Vater gegenüber durch die Pluralform Respekt, ebenso selbstverständlich duzt der Vater seinen Sohn. Jüngere haben gegenüber Älteren Respekt anzuzeigen, indem sie die Pluralform verwenden und die Älteren ihrzen, wie dies bereits für das Mittelhochdeutsche bezeugt ist (irzen, irezen = mit *ir* anreden). Status und Beziehungen und damit die Anredeformen waren im ausgehenden Mittelalter eindeutig geregelt: nicht nur zwischen den gesellschaftlichen Schichten generell, sondern auch familienintern zwischen Eltern und Kindern.

Allerdings hatte der junge Schiller das Drama zunächst in der Sprache seiner Zeit (um 1780) zu Papier gebracht, konnte aber für die öffentliche Theater-Aufführung diese „moderne" Redeweise, die sich direkt auf die Aktualität bezog, nicht durchsetzen, da die absolutistischen Strukturen immer noch galten. So schrieb er zwar am 3. November 1781 aus Stuttgart an den Reichsfreiherrn Wolfgang Heribert von Dalberg, den Gründer (1779) und ehrenamtlich tätigen verantwortlichen Intendanten des Mannheimer Nationaltheaters, der „Die Räuber" nur dann für die Aufführung genehmigen wollte, wenn das Stück auf die vorreformatorische Zeit gegen Ende des 15. Jahrhunderts umgeschrieben würde: *ich wünschte diese Veränderung nicht. Alle Karaktere sind zu aufgeklärt zu modern angelegt, daß das ganze Stück untergehen würde* wenn die Zeit, worin es geführt wird, verändert würde sowie schon am 12. Oktober 1781: *Sprechen alle meine Personen zu modern, zu aufgeklärt für die damalige Zeit. Der Dialog(e) ist gar nicht derselbe.,* unterschrieb aber wie in alter Zeit mit *Uebrigens habe ich die Ehre mit vollkommener Achtung zu ersterben Euer Exzellenz ganz unterthäniger Schiller.*

Als heutiger Leser überlegt man, ob diese Floskel vom jungen Schiller nicht schon damals ironisch gemeint gewesen sein könnte, zumal er öfter im Brieftext *„Euer Exzellenz"* in Abkürzung formelhaft als *„E.E."* verwendete und mit seinesgleichen bereits ganz „modern" verkehrte. Wie heute unterschied er Geschäftsfreunde, die sich siezten, von engen Freunden, die sich duzten. So schrieb Schiller im Frühjahr 1781 an Wilhelm Petersen: *Schreib mir also, liebster Freund, ob und wie Du gesonnen bist!,* ebenfalls per Du Ende 1781 an seinen Freund Friedrich von Hoven mit der Unterschrift *Dein Freund Schiller*, andererseits redete ihn sein Geschäftsfreund Christian Schwan als Verlagsbuchhändler aus Mannheim am 11. August 1781 zwar im Brief mit *Mein werthester Freund* an, gebrauchte aber das Sie: *Bei meiner Freundschaft denke ich nie an den Kaufmann… Hören Sie (deshalb), was ich Ihnen als Freund rathe… Leben Sie wohl und bleiben Sie mein Freund, so wie ich aufrichtigst bin der Ihrige C. F. Schwan*

Mit diesem – eigentlich geschäftsmäßigen – Siezen, das immerhin das Ihrzen des 15. Jahrhunderts ersetzte, redete Schiller selbst als 30 jähriger Erwachsener noch seine Eltern an, z.B. im Brief vom 13. Januar 1790: *leben Sie tausendmal wohl liebste Eltern. Ihr Ewig gehorsamer Sohn Fritz.* und auch noch nach seiner Heirat: *Leben Sie wohl, theuerste Mama, und erhalten Sie mir Ihre mütterliche Liebe Ihr Ewig dankbarer Sohn Fr. Schiller (Brief vom 3. 3. 1790)*

Mit der französischen Revolution verbreitete sich das vertrauliche „Du". *Im Oktober 1793 stellte ein eingefleischter Sansculotte im Konvent den Antrag,*

> *„daß jeder ohne Unterscheidung alle Männer und Frauen duzen soll, mit denen er allein spricht, bei Strafe, sonst als verdächtig zu gelten." Er argumentierte, diese Übung führe zu „weniger Arroganz, weniger Klassenunterschieden, mehr Neigung zu Brüderlichkeit, weniger Feindschaft, größerer Vertraulichkeit und daher zu mehr Gleichheit". Die Abgeordneten lehnten es zwar ab, das „Du" zum Gebot zu erheben, aber in radikalen Zirkeln bürgerte es sich ein…das „Du" war besonders in den Unterklassen weit verbreitet" (Perrot, S. 27f)*

Dem gegenüber stellte allerdings der auch von der Aufklärung beeinflußte Schulpädagoge D. Friedrich Gedike 1794 in seiner Rede vor der Berliner Akademie der Wissenschaften *Über Du und Sie in der deutschen Sprache* heraus, dass mehrere Formen der Anrede von Vorteil seien (vgl. dazu Augst!).

Aus der Sozialgeschichte ist zu erfahren, dass man sich um das Jahr 1800, beeinflußt durch die Gedankengänge von Rousseau, in Deutschland stritt, ob Kinder ihre Eltern duzen sollten oder sogar müssten – eines der Anzeichen der sich herausbildenden Romantik. Zwar gab es die Ansicht, diese vertrauliche Du-Anrede *erschüttere die natürliche Rangordnung (Augst, S. 42)*, tatsächlich aber ist das Duzen innerfamiliär relativ schnell zur Norm geworden. Außerfamiliär unterschied man nach wie vor und bis heute Fremde mitsamt Geschäftsfreunden von engen Duzfreunden.

Sie ist die neue Anredeform, die das *Ihr* ablöst. Gesiezt wie andere Bürger wurden auch Fürsten, wie eine Stichprobe aus einem Amtsblatt des Jahres 1839 zeigt. Aus einem Geschäftsgespräch mit einem Fürsten wird berichtet: Der Kurfürst von Hessen-Kassel wandte sich an Moses Rothschild: *Was sagen Sie?*, worauf dieser dem Kurfürst zur Antwort gab: *Ich bin im Stande, Ihnen Alles mit 5 Procent zurückzugeben!* (Amtsblatt Oberamt Geislingen Nr. 84/1839, 19. Oktober)

2. HEUTIGE SITUATION

Heute ist die wechselseitige Anrede per Du nicht nur innerfamiliäre Norm, sondern auch in der Öffentlichkeit so verbreitet, dass z.B. Europa-Union und die Jungen Europäischen Föderalisten 2007 einen Jugendkongress in Hamburg unter dem Titel „Du bist Europa!" veranstalten konnten, offensichtlich in der Nachfolge des Projekts 2006 „Du bist Deutschland". Dies war die größte „Social-Marketing"- Kampagne der Bundesrepublik Deutschland (September 2005 bis 31. Januar 2006), getragen von 25 führenden deutschen Medienunternehmen, die allerdings primär ihren Umsatz zur Fußballweltmeisterschaft im Kopf hatten. Laut einer Umfrage der GfK (Gesellschaft für Konsumforschung Nürnberg) fühlten sich ca. zehn Millionen Deutsche durch die Kampagne motiviert. Die neue Aufbruchstimmung könne man daran ablesen, dass das Motto „Du bist Deutsch-

land“ in kürzester Zeit zum geflügelten Wort geworden sei. Somit stünde die Wendung „Du bist…“ oder „Wir sind…“ für Zuversicht und Eigeninitiative.

Alltagsphänomene wie das Anredeverhalten sind keinesfalls systematisch zu erfassen oder gar zu generalisieren, so dass sich gültige Prognosen daraus ableiten ließen. Die beiden im Gegenwartsdeutsch möglichen Anredepronomina ‘Du’ und ‘Sie’ haben jeweils eigene Bereiche. Schwierig zu erfassen und nicht zu generalisieren ist ihr Gebrauch in Situationen, in denen beide Formen möglich sind, weil unvermeidlich auf Sprecher- und Hörerseite Konnotationen mitschwingen.

Noch 2007 findet man im Internet, in dem vor allem Jüngere kommunizieren, Fragevorgaben wie „Duzen oder Siezen im Blog?“ (bueltge.de) und darunter Meldungen wie: *Irgendwann taucht diese Frage in jedem gut frequentierten Blog oder Forum auf.* Um möglichst das ganze Spektrum der hinter dem Gebrauch von Du und/oder Sie steckenden Emotionen und Überlegungen zu erfassen, folgen einerseits Beispiele aus Druck, AV- oder elektronischen Medien, andererseits Äußerungen zum Gebrauch der Anredepronomina, die die unterschiedlichen persönlichen Einstellungen offenlegen.

Natürlich entstünde durch über Monate hindurch erfolgte Befragungen von Tausenden ein die Sprachwirklichkeit umfassender treffendes Bild, aber letztlich doch kein exaktes. Einen kleinen Ausschnitt hat im Rahmen eines Seminars an der Universität Paderborn 1990 eine minimale Umfrage zum tatsächlichen Gebrauch der Anredepronomina festgehalten: Eine Studentin hatte sechs unterschiedliche Alltagssituationen vorbereitet, in denen gefragt wurde, wie man Unbekannte, insbesondere gleichaltrig Aussehende, auf die man trifft, ansprechen würde: in einem Schulgebäude, im Café, am Bus, im Theater, im Ausland (deutsche Landsleute) u. dgl. mit „Du“, „Sie“ oder ausweichend („je nachdem“, „beides“, „geistweise“). 51 Personen, 17 Schüler (15 – 20 Jahre), 17 Studenten unterschiedlicher Fächer(19 – 30 Jahre) und 17 Erwachsene (häuslich oder außerhalb Berufstätige, Arbeitslose, 18 – 90 Jahre) aus dem Bundesland Nordrhein-Westfalen wurden einzeln befragt. Bei den Schülern ergab sich zwischen „Du“ und „Sie“ ein Verhältnis von 40 zu 49, bei den Studenten von 27 zu 68, bei den Erwachsenen von 22 zu 74. Der Anteil des „Du“ sinkt von etwa 40 auf fast 20 Prozent ab, das „Sie“ steigt von etwa 50 auf 75 Prozent. Tatsächlich bevorzugten Befragte ab ungefähr 32 Jahren eindeutig das „Sie“, worauf auch indirekt der in den siebziger Jahren verbreitete Spruch „Trau keinem über 30“ hinweist. Damit wird eine Tendenz bestätigt, die Harald Weinrich in seiner Rede von 1986 erwähnt, dass das studentische Du an der Schwelle zum Berufsleben haltmacht. In einer Situation, in der offensichtlich Respekt eine determinierende Größe war: *Du befindest Dich im Omnibus, und eine junge Frau möchte mit einem Kinderwagen ebenfalls den Omnibus besteigen. Du willst ihr helfen, was sagst Du zu ihr?* würden fast alle das höfliche ‘Sie’ gebrauchen, obwohl in der „Du“-Form gefragt worden war. Nur ein einziges Mal (von jemand aus der Gruppe der Schüler) wurde das in diesem Fall respektlose ‘Du’ als Anredeform genannt. Tatsächlich herrscht Unbekannten gegenüber Sie vor, was auch amerikanische

Gaststudenten in Paderborn erlebt haben. Auf ihren Gruß „Guten Tag“ erwiderten unbekannte Deutsche öfter: „Kenne ich Sie?“

Einzelne Situationen dieser Kleinumfrage wurden auch im germanistischen Seminar durchgespielt. Dabei zeigte sich bei den Studenten dieses Fachs eine größere Nähe zum „Du“-Gebrauch, dem Verhalten der Schüler vergleichbar. Daraus zog die Seminarteilnehmerin den Schluß: „ich denke, daß man gerade als Student der Benutzung des „Du“ einen größeren Stellenwert einräumt, als er in der Realität besipielsweise des Erwerbslebens tatsächlich vorhanden ist. Auch ändert ein benutztes „Du“ nichts im Verhältnis zueinander, wenn es sich dabei um einen Gruppenzwang handelt wie etwa unter Studenten. So kann man mit Hermann Bausinger einer Meinung sein, wenn er schreibt, daß das „Du“ von Studenten nichts anderes sei „mutatis mutandis -… als das „Sie“ der bürgerlichen Gesellschaft.“ *(Thissen)*

Zum Entstehen des studentischen Du bringt Gerhard Augst Beispiele aus der Zeit zwischen Wintersemester 70/71 und WS 73/74. Im Jahr 1970 duzten sich fast nur Sport-Studierende und „Linke“, 1974 bereits Studierende aller Fächer, ausgenommen Geologie- und Altphilologie-Studenten, die sich siezten (S. 13). Noch 2007 stellt eine Zuschrift an den Wiener Standard fest, dass im Sportteil der Zeitung viel schneller „Du“ geschrieben werde als in den übrigen Ressorts.

3. TRENDWENDE

Das Ergebnis der nordrhein-westfälischen Mini-Umfrage von 1990 ist in bezug auf die Jüngeren durch die Untersuchungen des professionell arbeitenden Instituts für Demoskopie Allensbach umzuschreiben. Gegen Ende des 20. Jahrhunderts sah es tatsächlich so aus, als setzte sich „Du“ als generelle Anrede überall durch. Demgegenüber haben die Demoskopen 2003 eine Trendwende festgestellt. 400 Interviewer befragten 1660 Deutsche ab 16 Jahren. Hatten 1993 noch 34 % angegeben, schnell zum ‘Du’ überzugehen, waren dies 2003 nur noch 29 % (etwa derselbe Anteil, wie er in Westdeutschland im Jahr 1984 angegeben worden war). Sich mit dem Duzen viel Zeit lassen wollen ebenfalls 28 %. Die meisten allerdings schwanken: „Es kommt darauf an“ (1993: 33 %, 2003 sogar: 43 %). 2003 war vor allem bei den Jüngeren das allgemeine und lockere‚Du‘ am stärksten rückläufig. 1993 berichteten 59 Prozent der 16–29jährigen, daß sie schon nach kurzer Bekanntschaft mit jemandem schnell zum‚Du‘ übergehen, 2003 sagten das nur noch 48 Prozent. Diese Entwicklung zu etwas mehr Förmlichkeit in der jüngeren Altersgruppe ist auch deshalb erstaunlich, weil deren Elterngeneration – gegen den Allgemeintrend – mit dem‚Du‘ heute eher ein wenig lockerer umgeht als die entsprechende Altersgruppe von vor zehn Jahren. Nach dieser Umfrage neigen gerade die Jüngeren wieder eher zum „Sie“. Dies weist darauf hin, wie bedeutsam der Einfluß der Alterskohorte ist (kritischer formuliert: als eine Folge des Gruppenzwangs) – unabhängig von der sozialen Schicht. Dieser neue Trend wurde auch von der Gesellschaft für Deutsche Sprache (Wiesbaden) beobachtet.

In Kürze: Heute gilt im gesamten deutschsprachigen Raum die Regel, dass nur Familienangehörige und enge Freunde geduzt werden. Fremde werden grundsätzlich gesiezt, es sei denn, es handelt sich um Kinder. Du und Sie haben je eigene Bereiche, Nähe bzw. Ferne.

Dieser Überblick kann dem eiligen Leser genügen. Wer weitere Belege, insbesondere zur Rückkehr zum Sie-Gebrauch, sucht, findet diese im Anschluß. Bei den vielfältigen zu Du und Sie gefundenenen Stellungnahmen fällt auf, dass Äußerungen zum Anredeverhalten überwiegend von hoher Emotionaliät geprägt sind. Da nichts so selbstverständlich ist wie das eigene Ich, also der eigene Blick, reagiert man einerseits betroffen auf abweichende Ansichten, andererseits engagiert man sich dafür, andere für die eigene Auffassung zu gewinnen. Auch die hier gebrachte kleine Auswahl aus dem sogenannten täglichen Leben kann zu Widerspruch und weiteren Diskussionen führen.

Ausgewählte Belege für differenziertes Anredeverhalten

Im *Handbuch-Deutschland* der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration von 2003 ist *„Du" und „Sie"* ein eigener Abschnitt gewidmet. Dort heißt es: „ üblich ist das förmliche „Sie" in Öffentlichkeit und am Arbeitsplatz. Auch wenn sich Nachbarn und Arbeitskollegen schon lange kennen, bleiben sie oft beim „Sie". „Du" wird nur im Freundeskreis oder unter näheren Bekannten und Kollegen benutzt." Auch Kinder bis ungefähr 16 werden mit „Du" angeredet." Ältere bieten Jüngeren das Du an, im Arbeitsleben allerdings die Vorgesetzten.

Schon 1974 war ein Argument von Rudolf Walter Leonhardt: „Wir Deutschen sind ohnehin weniger höflich als Engländer und Franzosen, als Polen und Russen, durch allgemeines Duzen würden wir gewiß nicht höflicher („Du Blödmann" sagt man leichter als „Sie Blödmann")."

Wechselseitiges Duzen ist unter Gleichgesinnten mit ähnlicher Weltsicht naheliegend, aber keineswegs immer selbstverständlich. So ist etwa trotz identischer Grundauffassung und Lebensgestaltung in vielen katholischen Ordensgemeinschaften Siezen untereinander Vorschrift, wenn auch in Kombination mit Vor- bzw. Ordensnamen. Hierzu bringt Besch ausführliche Beispiele und Zitate aus der Zeit bis 1996 (S. 50–53); stichprobenartige Nachfragen bei sogenannten katholischen Weltgeistlichen (Pfarrern und Prälaten) zeigen, dass 2007 deren Anredeverhalten dem anderer akademischer Berufe gleicht: grundsätzlich wird gesiezt. Allenfalls wird Jüngeren, mit denen man eng zusammenarbeitet, das Du angeboten, um dem Vorwurf von Hochnäsigkeit zu begegnen, aber grundsätzlich gilt: In der Kirche kein Du.

Wo das Jungbleibenwollen (überspitzt: der Jugendwahn) eine Rolle spielt, wird gern geduzt. Eindeutig duzen sich Jugendliche, besonders, wenn sie zur gleichen Gruppe (politisch, konfessionell, interessenbezogen) gehören. Jugendzeitschriften wie BRAVO für 12–21jährige arbeiten mit der Illusion des Dazugehörens, suggerieren Nähe, bauen ein

Insidertum auf; alle sind Freunde, also per DU. Studenten duzen sich heute eher unreflektiert floskelhaft im Rahmen einer „transitorischen Gruppen/Sondersprache“ *(Jakob, S. 204f.)*, die mit dem Eintritt ins Berufsleben endet, während die Duzbrüderschaft der studentischen Verbindungen natürlich im Beruf beibehalten wird.

Duzen ist ebenfalls stark verbreitet in Berufen mit häufig wechselnden Gesprächskonstellationen, also in der Unterhaltungsindustrie, unter Schauspielern und Journalisten, in der Werbe- und Musikbranche speziell in der Informationstechnologie, Telekommunikation, Multimedia mit je relativ flacher Hierarchie.. Wenn in einem Team fast alle gleichaltrig sind, besonders relativ junge Teams, duzen sie sich wechselseitig. Allerdings werden Personen gesiezt, die in fremden Abteilungen oder etwa beim Nacht- und Schließdienst arbeiten.

Im Sport duzen sich praktisch alle Aktiven, aber nicht unbedingt die Funktionäre, Vereinsvorständen usw. .Haupt – und ehrenamtliche Trainer bieten von sich aus den Kindern (11–13jährige) das Du an. Diese duzen ihre Trainer mit Vornamen, siezen aber andere Erwachsene vom Verein/Vorstand. Außer Vereinskonvention spielen auch andere Motive eine Rolle, wie eine Aussage zeigt: „als Trainerin meiner Schwimmgruppe möchte ich geduzt werden, weil ich mir sonst gegenüber acht-oder neunjährigen Mädchen so schrecklich alt vorkomme.“ Auch Gelegenheitssporttreibende, die z.B. ein FITNESS-STUDIO aufsuchen, – treffen auf eine Duz-Zone wie in manchen Feriendörfern, insbesondere in Ferienclubs.

Kritisch wird es, wo Solidarität zu sachfremden Abhängigkeiten führt, z.B. zwischen Journalisten und Politikern. Im Mai 2007 beichteten Doping-Sportler im Fernsehen. In der Pressekonferenz am 24. Mai 2007 wird der ZDF-Chefredakteur Nikolaus Brender mit der Tatsache konfrontiert, dass von den Sportjournalisten „sehr viele die Doping-Sünder geduzt.“ haben. Dazu meinte er, dies sei nichts Charakteristisches nur für den Sport, es gelte auch in der Politik. „Die Verbrüderung und die Verduzung zwischen Politikern und Journalisten, zwischen Sportlern und Journalisten hat ein Ausmaß erreicht, das dem Journalismus nicht guttut“. Er selbst sei für „ Distanz im Persönlichen“, scheut aber davor zurück, die „Verduzung“ grundsätzlich zu kritisieren und formuliert diplomatisch distanziert, „in der Sportberichterstattung müsse die Gratwanderung zwischen Emotionen und Distanz künftig besser gelingen“ – unter Duzbrüdern eher eine utopische Wunschvorstellung.

Duzpflicht besteht beim Möbelkaufhaus IKEA. Alle Mitarbeiter müssen sich wechselseitig mit Du und Vornamen anreden. Selbst 2007, da fast alle Firmen (wieder) ‘Sie’ verwenden, seine Postwurfsendungen an alle Haushalte per Du formuliert, ohne zu bedenken, dass diese Anrede manche potentielle Kunden als frech empfinden – will bewußt das vermeintlich schwedische Gleichheitsprinzip verbreiten – engagiert sich z.B. in der Duz-Zone 2001 Niedergrundstedt (Ortsteil von Weimar), spendiert Bänke – dort gilt allerdings das Prinzip: Keiner muß müssen, alle dürfen wollen. 2000 begonnen, zu-

nächst für ein Jahr vorgesehen. Viele benutzen das Du, das Sie wird genauso akzeptiert… – Mit dem Verbrüdern klappt es aber nicht immer. Im niedersächsischen Westerstede wurde die Fußgängerzone „Duz-Zone“ „So kommen sich die Menschen gewiss schneller näher“ dürfte wohl kaum bundesweit Schule machen.“ schreibt die *Neue Westfälische* am 5. 5. 2003. Der Ortsbürgermeister verschenkte im November 2003 Konzertkarten an solche, die in ihrem Ort für Duz-Zonen werben. Die neue Ortsbürgermeisterin läßt sich zwar dort auch mit Du ansprechen, sagt aber, sie selbst gehöre eher zu den Menschen, die das ‘Sie’ noch benutzten (Pressemeldung vom 19. Juli 2004).

Das Institut für niederdeutsche Sprache *(Presse 06/2003)* schreibt: Fremden gegenüber gebraucht man „Se’…“Auch in der norddeutschen Regionalsprache (Platt) ist der Gebrauch der Höflichkeitsform ‘Se’ nach wie vor üblich und nimmt neuerdings zu, beobachten die Bremer Sprachwissenschaftler. Ebenso wie im Hochdeutschen übrigens, wo übermäßiges Duzen besonders unter jungen Leuten inzwischen aus der Mode kommt..“ Das sogenannte proletarisch-sozialistische Du ist ein später Nachklang des Dekrets der französischen Revolution von 1793: republikanisch Gesinnte reden sich mit du an. Auch in der DDR war Du unter Genossen verpflichtend, bis heute auch unter Genossen der SPD und in vielen Gewerkschaften. Ähnlich gleichmacherisch war die Losung des unbekleideten Gruppenlebens der egalitären (Freikörperkultur) FKK-Bewegung und einer ihrer Zeitschriften aus den 1920er Jahren „Wir sind nackt und nennen uns Du“.

Weil Duzen vereinnahmend ist und von manchen dadurch versucht wird, eine Ideologie durchzusetzen, trifft man auf Stellungnahmen wie „‘Nein, ich wäre lieber noch eine Weile per Sie’, traut sich wohl niemand zu sagen – es ist schwer, einem Du-Chef gegenüber hart zu bleiben“. Dem enstpricht die Empfehlung: als FALSCH wird beurteilt, wenn eine 56jährige Frau das von ihrem 35jährigen Vorgesetzten angebotene Du ablehnt und ihn weiterhin siezt. als RICHTIG wird festgehalten, sie solle zurückduzen, denn „der Ranghöhere hat das Recht dazu und ablehnen wäre unhöflich“ *(Business Knigge (GMX 2007)*. Dies besagt: im Geschäftsleben heute geht Rang vor Alter. Augst zitiert bereits aus dem Jahr 1972 den Leserbrief einer 18jährigen, die sich darüber ärgert, dass sie von ihrer Chefin und ihren Kolleginnen weiterhin geduzt wird, obwohl sie ausgelernt hat – bekanntlich war es Tradition in Deutschland (vielleicht auch aus diesem Grund), dass ein Lehrling nach der Lehre seinen Betrieb bzw. Meister verläßt und als Geselle anderswo arbeitet. *(Augst, S. 13)*

In trockenen Zahlen, die die wie immer recht grob lediglich Augenblicks-Tendenzen anzeigen, sieht es so aus: 1985 ergab das ZDF-Politbarometer für Mai: Frauen sind einem Du gegenüber zurückhaltender als Männer *(Besch, S. 83)*; 2003, 18 Jahre später, lautet ein Ergebnis ähnlich: Männer duzen lieber (34,4 %) als Frauen (27,9 %), ab 40 Jahren sagen nur 25 % ja zum Du (Stern, 17. 10. 2003).Unter Gleichgestellten nimmt das solidarische Duzen mit höherer Stellung ab: Arbeiter duzen sich zu 58 %, einfache Angestellte/Beamte zu 53 %, leitende Angestellte/Beamte zu 39 % *(Allensbach 2003)*

Zum Anredegebrauch in der Werbung hatte Ende der 1970er Jahre Ruth Römer *(1980, S. 181ff.)* 1000 Werbe-Slogans ausgezählt. Etwa jeder zehnte (exakt 97) war als Anrede formuliert„ davon waren per DU 57, nur 40 per SIE. Eine Stichprobe vom Mai 2007 ergab einen weit höheren Wert für SIE und kaum noch ein DU. In der *Wirtschaftswoche* kamen 55 SIE auf 15 ohne Anrede, in der ZEIT 47 SIE auf 18 ohne Anrede, im *SPIEGEL (Nr.22)* 32 SIE auf 21 ohne Anrede. „Du" enthielt nur eine einzige „Werbebotschaft" als Aufforderung zum politischen Handeln: „Was kannst Du tun?… Unterschreibe einen Brief an die Kanzlerin!" Auch Werbetexte auf Verpackungen bis hin zu Weinflaschen reden ihre Kunden generell mit SIE oder geistweise neutral an, aber kaum (mehr) per DU.

Hier sei ein einziger Hinweis auf das Wunschdenken deutscher Journalisten erlaubt: seit Jahren verbreiten sie in den Medien, „in den skandinavischen Ländern" sei das „Du" allgemeine gegenseitige Anredeform geworden. So nimmt es nicht Wunder, dass z.B. am 25. 2. 2007 ein Leser schreibt, in Schweden würden „Hinz und Kunz selbst den König mit „Du" anreden" (bueltge.de). Dies ist keineswegs der Fall! Eine stichprobenhafte Nachfrage im Sommer 2007 in Finnland ergab, dass das dortige Anredeverhalten der heutigen dualen in Deutschland durchaus ähnlich ist. Ältere werden gesiezt, auch in Politik und Wirtschaft verwendet man das „Sie", das „Du" bleibt „Herzensfreunden" vorbehalten. „In den Restaurants ist es – auch in Schweden – sogar Vorschrift, die Gäste zu siezen." (Elvi Kiilava-Salmelin, Direktorin einer Hotelfachschule). Auch das Projekt „Wandel der Anredeformen in Europa", das unter Michael Clyne (Monash-University, Melbourne) 2003–2005 durchgeführt wurde, ergab u.a., dass im Schwedischen wie im Deutschen eine gewisse Umkehr der Liberalisierung im Anredeverhalten stattfindet und in beiden Sprachen ein Widerwille gegen Anredevorschriften vorherrscht. Aus diesem Grund findet man auch in der „netiquette" keine Vorschrift; empfohlen wird Gegenseitigkeit, d.h. symmetrische Kommunikation.

Bei seriösen Geschäften (Auto- oder Hauskauf) möchte man nicht geduzt werden – dies wäre unangenehm. Beamte duzen allerdings gilt als Beleidigung, kann als Ordnungswidrigkeit mit Bußgeld bestraft werden. Allerdings hat das Hamburger Landgericht 2006 bereits eine Ausnahme statuiert. Ein Vertreter der Unterhaltungsbranche hatte einen Verkehrspolizisten geduzt, was als „Unhöflichkeit ohne verletzenden Inhalt" straflos blieb, „weil Duzen zu seinen normalen Umgangsformen gehöre".

Die Sie-Form kann zwar Förmlichkeit, aber auch Respekt signalisieren. Siezen bedeutet keineswegs Ausschluß von Freundlichkeit, gegenseitiger Achtung und Rücksichtnahme, so wenig wie fehlender Händedruck in Finnland: „Handshaking when first meeting someone is the norm, and not haven your hand shaken may well be a sign of friendship and distinction" *(Jyväskylä: The Finnish Experience. A Brief Guide for Visitors, 1996, S. 14, „Greetings").* „Man kann per du sehr höflich, per Sie sehr unhöflich sein:"*(ENGEL, S. 652)*

Schwanken zwischen Du und Sie

Schon 1980, schreibt Zimmer, entschließt sich jemand „zwischen 25 und 55“ in „jugendlichen“ Geschäften z.B. in einem Musikladen „zum Du und könnte sich dann gleich die Zunge abbeißen, denn zurück kommt ein Sie und macht Ihnen klar, daß man Sie hier keineswegs als seinesgleichen zu akzeptieren gedenkt.“ *(S. 53)* Konnotat:

> Wenn die Aufforderung, einander zu duzen, vom Rangniederen ausgeht, wird dies gelegentlich als beleidigend aufgefasst. Eine scharfe Reaktion kann dann die Form der Gegenbeleidigung annehmen: *Ich erinnere mich nicht daran, dass wir miteinander Schweine gehütet haben. (In der Literatur erstmals 1681 im Narrenspital von Beer)*

Im Blog-System, also in Foren, Blogs, Gästebüchern und Chats kann man „Du“ durchaus als de facto Standard sehen. Differenzierend schreibt dazu eine Frau, wenn sich Blog mehr an die internetaffine Szene richte, z.B. im Bereich Programmierung, sei duzen am Platz, beim Business-Blog allgemein aber sei das Sie besser. Zur Anfangszeit der E-Mail-Nutzung war es üblich, sich hier zu duzen. Mit der inzwischen erheblich vergrößerten Nutzergruppe ist der E-Mail-Verkehr förmlicher geworden. Das Prinzip „Schnelligkeit vor Förmlichkeit“ hat erheblich an Bedeutung verloren

Sonderformen wie das „Hamburger Du“ und das „Kassiererinnen-Du“ zeigen die prinzipiell bestehende Unsicherheit. Wurde in früheren Zeiten lediglich das Dienstpersonal in einer Kombination von Vorname und „Sie“ („Anna, holen Sie…!) gerufen, bedienen sich dieser Form heute (2004) wieder Professoren für ihre studentischen oder wissenschaftlichen Hilfskräfte, Eltern reden so die erwachsenen Freunde ihrer Kinder an. Für Gleichaltrige und Gleichrangige trifft dies nicht zu. Eine andere Mischung läßt sich im Supermarkt beobachten: das „Kassiererinnen-Du“, z.B. „Du, Frau Meyer, was kosten die Zucchini?“. Das Dilemma entsteht durch den Gegensatz zwischen firmenintern-kollegialer Solidarität und distanziertem Verhalten den externen Kunden gegenüber. Redeweisen wie „Herr N, kommst Du bitte mal?“ bezeichnen manche auch als „Berliner“ oder „Münchner Du“. Gleichbedeutend mit gesiezt ist die Ausdrucksweise eines Berliner Kontrolleurs: „Hat er denn auch einen gültigen Fahrausweis?“ Ähnlich berichtet bereits Friederike Braun im *Sprachreport* (IDS 1/87,7): „Spielt er denn auch Fußball?“ fragte der Vater einen Bekannten deren neuen Freund und meinte… den Freund selbst.“

Zurück zum Sie-Gebrauch

1986 publizierte eine Zeitschrift (FÜR SIE) eine Umfrage mit dem Titel: „Neuer Trend: ‘Du, sag Sie zu mir!’“ Eine 20jährige, also 1966 Geborene, sagte: „Das Siezen bewahrt mich vor übereilten Vertraulichkeiten, die ich vielleicht später bereuen würde“, ein 19jähriger angehender Kaufmann: „Ich lasse mich nicht gern duzen. Ich bin erwachsen und möchte auch so behandelt werden. Ich fühle mich anerkannt.“ Mit „Im allgemeinen werde ich lieber gesiezt“ werden mehrere 19jährige Schülerinnen zitiert.

In demselben Jahr stellte der Romanist und Münchner Deutsch-als-Fremdsprache Institutsleiter Harald Weinrich in seiner Dankrede für den Dudenpreis die Prognose, im Deutschen erscheine eine Sie-Abkehr wenig wahrscheinlich, wenn er auch wissenschaftlich korrekt anfügte: „blendet mich mein Wunschdenken?" (S. 29)

1991 beklagte Antje Vollmer, evangelische Theologin und Erwachsenenbildnerin, geboren 1943 *(Süddeutsche Zeitung / SZ, 30. 3. 1991, S. 10)* die Weigerung der über 40jährigen, sich in eine Erwachsenenrolle zu begeben. Sie nannte dies „gespielte Jugendlichkeit" und betonte, „daß es einer der großen Fehler der Grünen ist, daß man nicht von Anfang an untereinander das Siezen eingeführt hat. Dieser Unterschied zur Wohn- und Lebensgemeinschaft hätte vieles sehr erleichtert." Das Interview war betitelt: „Die Parteimitglieder sollen endlich „Sie" zueinander sagen".

1995 staunt der „Normalbürger über solche Ältere, die zuvor jahrelang auf der 68er-Duz-Welle mitgeschwommen sind. Der 1939 geborene Sozialpädagogik-Professor der Universität Bremen Gerhard Amendt sagt im Interview *(SZ, 15. 7. 1995; Zwischenfrage)* „Auch sind viele Achtundsechziger-Professoren wie ich inzwischen wieder zum Sie übergegangen", ausdrücklich dazu: aufgedrängte Intimität ist „für mich schlicht ein Terrorismus". Progressive Gesinnung zeigte sich „einst" im „kuschelig-vertrauten Du zwischen Professoren und Studierenden". Jetzt plädiert Amendt im Buch *„Du oder Sie"* für eine Rückkehr zum distanzierten „Sie" an den Hochschulen „Ich habe mit dem Siezen 1984 wieder begonnen"… „Das Du will noch immer die Illusion vom gemeinsamen Boot vermitteln, in dem Studenten und Professoren sitzen", die vertrauliche Anrede… „übertüncht die tatsächlichen Konflikte". „Das Du raubt…die Distanz, die für gegenseitige wissenschaftliche Kritik notwendig ist. Dem Professor wird eine individuelle, objektive Leistungsbewertung erschwert, denn er muß Angst davor haben, den Studenten persönlich zu verletzen. Am Ende steht die Einheitsnote". (In der Tat wurden 2007 wurden einige Professoren der Universität Osnabrück, die immer die Höchstnote vergeben haben, beurlaubt. OH) „Wer duzt, nimmt für sich eine Art von Humanität in Anspruch, die allen, die siezen, pauschal abgesprochen wird. In manchen Fällen ist solch eine von den Professoren den Studenten ungefragt aufgedrängte Intimität für mich schlicht ein Terrorismus der Nähe.." Heute würden noch erstaunlich viele Frauen duzen. diese seien„ „oft nicht bereit, mit mir differenziert über meine Kritik zu sprechen.." (Amendt) 1998 erschien dazu passend ein *Zwischenruf*, betitelt „Sag' Sie zu mir" (SZ, 5. 12. 1998)

(halbe) Wende in der Schreibweise 2004–2006

Die Rechtschreibreform ab August 2005 hat zunächst direkt ins Privatleben eingegriffen. Diktatorisch wurde im Duden jeweils rot gedruckt bestimmt *„Das Anredepronomen >ihr< wird immer, auch in Briefen, kleingeschrieben" sowie „Auch in Briefen wird >du< kleingeschrieben."* Dieser Respektabbau sollte der nächsten Schülergeneration vermittelt werden.

Nach kräftigen Protesten heißt § 66 seit 2006: die Anredepronomina *„in Briefen können auch großgeschrieben werden“*, während es noch bei Ulrich ENGEL, der jahrelang die Grammatik-Abteilung des IDS geleitet hat eindeutig zu den Partnerpronomina geheißen hat: *„die Distanzform des Partnerpronomens wird immer groß geschrieben. In Briefen schreibt man jedoch auch die vertrauliche Form mit großem Anfangsbuchstaben“(Grammatik, S. 651)*

4. FAZIT

Grob gesehen ist die Verhaltensweise in den letzten Jahrhunderten gleich geblieben: untereinander (damals Räuber, heute Freunde und Genossen) duzt man sich, andern (Gruppen) gegenüber bleibt man distanziert, also per SIE. Gegen Ende der Räuber zeigt Friedrich Schiller den individuell unterschiedlichen Gebrauch von „Sie“ und „Du“ und den unterschiedlich schnellen Umschwung vom Sie zum DU. Zwar ist Schnellduzen auch schon damals verbreitet üblich, aber der Hauptmann zögert es hinaus.

1779 III. Akt, 2. Szene:
zur Bande mit Hauptmann MOOR kommt ein Unbekannter namens **Kosinsky, ein böhmischer Edelmann:**

> **Kosinsky:** Meine Herrn, verzeihen Sie! Ich weiß nicht, geh ich recht, oder unrecht?
> **Moor:** Und wer müssen wir sein, wenn Sie recht gehn?
> …
> (einer der Räuber namens) SCHWEIZER:… Du hast deine Leute gefunden
> **Kosinsky:**…will hoffen, bald meine Brüder. – So könnt ihr mich dann zu meinem rechten Manne weisen…
> **Schweizer** *(gibt ihm die Hand, mit Wärme)*: Lieber Junge! wir duzen einander.
> **Moor** *(näherkommend)*: Kennen Sie auch den Hauptmann?
> **Kosinsky:** Du bists – wer sollte dich ansehn und einen andern suchen?
> **Moor:** Und was führt Sie zu mir?
> **Kosinsky** *(erzählt seine Geschichte)*:…Ich höre von deinen Taten…dir zu dienen… Ich bitte dich, würdiger Hauptmann…
> (erst nach einer längeren biographischen Rückblende sagt)
> **MOOR:** Wie ist dein Name?
> erst jetzt und von nun an duzt Hauptmann Moor ihn auch…

Persönlich plädiere ich mit Harald Weinrich für Sprachkultur und ende mit einem Argument von Rudolf Walter Leonhardt: „Wo einer Sprache Ausdrucksnuancen genommen werden, nimmt das sprachliche Unterscheidungsvermögen ab, welches ein Teil der Intelligenz ist.“

LITERATUR

Amendt, Gerhard (1995): *Du oder Sie*. Bremen.
Augst, Gerhard (1977): *Sprachnorm und Sprachwandel*. Wiesbaden.
Bausinger, Hermann (1979): *Sie oder Du? Zum Wandel der pronominalen Anrede im Deutschen*. In: *Sprache und Sprechen. Festschrift für Eberhard Zwirner*. Tübingen, S. 3–11
Beer, Johannes (1957): *Das Narrenspital (1681)*. Hamburg.
Besch, Werner (1992): *Duzen, Siezen, Titulieren. Zur Anrede im Deutschen heute*. Göttingen 1996.
Bruyn, Günter de (1992): *Zwischenbilanz. Eine Jugend in Berlin*. Frankfurt.
Clyne, Michael (1994): *Warum ich Deutsch für eine soziolinguistisch interessante Sprache halte*. In: *Texttyp, Sprechergruppe, Kommunikationsbereich. Festschrift für Hugo Steger*. Berlin, S. 169–179.
Engel, Ulrich (1988): *Deutsche Grammatik*. Heidelberg.
Erl, Willi: *Von Duzern und Siezern im allgemeinen und im DED*. In: *DED-Brief 2/91*, 48f (DED = Deutscher Entwicklungsdienst).
Jakob, Karlheinz (1994): *Die Bedeutung der transitorischen Gruppensprachen für den Sprachwandel*. In: *Texttyp, Sprechergruppe, Kommunikationsbereich. Festschrift für Hugo Steger*. Berlin.
Leonhardt, Rudolf Walter (1974): *Argumente pro und contra*. München.
Löffler, Heinrich et al. (1998): *Texttyp, Sprechergruppe, Kommunikationsbereich*.
Naumann, Bernd (1994): *Dialog mit dem Anrufbeantworter*. In: *Texttyp, Sprechergruppe, Kommunikationsbereich. Festschrift für Hugo Steger*. Berlin.
Oksaar, Els (1981): *Situationale Interferenzen und Kommunikationskonflikte*. In: *Europäische Mehrsprachigkeit. Festschrift zum 70. Geburtstag von Mario Wandruszka*, hg. von Wolfgang Pöckl, Tübingen, S. 105–114
Perrot, Michel (Hrsg.) (2000): *Geschichte des privaten Lebens, 4. Bd.*, Frankfurt 1992, Augsburg.
Teubert, Wolfgang: *Korpuslinguistik, Hermeneutik und die soziale Konstruktion der Wirklichkeit*. In: Sprachreport IDS 3/2007, S. 19–24.
Römer, Ruth (1980): *Die Sprache der Anzeigenwerbung*. Düsseldorf .
Thissen, Ursula (1990): *Anredeformen – ein Beispiel des tatsächlichen Gebrauchs*. Ms. Paderborn.
Wandruszka, Mario (1967): *Esquisse d'une critique comparée de quelques langues européennes*. In: Travaux de liguistique et de littérature, Strasbourg.
Weinrich, Harald (1986): *Lügt man im Deutschen, wenn man höflich ist? Mannheim 1986*
Zimmer, Dieter: Das brüderliche Du. Über Anredekonventionen. In. *Die Zeit 20/1980*, zitiert aus dem Sammelband *Redensarten. Über Trends und Tollheiten im neudeutshen Sprachgebrauch*, Zürich.

Michaela Kováčová

Interkulturelle Trainings innerhalb der Lehrerausbildung Konzeptionelle Überlegungen und Praxisbericht

Im folgenden Beitrag wird eine *feasibility study* zur Einführung interkultureller Trainings als Bestandteil der Lehrerausbildung vorgelegt. In der Einleitung werden inhaltliche Konzepte und methodische Ansätze vorgestellt, die in interkulturellen Trainings im außerschulischen Kontext üblich sind. Bezüglich der inhaltlichen Gestaltung kulturspezifischer Trainings wird dem Kulturstandards-Konzept von Alexander Thomas besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Die methodische Gestaltung fokussiert zwei erfahrungsgestützte Methoden (Rollen- und Simulationsspiele) und zwei kognitiv orientierte Methoden (Fallbeispielanalyse und Einsatz von Filmen im Unterricht), die in der universitären Lehre relativ selten vorkommen und daher als innovativ gelten. Anschließend wird über die konkrete Umsetzung der genannten Methoden im Rahmen des Wahlpflichtfachs „Interkulturelle Kommunikation“ an der FF KU in Ružomberok berichtet.

1. EINFÜHRUNG

Heutzutage wird der Umgang mit Menschen verschiedener Nationalitäten intensiver denn je. Immer mehr Personen werden mobil, verlassen die ihnen vertraute Heimatkultur,

um in einem anderen Land mit einer fremden Kultur zu leben und zu arbeiten. Dieser Trend zur Mobilität ist im zusammenwachsenden Europa besonders stark. Auch diejenigen, die in ihrem Heimatland bleiben, müssen immer häufiger mit Vertretern anderer Kulturen zusammenarbeiten. Der Kontakt mit fremden Kulturen ist zum Bestandteil unseres Alltags geworden. Einerseits wird die Vielfalt der Kulturen und die Komplexität hybrider Kultursysteme moderner Gesellschaften *(Lüsebrink 2005: 3)* als eine Bereicherung empfunden, anderseits wird die Differenz der Kulturen zunehmend als problematisch wahrgenommen. Den Reizen und Stolpersteinen interkultureller Kommunikation begegnen Germanistikstudenten in der Slowakei schon heute, und in ihrer beruflichen Zukunft werden sie wahrscheinlich noch stärker mit ihnen konfrontiert. Man denke nur an Austauschprogramme und Auslandsstudium-Aufenthalte während des Studiums oder berufliche Perspektiven der Germanistik-Absolventen, die immer häufiger nach Stellen in der Wirtschaft oder im NGO-Bereich – z.B. als Assistenten bei der Durchführung internationaler Projekte – Ausschau halten. Auch denjenigen, die sich für den Lehrerberuf entscheiden, bleibt die Auseinandersetzung mit Interkulturalität nicht erspart. In vielen Regionen der Slowakei bestehen schon multikulturelle Klassen (z.B. slowakisch – ungarisch, slowakisch – roma), und die ethnische Vielfalt in den Klassen wird noch bunter, bedenkt man, dass immer mehr Migranten der zweiten Generation eingeschult werden (z.B. Kinder vietnamesischer Eltern). Für die Lehrer, die in einem homogenen, z.B. rein slowakischen Milieu sozialisiert wurden, bedeutet Arbeit mit einer kulturell heterogenen Klasse eine große Herausforderung *(Cushner 1994: 109)*.

Die Fähigkeit, die Hürde der Fremdheit zu überwinden, effektiver mit Angehörigen fremder Kulturen zu kommunizieren, die Anpassungsschwierigkeiten zu minimieren und den Nutzen der Auslandsaufenthalte zu steigern, wird als interkulturelle Kompetenz bewertet. Auf ihre Definition wird im Folgenden eingegangen.

2. INTERKULTURELLE KOMPETENZ

Hatzer und Layes (2005: 138) charakterisieren interkulturelle Kompetenz als „Fähigkeit, in Situationen, in denen man mit Menschen aus anderen Kulturen interagiert, sensibel, reflektiert und produktiv handeln zu können". Die interkulturelle Kompetenz soll nicht als eine Einzelkompetenz, sondern eher als ein Überbegriff für einen „Set" von Fähigkeiten gesehen werden *(O´Reilly, Arnold, 2005: 13)*. Seit Ende der 90er Jahre wurde sie in eine affektive, kognitive und verhaltensbezogene Ebene unterteilt *(Bolten 2003: 373; Müller / Gelbrich 1999: 34)*. Die **affektive Ebene** (attitudes) fokussiert auf Emotionen, Intentionen, Bedürfnisse und Motivationen, verbunden mit interkulturellen Interaktionen. Chen und Starosta (1996: 362) nennen in diesem Zusammenhang vier Elemente der affektiven Ebene: ein positives Selbstkonzept, Offenheit, Unvoreingenommenheit und minimale Ängste im Kontakt mit Fremden. Bolten (in Anlehnung an Gersten) fügt noch Ambiguitätstoleranz, Flexibilität, Empathie und Rollendistanz sowie geringen Ethnozen

trismus hinzu *(Bolten 2003: 374)*. Die **kognitive Ebene** (knowledge) schließt Selbstkenntnis – Self-awareness, Wissen über eigene und fremde Orientierungsmuster, Verständnis der Besonderheiten interkultureller Kommunikationsprozesse, Reflexionsfähigkeit und Metakommunikationsfähigkeit ein *(Bolten 2003: 374; Johnson / Lenartowicz / Apud 2006: 530–531)*. Die dritte, verhaltensbezogene **behaviorale Ebene** (skills) umfasst Fertigkeiten, die eine erfolgreiche Performance in interkulturellen Situationen ermöglichen. Dazu zählen Sprachkompetenzen, soziale Kompetenzen wie Interaktionsmanagement, die Fähigkeit, Beziehungen und Vertrauen zu fremdkulturellen Interaktionspartnern aufzubauen, Kommunikationsfähigkeit, Konflikt- und Problemlösungskompetenz, eine angemessene Art, sich selbst zu präsentieren (Self Disclosure) sowie Belastbarkeit *(Bolten, 2003: 374; Johnson / Lenartowicz / Apud 2006: 531–532; Wiseman 2002: 211–212)*.[1]

Die interkulturelle Handlungskompetenz kann entweder autodidaktisch, durch interkulturelle Lebenserfahrung oder durch organisiertes segregiertes Lernen erworben werden. Als eine Maßnahme organisierten segregierten Lernens zur Förderung der IKK gelten auch interkulturelle Trainings.

3. INTERKULTURELLE TRAININGS

Interkulturelles Training wird hier in Anlehnung mit O'Reilly und Arnold verstanden als „eine Aus- oder Weiterbildung, die anhand geeigneter Lehrmethoden gezielt Menschen mit Fähigkeiten und Kompetenzen ausstattet, die für eine, beiderseitig empfundene, befriedigende und effektive Kommunikation mit Individuen aus unterschiedlichen Kulturen ausschlaggebend sind." *(O'Reilly / Arnold 2005: 3)*. Auch wenn die Gestaltung konkreter interkultureller Trainings sich nach Kundenwünschen richtet und jeder Trainer dementsprechend einen individuellen Mix anbietet, lassen sich vier Trainingstypen unterscheiden. Nach <u>Lerninhalten</u> werden kulturallgemeine (kulturübergreifende) und kulturspezifische Trainings unterschieden. Nach Lernmethoden unterscheidet man zwischen konventionellen trainer-/dozentenbezogenen, kognitiv orientierten und eher teilnehmerzentrierten, erfahrungsorientierten Seminaren *(Bolten 2003: 378, Götz 2003: 35–41)*.

---

(1) Das vorgestellte integrative Modell interkultureller Kompetenz mit seiner Dreiteilung ist nicht unumstritten. Die neueren Untersuchungen stellen die Unterscheidbarkeit der affektiven und kognitiven Ebene in Frage. Genauso wenig rechtfertigen faktorenanalytische Untersuchungen die populäre Dreiteilung. Überdies gibt es inhaltliche Inkonsistenzen, denn verschiedene Autoren ordnen verschiedene Fähigkeiten verschiedenen Ebenen zu. Das Ausblendung von Kontextfaktoren, die ungeklärte Frage nach Locus of Judgement sowie das ungelöste Dilemma etischer versus emischer Sichtweise sind weitere Kritikpunkte des dreiteiligen Modells interkultureller Kompetenz. Doch trotz dieser Schwächen hat sich das Modell in der Forschercommunity weitgehend durchgesetzt und wird deswegen hier vorgestellt *(Müller, Gelbrich, 1999: 39–52, Wiseman, 2002: 211–212)*

Kulturallgemeine Trainings sollen die Teilnehmer für den Einfluss der Kultur auf das menschliche Verhalten sensibilisieren. Sie beinhalten allgemeines kulturtheoretisches Wissen. Konkrete Kulturen bilden hier nur Stoff für Hintergrunderklärungen. Häufig bearbeitete Themen sind außer Kultur und Fremdheit noch Images, Stereotypen, Ethnozentrismus, das Verhältnis von Selbst-, Fremd- und Metabildern, der Umgang mit Fremdbildern, Probleme und Chancen des Lebens im multikulturellen Milieu, sowie Versuche, den wechselseitigen Zusammenhang verschiedener Konstituenten von Kulturen wie natürliche Umwelt, Realitätserkenntnis, Technologie, Religion, Medien, Politik und Wirtschaft zu erklären. Klassische Beispiele hierfür sind Studiengänge an den Universitäten oder Weiterbildungsveranstaltungen, z.B. an Volkshochschulen *(Bolten 2001a: 89–90).*

Kulturspezifische Trainings zielen darauf ab, Teilnehmer für konkrete Kulturen vorzubereiten. Die Trainings beziehen sich:

1. besonders auf Darstellungen von Alltagskultur, beruflichem Leben, Wertewandel, Geschichte etc. einer bestimmten Kultur,
2. auf einen Vergleich ausgewählter ziel- und eigenkultureller Merkmale und
3. auf konkrete interkulturelle Prozesse, die zwischen Ausgangs- und Zielkultur z.B. in der Wirtschaft stattfinden. *(Bolten 2001a: 93)*

Nach Mendenhall et al. (2004: 133) sind kulturspezifische Trainings die weltweit am häufigsten angebotenen Module der interkulturellen Trainings.

Was die Klassifizierung nach angewandten Trainingsmethoden betrifft, so bedienen sich **didaktische Trainings**, besser als **trainerorientierte kognitive Trainings** bezeichnet, der Methoden des Frontalunterrichts: Vorträge, Seminare, Bearbeitung der empfohlenen Lesetexte, Fallstudien, Analysen von Filmen und Videos. Sie vermitteln ein Wissen über Kultur und interkulturelles Handeln und fördern somit die kognitive Ebene der interkulturellen Kompetenz, können aber nicht Interkulturalität erfahrbar machen. *(Bolten 2003: 379)*. Darüber hinaus muss dieser Trainingstyp den Vorwürfen standhalten, dass die Teilnehmer bei Vorträgen passiv bleiben. Dem versuchte man durch stärkere Einbeziehung von Gruppen- und Einzelarbeit in die Trainings entgegenzuwirken – z. B. bei der Lösung von Fallstudien und der Bewältigung von kritischen Ereignissen *(CI – critical incidents).*

Ein Gegensatz zu trainerorientierten kognitiven IKTs stellt der **erfahrungsgestützte Trainingsansatz** dar. Die Methodik basiert auf der Annahme der strukturgenetischen und konstruktivistischen Lerntheorien, dass „Handeln und Denken bzw. Erkennen eine Einheit bilden“ *(Kron 2004: 171)*. Bei den erfahrungsgestützten IKTs kommt es nicht auf das Beibringen von Inhalten an, sondern darauf, Teilnehmer in Handlungssituationen hineinzuversetzen, die ähnlich wie im Ausland verlaufen und Reaktionen auf der kognitiven, affektiven und behavioralen Ebene erfordern. In diesem Trainingsansatz werden Plan-, Rollen- und Simulationsspiele eingesetzt. Die letztgenannten ahmen Kontakt mit dem Fremden in frei erfundenen Kulturen nach. Auch wenn nach Black und Mendenhall

(1991: 188) erfahrungsorientierte Methoden Lernende intensiver in den Trainingsprozess einbeziehen und deswegen effektiver sein sollen, werden sie wegen eines hohen Zeitaufwands und einer anspruchvollen Vorbereitung nicht so oft angewendet. Eine weitere Schwierigkeit besteht darin, dass sich nicht alle Teilnehmer auf die Spielsituation einlassen. Das Problem kommt v.a. bei scheinbar realitätsfernen Simulationsspielen vor.

Der Vergleich dieser beiden Ansätze in ihrer Wirksamkeit zeigt, dass die kognitiv orientierten Trainings bezüglich ihrer Auswirkungen auf die kognitive Ebene tendenziell besser ab schnitten, während die erfahrungsgestützten Trainings erfolgreicher die affektive und behaviorale Dimension der IKK beeinflussten. Die Kombination der beiden Trainingsarten erwies sich aber in bisherigen Studien als am erfolgreichsten *(Ehnert 2004: 93).*

4. PRAXISBERICHT

4.1 RAHMENBEDINGUNGEN

Im Folgenden reflektiere ich die Erfahrungen, die bei der Durchführung des Wahlpflichtfachs „Interkulturelle Kommunikation“ gesammelt wurden, das am Germanistiklehrstuhl der Philosophischen Fakultät der Katholischen Universität in Ružomberok seit 2006 im achten Semester angeboten wird. Da es sich bei der Einführung dieses Faches um ein Novum in der Lehrerausbildung in der Slowakei handelte, wurde bei der Konzeption der Lehrveranstaltung viel experimentiert, und der Prozess der Entwicklung der Curricula ist immer noch nicht abgeschlossen. Bei der Suche nach einer optimalen Gestaltung wurden verschiedene Lehrformen und -inhalte ausprobiert. Einmal wurde die Lehrveranstaltung als überwiegend kulturspezifisches, ein anderes Mal als kulturallgemein sensibilisierendes Training konzipiert. Kognitive wie auch erfahrungsgestützte Methoden wurden in beiden Trainings eingesetzt. Das Modul umfasste immer 12 Semesterstunden, wobei es einmal als Blockveranstaltung in zwei Tagen und einmal als reguläre Lehrveranstaltung alle zwei abgehalten wurde.

4.2 QUELLEN UND METHODEN DER EVALUATION

Da die Zahl der Studierenden, die das Modul absolvierte, für eine komplexe quantitative Evaluation nicht ausreichend war, evaluierte ich den Zwischenstand der Curricula-Entwicklung v.a. qualitativ; d.h. als Quellen nutzte ich Abschlussgespräche bzw. Essays der Studierenden zur Bewertung der Lehrveranstaltung am Ende des Semesters, Protokolle aus Seminaren und abgegebene Belegarbeiten sowie Beobachtungsprotokolle der Lehrkraft, die ich inhaltsanalytisch ausgewertet habe.

4.3 LEHRINHALTE

In beiden Durchgängen bildeten die Grundlagen der Kulturtheorie die zentralen Lehrinhalte. Im kulturallgemeinen Training wurden ferner Hofstedes kulturelle Dimensionen *(Hofstede 2005),* Akkulturationsverlauf *(Ward 2003: 185–205),* Akkulturationsstrategien

(Berry 2003: 174–179) sowie Vorurteile und Stereotype thematisiert. Das kulturspezifische Training fokussierte dagegen auf deutsche Kulturstandards *(Schroll–Machl 2002)*, da vermutet wurde, dass die Kenntnis der Kulturstandards die Orientierung in der Gastkultur erleichtert und ein Mittel zur Vermeidung kultureller Missverständnisse darstellt *(Kammhuber; Schroll–Machl 2003: 19ff)*. Der Gründer dieses Ansatzes in Deutschland – Alexander Thomas – versteht unter Kulturstandards die von den in einer Kultur lebenden Menschen untereinander geteilten und für verbindlich angesehenen Normen und Maßstäbe, Gradmesser, Bezugssysteme und Orientierungsmerkmale. Kulturstandards sind die zentralen Kennzeichen einer Kultur, die als Orientierungssystem des Wahrnehmens, Denkens und Handelns dienen. Kulturstandards bieten den Mitgliedern einer Kultur Orientierung für das eigene Verhalten und ermöglichen zu entscheiden, welches Verhalten als normal, typisch, noch akzeptabel anzusehen bzw. welches Verhalten abzulehnen ist. Kulturstandards wirken wie implizite Theorien und sind über den Prozess der Sozialisation internalisiert. Kulturstandards bestehen aus einer zentralen Norm und einem Toleranzbereich. Die Norm gibt den Idealwert an, der Toleranzbereich die noch akzeptierbaren Abweichungen vom Normwert." *(Thomas, 1999: 114)*

Das Konzept wird besonders in den Trainings für die Kunden aus der Wirtschaft oft angewendet, ist jedoch nicht unumstritten. Den kulturellen Dimensionen sowie den Kulturstandards wird vorgeworfen, dass sie *„hochriskante Abstraktionen"* und *„grobe Etiketten"* darstellen *(Heringer, 2004, 152)*. Kulturstandards oder Kulturdimensionen beanspruchen zwar, Kulturen zu beschreiben, aber da die Komplexität heterogener kultureller Systeme nicht zu erfassen ist, sind die beiden Konzepte wenig aussagekräftig und eher Stereotype reproduzierend *(Bolten 2001b: 128ff)*. Anderseits gibt es mehrere Studien, die eine positive Auswirkung eines auf Kulturstandards basierten Trainings nachweisen können *(Cushner 1989: 126, Ehnert 2004: 88)*. Layes hält trotz oben genannter Kritik Konzepte der Kulturbeschreibungen durch abstrakte Kategorien (wie Kulturdimensionen oder Kulturstandards) für „griffige und nützliche Denkwerkzeuge, die helfen, das Nachdenken über fremd erscheinende Formen des Handelns (in interkulturellen Interaktionen) zu strukturieren" *(Layes, 2005: 72)*.

Die Reaktion der Studierenden, die ein auf dem Kulturstandardskonzept basierendes Training absolvierten, war unterschiedlich. Als das Konzept an einer multikulturellen Trainingsgruppe, die teilweise auch aus deutschen Lernenden bestand, ausprobiert wurde, wurde das Kulturstandardskonzept von manchen als „Verwissenschaftlichung von Stereotypen" abgelehnt, andere haben es aber als Orientierungshilfe akzeptiert. Belehrt von dieser Erfahrung versuchte ich beim kulturspezifischen Training an der FF KU die Gefahr der Stereotypisierung zu minimieren, indem bei der Darstellung von Manifestationen der Kulturstandards in konkreten Handlungsweisen immer wieder auf situationelle Kontextfaktoren und intrakulturelle Vielfalt (Unterschiede zwischen verschieden Kontexten, Regionen, Rollen etc.) hingewiesen wurde. Von den slowakischen Studierenden

wurde dieses Konzept dann positiv aufgenommen In einer Diskussion nach der Präsentation der Kulturstandards konnten sich sogar mehrere Lernende an Situationen erinnern, in denen sich das Handeln ihrer deutschen Interaktionspartner durch die vorher genannten Kulturstandards erklären ließ.

4.4 LEHRMETHODEN

Beide Durchgänge des Seminars beinhalteten kognitiv- sowie erfahrungsorientierte Bausteine. Die Reaktion der Teilnehmer auf Lehrmethoden der beiden Ansätze möchte ich im folgenden Abschnitt diskutieren. Einen Überblick über die angewandten Lehrmethoden bietet die folgende Tabelle.

Tabelle 1. Überblick über die angewandten Lehrmethoden

Kognitiver Ansatz	Erfahrungsorientierter Ansatz
Vortrag Diskussionen in Kleingruppen und im Plenum Fallbeispielbearbeitung Filmanalyse	Rollenspiele Simulationsspiele

Der **Vortrag** ist eine gängige Methode zum Transport theoretischer Inhalte in unserem Schulwesen, daher hatten auch meine Studierenden keine Probleme mit der Akzeptanz dieser Lehrmethode. Um die Veranstaltung aber methodisch interessant zu gestalten, versuchte ich den Vortragsteil auf höchstens 25 Minuten zu beschränken. Abwechslung zum Vortrag wurde durch Bearbeitung von Aufgaben und Diskussionen in **Kleingruppen** hergestellt. Die Kleingruppenarbeit wurde v.a. zur Generierung des Vorwissens der Teilnehmer, zum Erfahrungsaustausch und zur Vorbereitung von Rollenspielen genutzt. Insbesondere bei Diskussionen und Vorbereitung kleiner Präsentationen in Kleingruppen trat das häufige Problem des Fremdsprachenunterrichts auf: In den Gruppen wurde zuerst slowakisch gesprochen. Erst die Schlussfolgerungen der Diskussion wurden ins Deutsche übersetzt, wobei manchmal ein/eine dominierende/r StudentIn die ganze Präsentation der Gruppe entwarf und sprachlich gestaltete. Diese Vorgehensweise der Studierenden war auch trotz mehrerer Mahnungen der Lehrkraft nicht zu ändern und kostete viel Zeit.

Fallbeispiele schildern gewöhnlich einen interkulturellen Konflikt (critical incident) zwischen zwei Vertretern unterschiedlicher Kulturen. Das Ziel der Methode ist die Erklärung des als fremd empfundenen Handelns durch seine *Rationalisierung* und *Externalisierung (Weldon 1975: 302)*. Die Rationalisierung geschieht in der Analyse des

Fallbeispiels durch Aufdeckung von Spielregeln der jeweiligen Kultur (Werte und Normen). Die Externalisierung erreicht man dann, wenn der interpretierende Partner sich der Tatsache bewusst wird, dass neben persönlichen Zielen und Eigenschaften (internen Ursachen), auch kulturelle Regeln (externe Ursachen) das Handeln seines fremdkulturellen Gegenübers beeinflussen.

Die Fallbeispielbearbeitung fordert neben der kognitiven Ebene auch die affektive Ebene der interkulturellen Kompetenz. Der erste Schritt in der Fallbeispielbearbeitung besteht nämlich in der Reflexion der Situation aus der Perspektive der Akteure, wozu neben dem kulturspezifischen Wissen auch Empathie und die Fähigkeit zum Perspektivenwechsel nötig sind. Im nächsten Schritt werden die Kursteilnehmer gebeten, einen Handlungsentwurf zu generieren, bei dem die beiden Akteure mit dem Verlauf der Situation zufrieden wären. Daher könnte man die Fallbeispielmethode als „Trockenübung“ für interkulturelle Interaktionen betrachten.

Meine Erfahrungen mit der Fallbeispielmethode lassen sich folgendermaßen zusammenfassen: Als ich Fallbeispiele direkt im Unterricht bearbeitete, kostete es erstens viel Zeit, und zweitens war die Analyse oberflächlich. Als eine bessere Alternative erwies sich, nur ein Fallbeispiel im Unterricht durchzunehmen und andere als Hausaufgaben aufzugeben, deren Lösung dann im nächsten Seminar im Plenum diskutiert wurde. Die Diskussion im Plenum zeigte sich notwendig, weil – während die Studierenden bei der Empathie und dem Perspektivenwechsel ziemlich gut abschnitten – die Ergebnisse bei der Erkennung der Kulturstandards nicht so erfreulich waren. Es kam sogar vor, dass statt kulturspezifischen Wissens alte Stereotype aktiv wurden. Bei der Analyse eines Fallbeispiels, das Erfahrungen eines jungen Praktikanten in Deutschland mit seinem viel beschäftigten Chef thematisierte, griff eine Teilnehmerin nicht auf die adäquate Interpretation – „Sachorientierung“ des deutschen Interaktionspartners – zurück, sondern stempelte die Deutschen von vornherein als *kalt* und *übertrieben organisiert* ab. Eine andere sah in dem Verhalten des Deutschen nur *Arroganz*, ohne tiefer zu gehen und in kulturellen Werten des Beteiligten eine Erklärung zu suchen. Erst in der Diskussion mit anderen Teilnehmern konnte das Fallbeispiel angemessen und mit Hilfe der Dozentin auch vollständig analysiert werden. Anschließend konnten eigene interkulturelle Erfahrungen präsentiert werden.

Als weiterer Teil des kulturspezifischen Trainings wurden **Rollenspiele** eingebaut. Im Vergleich zu Fallbeispielen sind sie anschaulicher, und v.a. fordern sie neben der kognitiven noch stärker als die Fallbeispielanalyse die affektive Ebene der IKK und beziehen die behaviorale Ebene ein. Heimisch ist diese Methode in handlungsorientierten Kulturen. Bei stark kognitiv orientierten oder introvertierten Lernenden kann es hingegen sein, dass sie als Lehrmittel nicht ernst genommen bzw. vermieden wird *(Fowler; Blohm 2004: 63ff)*. Rollenspiele sind besonders wirksam, wenn die Teilnehmer sie zur Inszenierung ihrer eigenen Erfahrungen nutzen, die auch für andere Lernende relevant sind. Um

aber wenig vorbereitete, eher Chaos hervorrufende Inszenierungen eigener Erlebnisse zu vermeiden, scheint es sehr wichtig, die Teilnehmer vorher zu instruieren, wie Rollenbeschreibungen und „Drehbücher" in Form von Rollenkarten zu entwerfen sind (Charakter, ausführlich beschriebene Verhaltensinstruktionen). Besonders interessant sind die Rollenspiele, in denen das Erlebte nicht vollständig rekonstruiert ist, sondern als eine open-end-Situation dargestellt wird, was die Studenten in Schauspielerrollen zu eigenen Handlungslösungen motiviert.

Die Rollenspiele bewerteten viele Teilnehmer als „interessant, nützlich und lustig", aber es gab auch Teilnehmer, denen diese Lehrmethode nicht gefiel. Die mangelnde Spielfreude meiner Studierenden kam schon bei der Suche nach freiwilligen Schauspielern zum Ausdruck, die ein permanentes Problem darstellte. Als hilfreich hat sich erwiesen, dass der Student, der sein *critical incident* dramatisiert, auch von vornherein die Rollenbesetzung bestimmt. Oft reichte ein begeisterter Schauspieler, sein Spaß am Spielen übertrug sich dann gewöhnlich auf die anderen Trainingsteilnehmer. Ein weiterer ständiger Problempunkt bei der Durchführung der Rollenspiele war die Reflexionsphase. Oft musste ich feststellen, dass den Studenten die Fähigkeit fehlt, das Erlebte auch angemessen zu reflektieren. Bei der Diskussion über das Erlebte gaben sie sich bis auf wenige Ausnahmen etwas einsilbig, ohne in die Tiefe zu gehen. Eine Erörterung der Ursachen für die mangelnde Ausprägung des Reflexionsvermögens würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, deswegen wird hier darauf verzichtet.

Auf die Einübung des Handelns in interkulturellen Interaktionen sind auch **Simulationsspiele** gerichtet. Im Vergleich zu Rollespielen fokussieren sie nicht auf konkrete Kulturen, sondern sind in Phantasiekulturen eingebettet. Als Lernziel steht hier die Entwicklung oder Förderung allgemeiner Strategien des Fremdverstehens und interpersoneller Fähigkeiten (Ambiguitätstoleranz, Fähigkeit Beziehungen mit Fremden anzuknüpfen, Umgang mit Konflikten und Stress) im Vordergrund.

Bei dem beschriebenen Training wurde das Spiel „Bei den Derdianen" *(Losche 2005: 114–118)* eingesetzt. Die Teilnehmer wurden in zwei Gruppen aufgeteilt: einheimische Derdianen und Architekten, die ein Projekt im Rahmen der Entwicklungshilfe im Land Derdia durchführen sollten und den Einheimischen bei einem Brückenbau helfen sollten. Beide Gruppen erhielten detaillierte Anweisungen, wie sie sich in ihren Kulturen verhalten sollten. Die Architekten bekamen noch zusätzliche Hinweise, welche Materialien ihnen zum Brückenbau zur Verfügung standen und wie viel Zeit sie für die Aufgabe hatten. Die kulturellen Regeln der Derdianen waren ihnen unbekannt. Die Aufgabe bestand darin, eine Brücke aus 4 cm breiten Papierstücken zu bauen. Erfüllen ließ sie sich jedoch nur unter der Bedingung, dass die Architekten die kulturellen Regeln der Derdianen aufdeckten. Die Teilnehmer erlebten beim Spielen Unsicherheit im Kontakt mit Fremden, Gefahr falscher Interpretationen des kulturbedingten Verhaltens, Tabubrüche und weitere Schwierigkeiten interkultureller Kommunikation. Die Reflexion im Anschluss an

dieses sich über zweieinhalb Stunden hinziehende Spiel zeigte, dass die Übung tatsächlich zur Förderung des Bewusstseins über kulturelle Unterschiede beitrug. Die Teilnehmer lernten, dass in interkulturellen Situationen auf eine ethnozentrische Sichtweise zu verzichten ist und viel durch Beobachtung gelernt werden kann. Den Verlauf des Spieles beschrieb eine Teilnehmerin im Protokoll folgendermaßen:

> Die Kommunikation war am Anfang schwer, denn die Architekten dachten, dass die Derdianen blöd sind und sie nicht verstehen konnten, aber es war ein Irrtum, man musste nur besser beobachten, um sie zu verstehen." Den Lerneffekt hat sie mit folgenden Worten bewertet: „Dieses Spiel war sehr interessant, hat uns beigebracht, dass die interkulturelle Kommunikation zwischen allen Leuten nur dann stattfinden kann, wenn man fremde Kulturen kennen lernt und respektiert.

Diese Erfahrung belegte, dass Simulationsspiele effektiv die allgemeine interkulturelle Kompetenz fördern können und von der Zielgruppe künftiger Lehrer auch gut akzeptiert werden. Da aber Simulationsspiele im Hochschulmilieu als Methode ungewohnt sind, ist es von Vorteil, wenn der Trainer selbst am Spiel teilnimmt, um erstens auch träge Lernende zu motivieren sich im Spiel einzubringen, und zweitens um manchmal komplizierte Beschreibungen der Kulturregeln zu klären bzw. letztere praktisch auszuführen.

Eine andere in Trainings angewendete Methode, die aber in der Hochschullehre eher selten vorkommt, war die Filmanalyse. In Anlehnung an das Projekt „Kinoseminare" der Bundeszentrale für politische Bildung in Bonn wurde der Film „Nirgendwo in Afrika" der deutschen Regisseurin *Caroline Link (2001)* für die Anwendung in der Lehrveranstaltung didaktisiert. Für die Verwendung des Films in der Veranstaltung sprachen mehrere Argumente:

- Der Film kann durch Worte schwer zu vermittelnde Akzente verdeutlichen und Emotionen transportieren
- Interkulturelle Interaktionen werden dabei nicht isoliert, sondern immer im Kontext eingebettet und von Personen erlebt, deren Charakterzüge den Zuschauern zumindest teilweise bekannt sind.
- Während die CIs-Methode auf kurze Sequenzen in interkulturellen Interaktionen fokussiert, kann der Film einen längeren Zeitraum abdecken und so die Dynamik und das Entwicklungspotential interkultureller Beziehungen zeigen.
- Der Film ist heutzutage ein populäres Medium, so dass man auf eine positive Reaktion auf der Seite der Lernenden zählen kann.

Der Film „Nirgendwo in Afrika" erzählt die Geschichte einer jüdischen Familie aus Breslau, die in der Angst vor der Verfolgung im zweiten Weltkrieg nach Kenia in Afrika flüchtet. Entwurzelt in dem neuen Land, dessen Sprache sie nicht verstehen, eine Arbeit ausübend, die sie nie gelernt haben, erleben die einzelnen Familienmitglieder einen sozi-

alen Abstieg. Unter der Herausforderung der neuen Lebensbedingungen suchen sie nach ihren neuen Rollen im Leben und einer neuen Identität, wobei jeder einen spezifischen Typ der Akkulturation verkörpert.

Gerade um den Akkulturationsverlauf, verschiedene Strategien der Anpassung bzw. der Auseinandersetzung mit der Kultur des Gastlandes zu präsentieren, sowie den Studierenden einen Einblick in das Leben der Migranten mit seinen Schwierigkeiten, aber auch Erfolgen zu gewährleisten, und nicht zuletzt um Modelllernen zu ermöglichen *(Bandura 1977 zit. in Black; Mendenhall 1990: 125–135)*, wurde dieser Film gezeigt und anschließend in Kleingruppenarbeit analysiert. Drei Gruppen analysierten dabei jeweils eine Figur, ihre Akkulturationsgeschichte und die gewählten Akkulturationsstrategien. Zwei andere Gruppen machten sich über kulturelle Hintergründe afrikanischer Gesellschaften kundig, beschäftigten sich mit Antisemitismus und Xenophobie und ihren (oft unterschwelligen) Ausprägungen in der slowakischen Gesellschaft. In den nächsten zwei Stunden präsentierten dann die Teilnehmer in Gruppen ihre Analysen und Miniprojekte. Die gestellten Aufgaben bewältigten die Teilnehmer mit großem Engagement, zudem lieferten sie interessante Präsentationen. Als Erfolgsbedingung der Filmanalyse galten die gut vorbereiteten Arbeitsblätter mit Hinweisen auf Informationsquellen sowie die Bereitstellung des Films für die Hausaufgaben auf einer DVD. Eine mögliche Erweiterung des Filmprojekts könnte ein Vergleich des Umgangs mit Multikulturalität in Deutschland, Österreich, in der Schweiz und der Slowakei darstellen.

Zum Abschluss dieses Einblicks in die Theorie des interkulturellen Trainings wie auch in das Unterrichtsgeschehen möchte ich Studentenberichte zitieren, in denen die Veranstaltung bewertet wurde, wobei die Teilnehmer explizit aufgefordert wurden, auch ihre kritischen Ansichten zu äußern:

> „Mit Hilfe der Übungen habe ich einige Verhaltensweisen der Deutschen besser verstanden. (…) Ich habe auch das Gefühl, dass ich in das Denken der Deutschen tiefer durchgedrungen bin“

> „Ich habe mich für dieses Fach entschlossen, weil es sehr interessant klingt, und ich habe auf neue Kenntnisse gehofft. (…) Mir hat gefallen, dass wir die Theorie und Praxis nicht getrennt haben und dass wir die Themen von verschiedenen Perspektiven beleuchtet haben. Die Struktur der Stunden war gut vorbereitet (…) Nur ich persönlich habe die Rollenspiele nicht besonders gern, weil ich nicht immer den Inhalt durch die Rollenspiele besser verstehe.“

> „Für mich waren die Stunden anregend und außergewöhnlich, weil wir nicht nur sitzen und zuhören mussten, sondern selber viel gesprochen und gespielt haben. Wir haben verschiedene Situationen beobachtet und auch selber in den Rollenspielen

ausprobiert. Die Rollenspiele finde ich nicht nur lustig, sondern auch praktisch, weil als wir an denen teilgenommen haben, erst dann haben wir die Problematik echt verstanden. Oft haben wir den Gegenstand der Stunde noch nach dem Unterricht oder im Zug mit meinen Mitschülern besprochen, was bei uns wirklich keine Regel ist. Ich würde mich freuen, wenn wir uns auch im nächsten Semester treffen würden."

Die positiven Rückmeldungen der Teilnehmer zeugen von der Richtigkeit der Entscheidung, das interkulturelle Training in die Hochschulcurricula für künftige Lehrer einzubauen. Um die Verbindung mit anderen Fächern des Germanistikstudiums zu stärken, ist geplant, das Modul zu erweitern und das Augenmerk auch auf linguistische (Müller-Jacquier: Linguistic Awareness of Cultures) sowie literaturwissenschaftliche Ansätze zur interkulturellen Kommunikation (Wierlacher) zu richten.

LITERATUR

Black, J. S., Mendenhall, M. (1990): *Cross-Cultural Training Effectiveness. A Review and a Theoretical Framework for Future Research.* In: *Academy of Management Review, 15, 1,* S. 113–136.

Bolten, J. (2001a): *Interkulturelle Kompetenz.* Erfurt: Landeszentrale für politische Bildung.

Bolten, J. (2001b): *Kann man Kulturen beschreiben oder erklären, ohne Stereotypen zu verwenden? Einige programmatische Überlegungen zur kulturellen Stilforschung.* In: Bolten, Jürgen / Schröter, Daniela: *Im Netzwerk interkulturellen Handelns. Theoretische und praktische Perspektiven der interkulturellen Kommunikationsforschung.* Sternenfels: Verlag Wissenschaft und Praxis, S. 128–142.

Bolten, J. (2003): *Interkulturelles Coaching, Mediation, Training und Consulting als Aufgaben des Personalmanagements internationaler Unternehmen.* In: Bolten, J. / Erhardt, C. (Hrsg.): *Interkulturelle Kommunikation. Texte und Übungen zum interkulturellen Handeln.* Sternenfels: Verlag Wissenschaft & Praxis, S. 369 –391.

Kron, F. W. (2004): *Grundwissen Didaktik.* München: Ernst Reihardt Verlag.

Cushner, K. (1994): *Preparing Teachers for an Intercultural Context.* In: Brislin, R.W. / Yoshida, T. (eds): *Improving Intercultural Interactions. Modules for Cross-Cultural Training Programs.* Thousand Oaks: Sage Publications, S.109–128.

Ehnert, I. (2004): *Die Effektivität von interkulturellen Trainings. Überblick über den aktuellen Forschungsstand.* Hamburg: Verlag Dr. Kovač.

Fowler, S.M. / Blohm, J. M. (2004): *An Analysis of Methods for Intercultural Training.* In: Landis, D., Bennett, J. M., Bennett, M. J.(eds.): *Handbook of Intercultural Training,* Thousand Oaks: Sage Publications, S. 37–84.

Götz, K. / Bleher, N. (2003): Unternehmenskultur und interkulturelles Training. In: Götz, K. (Hrsg.): Interkulturelles Lernen/Interkulturelles Training. München und Mering: Rainer Hampp Verlag, S. 11–58.

Hatzer, B. / Layes, G. (2005): *Interkulturelle Handlungskompetenz.* In: Thomas, A. / Kinast, E.-U. / Schroll-Machl, S. (Hrsg.): *Handbuch Interkulturelle Kommunikation und Kooperation.* Band 1: Grundlagen und Praxisfelder. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 138–148.

Heringer, H.-J. (2004): *Interkulturelle Kommunikation.* Tübingen: Franke Verlag.

Johnson, J.P. / Lenartowicz, T. / Apud, S. (2006): *Cross-Cultural Competence in International Business: Toward a Definition and a Model.* In: *Journal of International Business Studies, 37, 4,* S. 525–543.

Kammhuber, S. / Schroll-Machl, S. (2003): *Möglichkeiten und Grenzen der Kuturstandardsmethode.* In: Thomas, A. / Kinast, E.-U. / Schroll-Machl, S. (Hrsg.): *Handbuch Interkulturelle Kommunikation und Kooperation. Band 2: Länder, Kulturen und interkulturelle Berufstätigkeit.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 19-23.

Layes, G. (2005): *Kulturdimensionen.* In: Thomas, A. / Kinast, E.-U. / Schroll-Machl, S. (Hrsg.): *Handbuch Interkulturelle Kommunikation und Kooperation. Band 1: Grundlagen und Praxisfelder.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 60–73.
Losche, H. (2005): *Interkulturelle Kommunikation. Sammlung praktischer Spiele und Übungen.* Augsburg: ZIEL.
Mendenhall, M.E. et al. (2004): *Evaluation Studies of Cross-Cultural Training Programms. A Review of the Literature from 1988 to 2000.* In: Landis, D. / Bennett, J. M. / Bennett, M. J. (eds.): *Handbook of Intercultural Training.* Thousand Oaks: Sage Publications, S. 129–143.
Müller-Jacquier, B. (2000): *Linguistic Awareness of Cultures. Grundlagen eines Trainingsmoduls.* In: Bolten, J. (Hrsg.): *Studien zur internationalen Unternehmenskommunikation.* Waldsteinberg: Heidrun Popp Verlag, S. 20–49.
Müller, S. / Gelbrich, K. (1999): *Interkulturelle Kompetenz und Erfolg im Auslandgeschäft: Status quo der Forschung.* Technische Universität Dresden: Die Professoren der Fachgruppe Betriebwirtschaftslehre.
O´Reilly, C. / Arnold, M. (2005): *Interkulturelles Training in Deutschland. theoretische Grundlagen, Zukunftsperspektiven und eine annotierte Literaturauswahl.* Frankfurt/M.: IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation.
Schroll-Machl, S. (2002): *Die Deutschen – Wir Deutsche. Fremdwahrnehmung und Selbstsicht im Berufsleben.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
Wiseman, R. L. (2002): *Intercultural Communication Competence.* In: Gudykunst, W. B. / Mody, B. (eds.): *Handbook of International and Intercultural Communication,* Thousand Oaks: Sage Publications, S. 207–221.

Ružena Kozmová

Das morphosyntaktische und semantische Valenzmodell der Verben im Deutschen und Slowakischen

1. ZUM PROBLEM DES AUFBAUS DES VALENZMODELLS

Die linguistische Forschung im Bereich der Valenz stützt sich auf die namhaften Linguisten,[1] die dieses Gebiet wesentlich bereichert haben, obwohl manche Probleme auch heute offen bleiben. Dies betrifft die Abgrenzung der Angaben von den Ergänzungen,[2] die Ergänzungszahl überhaupt oder die Gültigkeit unterschiedlicher Tests, die nicht immer so eindeutig zugunsten der betreffenden Ergänzung ausfallen, wie man es behaupten möchte.

Die genannten Problembereiche scheinen noch ausgeprägter zu sein, wenn man die Valenz aus der kontrastiven Sicht behandeln will. Die kontrastive Valenzforschung ist in-

---

(1) Es seien u.a. folgende Linguisten genannt: *V. Ágel 2000, H.-W. Eroms 2000, G. Helbig 1992, L. Eichinger 2004, K. Sommerfeldt / W. Schreiber 1983, A. Storrer 1992, U. Engel 1988, 2000, 2004, H. Schumacher et al 2004, K. Welke 1988, 2005 etc.*

(2) Die genanten Probleme werden komplex vom Standpunkt der Prototypentheorie aus in K. Welke 2005 gelöst, wobei Verben als Träger der Aktionsarten einer gründlichen Untersuchung unterzogen werden.

nerhalb Europas unterschiedlich vertreten, in der slowakischen Germanistik fast überhaupt nicht, abgesehen von einigen Arbeiten zu diesem Thema[3] bzw. einer Doktorarbeit.[4] Es gibt nur ein Valenzwörterbuch[5] der slowakischen Verben.

Warum ist ein kontrastiv angelegtes Valenzwörterbuch wichtig? Was sind seine Vorteile? Bevor diese Fragen beantwortet werden können, ist es auf einige grundlegende Valenzprobleme einzugehen.

1.1 THEORETISCHE UND METHODOLOGISCHE GRUNDLAGEN

Sie sind beim Aufbau des Valenzmodells in den Valenzwörterbüchern sehr unterschiedlich, daher kommt es vor, dass die Anzahl der Ergänzungen, der Bedeutungsvarianten[6] einzelner Valenzträger in manchen Fällen differiert.

Während die frühen Valenzarbeiten von G. Helbig[7] auf der morphosyntaktischen Ebene fußen und diese Ebene zur Ausgangsbasis bei der Erstellung des Valenzmodells wird, ist die Valenztheorie bei K. Welke[8] durch syntaktisch-semantische Merkmale geprägt und in diesem Sinne setzt er auch in seiner neuesten Arbeit[9] fort, indem er die Valenz im Sinne der Prototypentheorie auffasst. Theoretische Probleme der Valenz, auch aus der kontrastiven Sicht, löst V. Àgel sehr überzeugend in seiner neueren Arbeit.[10] In Bezug auf die Nichtmuttersprachler ist noch die Arbeit von A. Storrer[11] zu erwähnen, in der der Frage nachgegangen wird, welche semantischen Merkmale des Verbs für die Bildung eines Satzes relevant sind. Sie plädiert für eine auf die Kommunikation gerichtete pragmatische Valenz und die

---

(3) Š. Pongó: *Grundriss der deutschen Grammatik. Dargestellt auf kontrastiver Basis mit dem Slowakischen.* Nitra 1998, R. Trošok: *Syntaktische Analysen. Nitra 2004.*

(4) Man vgl. auch Š. Pongó: *Valenzverhältnisse in der Nominalgruppe im Deutschen.* Trnava 2000.

(5) M. Sokolová-Nižníková:*Valenčný slovník slovenských slovies. FF Prešov 1998. Die Entwicklung der Valenztheorie in der Slowakistik ist insbesondere durch die Arbeiten von. E. Pauliny 1943,* J. Ružička 1966, J. Kačala 1989, Sokolová 1998 geprägt, wobei der Einfluss der tschechischen Linguisten, vor allem F. Daneš –Z.Hlavsa 1981 unbestreitbar ist.

(6) Darauf hat u.a. auch A. Storrer 1992 hingewiesen.

(7) G. Helbig / M.D. Stepanova: *Wortarten und das Problem der Valenz in der deutschen Gegenwartssprache,* Leipzig 1978. G. Helbig / W. Schenkel: *Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben,* Tübingen 1983; ähnlich auch K.-E. Sommerfeldt / H. Schreiber: *Wörterbuch zur Valenz und Distribution der Substantive,* Leipzig 1983. In G. Helbig 1992: *Probleme der Valenz und Kasustheorie wird eine systematische Übersicht über die Valenztheorie und deren Ausgangsbasis dargestellt und nach einem effektiveren komplexen Modell gesucht.*

(8) Man vgl. K. Welke: *Einführung in die Valenz- und Kasustheorie,* Leipzig 1988.

(9) Man vgl. K. Welke: *Deutsche Syntax funktional,* Tübingen 2005

(10) Man vgl. Vilmos Ágel: *Valenztheorie,* Tübingen 2000.

(11) Man vgl. Angela .Storrer: *Verbvalenz,* Tübingen 1992.

Anzahl der wichtigen semantischen Merkmale eines Verbs in Jacobs[12] angeführt a) Notwendigkeit (NOT), b) Argumenthaftigkeit (ARG), c) Beteiligkeit (BET), d) Exozentrizität, e) formale Spezifität (FOSP), f) inhaltliche Spezifiziertheit (INSP) und g) Assoziiertheit (ASSOZ) reduziert Storrer auf drei- INSP, FOSP, NOT.

1.2 ZUM PROBLEM DER KONTRASTIVEN VALENZ

Wie oben angeführt gibt es Arbeiten, die die Valenz aus der Sicht eines Nichtmuttersprachlers[13] behandeln, alle sind jedoch auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen – in jedem der Fälle bildet das Deutsch die Ausgangssprache, und die Muttersprache spielt nur eine sekundäre Rolle, so dass diese Vorgehensweise auf halbem Weg stehen geblieben ist. Beim Erlernen einer Fremdsprache ist nämlich nicht nur diese Vorgehensweise notwendig. Die Übersetzer zum Beispiel, aber nicht nur sie, benötigen auch das Umgekehrte, nämlich das Verfahren, bei dem nicht nur die Zielsprache, sondern auch die Muttersprache als Ausgangssprache dient.

Im Folgenden wird von den Valenzmodellen in den Valenzlexika ausgegangen, indem die für den Daf-Bereich und für das kontrastive Vorgehen relevanten Merkmale wie Wertigkeit, Notwendigkeit im Sinne Sinnnotwendigkeit, formale und inhaltliche Spezifiziertheit diskutiert werden.

Das Kriterium Wertigkeit scheint für einen Nichtmuttersprachler zwar wichtig zu sein, aber die Tatsache, dass ein Verb ein-, zwei- oder dreistellig ist, ergibt nicht sehr viel. Die Wertigkeit ist folglich ein wichtiger Hinweis, aber erst durch den Text kommt die Ergänzungsvariabilität zum Vorschein. Damit hängt das Kriterium obligatorisch/fakultativ zusammen, weil die Bestimmung der obligatorischen oder fakultativen Ergänzungen auch durch den Kontext determiniert wird. Durch den Kontext erkennt man die semantische Satzstruktur, die Wertigkeit des Valenzträgers, die Anzahl der Ergänzungen, die sich dann auch semantisch spezifizieren lassen. In Bezug auf die nichtmuttersprachlichen Benutzer heißt es, dass nicht nur ein syntaktisch fundiertes Modell im Vordergrund stehen darf. Ein solches kann keine theoretische Grundlage für die Bedeutung der Verben liefern. Ein Nichtmuttersprachler sucht nämlich nicht alle syntaktischen Konstruktionsmöglichkeiten für eine Verbform, sondern die richtige Konstruktion für ein Verb in einer bestimmten Bedeutung.

Als Beispiel werden Positions-, und Bewegungsverben genommen. Das Lemma sitzen hat in seiner Grundstruktur als Positionsverb oder Stativum den folgenden Satzbauplan: Esubj (1–5) Eadv (2, 3)/Epräd (5,6) ev. Epräp, falls das Verblexem im übertragenen Sinne ein Verb mit der Epräp verlangt. Die kontrastive Sichtweise zeigt Unterschiede

(12) Man vgl. *Jacobs 1986: 18ff.*

(13) Man vgl. z.B. Péter Bassola: *Deutsch-ungarisches Wörterbuch zur Substantivvalenz*. Szeged 2003.

nicht nur bezüglich des Aspekts, sondern auch der Lexik, weil es oft zur Lemmaveränderung kommt (4b).

(1) *In der Volkskammer hat er später auch gesessen*
(2) *Er saß wegen versuchter Vergewaltigung:*
(2a) *Er saß.*
(3) *Nach dem Nachtessen saßen alle gemütlich beisammen.*
(3a) *Alle saßen und warteten auf den letzten Gast.*
(4) *Ihre Nachbarin und sie können kaum mehr still sitzen.*
(4b) *Ona a jej suseda už nedokážu ticho sedieť/už nedokážu obsedieť.*
(5) *Einige sitzen dem Künstler selbst Modell.*
(6) *Erika sitzt kerzengerade.*

Die morphologische Form ist im Falle der kontrastiven Valenz besonders relevant. Dabei geht es nicht nur um die unterschiedlichen Wortarten oder um die unterschiedlichen morphologischen Formen der Ergänzungen selbst, denn es gibt viele Übereinstimmungen innerhalb beider Sprachen. In dieser Hinsicht ist zweierlei voneinander zu trennen. Zum einen handelt es sich um das Mophologische bei Ergänzungen im allgemeinen, zum anderen geht es um die Prädikate, da die deutschen kompositionellen Prädikate mit einer Nominalgruppe (mit oder ohne Präposition) Anteil an der Veränderung des Aspekts haben, was im Slowakischen die Lemmaveränderung bewirken kann. Das Morphologische kontrastiv aufgefasst betrifft die Form der Ergänzung nicht nur in dem Sinne, dass die Ergänzung durch ein Adverb oder eine Substantivgruppe ausgedrückt wird, sondern dass dem deutschen Adverb eine slowakische präpositionale Substantivgruppe gegenüberstehen (7) oder aber einer Epräd ein Instrumental (8) entsprechen kann.

(7) *Mit zuviel Wind sprang der neue US-Star 7, 21 m weit.*
(7b) *Pomocou silného vetra skočila nová americká hviezda 7,21 m do diaľky.*
(8) *Die Quarinifamilie lebt ihr beschauliches Leben.*
(8b) *Rodina Quariniovcov si žije svojím pokojným životom.*[14]

Die semantische Charakteristik der Valenzträger und deren Argumente (semantische Eigenschaften der Valenzstellen) sind sehr wichtig, und im Vergleich zum Slowakischen sind es insbesondere semantische Merkmale der Argumente, die auf der Oberfläche des konkreten Satzes als konkrete Ergänzungen erscheinen. Die ist jedoch bei den

(14) Die Tatsache, dass der prädikative Nominalteil im Nominativ oder im Instrumental steht, hängt mit der Eigenschaft des prädikativen Nomens zusammen, ist sie konstant, wird der Nominativ, ist sie variabel, wird der Akkusativ eingesetzt.

semantischen Merkmalen des Prädikats nicht der Fall, weil die deutschen Lemmata nicht nur einfache, sondern auch kompositionelle Prädikate darstellen, die dann im Slowakischen als unterschiedliche Aspektträger wiedergegeben werden. Im Falle des Lemmas *springen* wird das Prädikat *von einem Baum springen* durch ein Perfektivum (9a) *skočiť* wiedergegeben. Anders formuliert: Die Zielgerichtetheit und der Gebrauch des Akkusativs Sg. im Deutschen setzt im Slowakischen immer ein Perfektivum voraus. Morphologisch gesehen handelt es sich entweder um eine präpositionale Substantivgruppe, um eine Adverbgruppe (10, 10a) oder um den Akkusativ (11, 11a).

(9) Ein Löwe sprang entsetzt von einem Baum.
(9a) Lev skočil zdesene zo stromu.
(10) Heinz Berger reagierte blitzschnell und sprang nach links.
(10a) Heinz Berger bleskovo zareagoval a skočil doľava.
(11) Ein 17jähriger Snowboarder hat einen doppelten Salto gesprungen.
(11a) 17-ročný snowbordista skočil dvojite salto.

Wird das durch ein Lemma ausgedrückte Prädikat auf unterschiedliche Weise modifiziert, dann ergibt ein solches deutsches Prädikat imperfektive Entsprechungen im Slowakischen, weil sie Dauer, d.h. Zustände (12), oder Vorgänge (13) benennen.

In Bezug auf das Slowakische lässt sich folgendes Fazit formulieren: Jedes Verblexem im Slowakischen hat zwei Aspektpartner,[15] dies hat im Valenzbereich des Deutschen zur Konsequenz, dass das Imperfektivum auf eine Dauer, auf einen Zustand hinzielt und an die obligatorischen oder freien Adverbialia gebunden wird. Ein perfektives Prädikat verlangt in der Regel außer der Esubj eine Eadv oder Eakk, wobei die Eadv zielgerichtet sein muss. Aus dem Gesagten geht also deutlich hervor, dass das kontrastiv angelegte Valenzmodell insbesondere semantische Merkmale der Ergänzungen, aber nicht unbedingt die semantischen Merkmale des Verbs aufweisen muss.

(12) Unser Auto steht weit weg von hier.
(12a) Naše auto stojí ďaleko odtiaľto.
(13) Der rote Sekundenzeiger sprang von Sekunde zu Sekunde.
(13a) Červená sekundová ručička skákala zo sekundy na sekundu.

In Valenzlexika werden auch die aus der Sicht der Valenz relevanten Konstruktionen mit *werden*, teilweise mit *sein-* oder *bekommen*-Passiv, angeführt. Das Passiv in der Gestalt und dem Ausmaß wie im Deutschen kennt das Slowakische nicht.[16] Es besteht zwar die

(15) Auf die Einzelfälle der Verben, die einen Aspekt haben, wird hier nicht näher eingegangen.

(16) Man vgl. *E. Pauliny 1977, M. Sokolová 1993.*

Möglichkeit, passivische Konstruktionen bei imperfektiven Verben zu bilden,[17] das Slowakische jedoch bedient sich noch vieler anderer Verbformen des Aktivs und des Passivs. Aus diesem Grund ist es wichtig, dass bei jedem Lemma auch Passivkonstruktionen angegeben werden, am besten alle drei – die des *werden-*, *sein-* und die des *bekommen*-Passivs.

Zum Schluss sei noch das lexikalisch-semantische Kriterium erwähnt. In der Regel gibt es nur kleine Bedeutungsunterschiede, innerhalb der Prototypizität der Verbvalenz bilden solche Verben die sog. Peripherie.[18] Es kann vorkommen, dass es für ein deutsches Lemma mehrere slowakische Entsprechungen gibt – in diesem Fall kann es zur Valenzveränderung kommen (14a). Zum anderen wird eine Verbbedeutungsvariante durch ein anderes Lemma wiedergegeben (15a), wobei sich die Valenz ändert, oder erhalten bleiben kann (16a).

(14) Maria springt plötzlich auf die Idee, ein neues Haus zu kaufen.
(14a) Mária zrazu prišla na myšlienku/ napadlo jej, že si kúpi nový dom.
(15) Die Flasche ist mir aus den Händen gefallen und in kleine Stücke gesprungen.
(15) Fľaša mi vypadla z rúk a rozbila sa na malé kúsky
(16) Welcher Vogel sitzt am Bach?
(16a) Ktorý vták hniezdi pri potoku?

5. DAS KONTRASTIVE VALENZMODELL

Es besteht ein grundsätzlicher Unterschied zwischen einem einsprachigen und einem zweisprachigem Valenzmodell, dies trifft auch auf das Slowakische zu. Das zweisprachige Valenzmodell, wie hier angestrebt wird, beansprucht die typischen Satzstrukturen in beiden Sprachen zu beachten, bzw. auf die Unterschiede hinzuweisen und aufzuzeigen, wie sie in der jeweiligen Sprache zu interpretieren sind. Das Modell berücksichtigt die morphologischen, syntaktischen und semantischen Kriterien der Satzbildung und gibt eine relative Übersicht über die möglichen Satzvarianten mit den konkreten Ergänzungen.

Unser Valenzmodell hat zwei Artikel, indem im Artikel 1 das Deutsche als Ausgangssprache und in dem Artikel 2 das Slowakische als Ausgangssprache dient, wobei beide Artikel die gleiche Struktur haben. Dadurch wird die Verletzung der Satzstruktur der jeweiligen Ausgangsprache vermieden.

Das Modell enthält folgende Informationen:

– morphologische Charakteristik des Verbs in Bezug auf die grundlegenden Tempusformen: Präsens, Präteritum und Perfekt, im Slowakischen auch beide Aspektpartner,

(17) Das analytische Passiv wird mit dem Passivauxiliar sein und -n/-t Partizip gebildet, aber die reflexiven passivischen Konstruktionen überwiegen bei weitem.
(18) Dies betrifft zum Beispiel die Lemmata *leben* und *sitzen*.

- der Prototypsatz ist u.a. wegen der unterschiedlichen Wortfolge in L1 und L2 notwendig,
- Bedeutungsvarianten geben eine gute Übersicht über das Lemmapotential,
- die konkrete Bedeutungsvariante wird am kokreten Beispielsatz exemplifiziert,
- die morphosyntaktische Charakteristik der Ergänzungen gibt die Information über die syntaktische Struktur des Satzes,
- die Belegregeln informieren über die semantischen Merkmale der Ergänzungen, wobei alle möglichen semantischen Ergänzungsvarianten vorliegen,
- in jedem der Artikel werden Beispielsätze übersetzt, die Übersetzungen stehen auch in runden Klammern,
- in den Beispielsätzen werden die fakultativen Ergänzungen in runden, die Angaben in eckigen Klammern angeführt,
- in jedem Artikel werden auch Nebensätze (als dass-, ob-, wer-, was-, evtl. wenn-Sätze) und Korrelate der jeweiligen Ergänzungen angegeben,
- jeder Artikel enthält Passivkonstruktionen, die durch die typischste slowakische Entsprechung wiedergegeben wird,
- in einem Beispielsatz wird auch ein Funktionsverbgefüge angeführt, weil das Slowakische eine solche verbnominale Konstruktion nicht kennt,
- das Modell enthält auch Sätze mit den phraseologischen Einheiten,
- systemhalber steht am Ende die Wortbildungsmöglichkeit, insbesondere der Substantive oder Adjektive.

LITERATUR

Ágel, Vilmos (2000): *Valenztheorie.* Tübingen: Gunter Narr.
Daneš, František / Zdeněk Hlavsa (1981): *Větné vzorce v češtině.* Praha: Academia.
Drosdowski, Günther et al. (1989): *Deutsches Universalwörterbuch A–Z.* Mannheim /Wien/Zürich: DUDEN.
Duden – Deutsches Universalwörterbuch, 5. Aufl. Mannheim 2003 [CD-ROM].
Engel, Ulrich (1976): *Liste deutscher Verben mit ihren Bedeutungsbeschreibungen.* In: Engel, Ulrich / Helmut Schumacher u.a.: *Kleines Valenzlexikon deutscher Verben.* (Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache 31). Tübingen: Narr.
Engel, Ulrich (1988): *Deutsche Grammatik.* Heidelberg: Julius Groos Verlag.
Engel, Ulrich / Meike Meliss. Hrsg. (2004): *Dependenz, Valenz und Wortstellung.* München: IUDICIUM.
Helbig, Gerhard / W. Schenkel, Wolfgang (1983): *Wörterbuch zur Valenz und Distribution deutscher Verben.*Tübingen: Max Niemeyer.
Kačala, Ján et al. (2003): *Krátky slovník slovenského jazyka.* Bratislava: VEDA.
Nižníková, Jolana / Sokolová, Miloslava (1998): *Valenčný slovník slovenských slovies.* Prešov: Filozofická fakulta PU.
Pauliny, Eugen (1943): *Štruktúra slovenského slovesa.* Bratislava.
Pauliny, Eugen (1977): *Vývin opisného pasíva v slovenčine.* In: Jazykovedné štúdie. XIII., S. 225–236.
Peciar, Štefan et al. (1959–1968): *Slovník slovenského jazyka.* Bratislava: VEDA.
Ružička, Jozef et al. *Morfológia slovenského jazyka.* Bratislava: VEDA.
Schumacher, Helmut (1986): *Verben in Feldern. Valenzwörterbuch zur Syntax und Semantik deutscher verben. (=Schriften des Instituts für deutsche Sprache 1).* Berlin/New York: de Gruyter.
Schumacher, H. et al (2004): *VALBU – Valenzwörterbuch deutscher Verben. (Studien zur deutschen Sprache 31).* Tübingen: Narr Verlag.
Schreiber, Herbert / Sommerfeldt, Karl-Ernst / Starke, Günter (1993): *Deutsche Adjektive. Wortfelder für den Sprachunterricht.* Berlin/München u.a.: Langenscheidt – Verlag Enzyklopädie.
Schreiber, Herbert / Sommerfeldt, Karl-Ernst / Starke, Günter (1993): *Deutsche Substantive. Wortfelder für den Sprachunterricht.* Berlin/München u.a: Langenscheidt – Verlag Enzyklopädie.
Schröder, Jochen (1992): *Lexikon deutscher Präfixverben.* Leipzig: Langenscheidt Verlag Enzyklopädie.
Schröder, Jochen (1993): *Lexikon deutscher Verben der Fortbewegung.* Lepzig/Berlin/ München ua.: Langenscheidt.
Sokolová, Miloslava (1993): *Sémantika slovesa a slovesný rod.* Bratislava: VEDA.

Storrer, Angelika (1992): *Verbvalenz. Theoretische und methodische Grundlagen ihrer Beschreibung in Grammatikographie und Lexikograpie.* Tübingen: Niemeyer.
Szátmari, Petra (2004): *Das heterogene sich lassen.* Hamburg: Buske.
Szátmari, Petra (2007): *Agens-dezentrierte Konzeptualisierungen: diachron – synchron – kontrastiv.* Szombathely: SUP.
Welke, Klaus (2005): *Deutsche Syntax funktional.* Tübingen: Niemeyer.

Korpora:
IdS Korpora Mannheim[19]
SNK- Slovenský národný korpus[20]

(19) *http://www.ids-mannheim.de/cosmas2/*

(20) *http://korpus.juls.savba.sk/*

Ružena Kozmová, Daniela Drinková

Neue Studienprogramme fachübergreifend, interdisziplinär

1. CHARAKTERISTIK DES STUDIENPROGRAMMS

Im vorliegenden Beitrag wird das neue Studienprogramm Physiotherapie und Deutsch kurz skizziert, in dem im Vordergrund unseres Anliegens die fachlichen Kompetenzen der deutschen Fachsprache stehen. Das Studienprogramm besteht also aus zwei Fächern. Zum einen ist es Physiotherapie, zum anderen die deutsche Sprache, die in der Richtung Fachsprache orientiert ist. Im Folgenden werden wir uns auf die deutsche Fachsprache konzentrieren, die als integriert aufgebautes Fach alle Anforderungen an ein interdisziplinäres Studienprogramm erfüllt. Im Falle der integrativen Fachsprache handelt sich um eine Disziplin, die das betreffende Fach Physiotherapie als das fachliche Wissen fördert, wodurch Textauswahl, Grammatik, Stillistik und einzelne Sprachkompetenzen determiniert sind. Des Weiteren geht es um landeskundliche Informationen im engeren Sinne, das bedeutet: Landeskunde der deutschsprachigen Länder. Sie wird im weiteren Sinne durch Ethnographie, Geschichte oder Politologie abgedeckt. Auf diese Weise wird erreicht, dass der Studierende für das praktische Leben vorbereitet wird. Das Ziel des Studiums ist es, Pfleger, Euro-Physiotherapeuten auszubilden, die fließend deutsch sprechen, indem sie das fachliche Grundwissen im Bereich der Physiotherapie haben, so dass sie als hochqualifizierte, sprachlich sehr gut ausgebildete Fachkräfte nicht nur in der Slowakei, sondern auch in Österreich oder in Deutschland arbeiten können.

Das Erreichen des genannten Zieles wird durch die folgenden Prinzipien unterstützt:

1) Mindestens 60 % des Inhalts der Studienpläne bilden sog. Träger- oder Kerndisziplinen im Bereich der Physiotherapie.

2) Die restlichen 40 % werden der Fachsprache Deutsch, bzw. den landeskundlichen Disziplinen gewidmet. Die deutsche Sprache orientiert sich dementsprechend an sprachwissenschaftlichen Disziplinen wie Morphologie, Lexikologie, Syntax der gesprochenen Sprache, kontrastive Linguistik, fachliche Kommunikation, Einführung in das Übersetzen etc. Es handelt sich im Prinzip um angewandte Disziplinen, da die Praxis im Vordergrund steht.
3) Im Sinne des Kreditsystems werden obligatorische, obligatorisch-fakultative und wahlfreie Kurse angeboten.
4) Die Wahlmöglichkeiten erweitern den Studienhorizont durch das Angebot von ausländischen Lehrkräften (Österreich, Deutschland), die als Gastprofessoren am Institut für Physiotherapie und Balneologie und eventuell aufgrund der Studentenmobilität an den ausländischen benachbarten Universitäten, wirken.
5) Der Inhalt und die Breite des Angebotes werden zur Quelle eines ausgezeichneten Studienprofils des Studierenden in Bezug auf das praktische Leben und den Bedarf des Arbeitsmarktes.
6) Die Wahldisziplinen erweitern den Aktionsradius der Interessen der Studierenden. Die Struktur der einzelnen Kurse geht von der Erkenntnis aus, dass eine hochqualifizierte Arbeitskraft im Bereich des Kurwesens und sämtlicher Dienstleistungen des Pflegewesens ein überregionales Fachwissen aufweisen muss, denn dadurch erweitern sich die Berufschancen der Absolventen innerhalb ganz Europas.

2. PROFIL DES ABSOLVENTEN

- Der Absolvent ist fähig, fließend und angemessen zu kommunizieren, sprachlich jede alltägliche Situation zu meistern und angemessen zu unterschiedlichen fachlichen Themen Stellung zu nehmen.
- Er beherrscht die Grundlagen der Übersetzungstechnik; er kann unterschiedliche Fachtexte übersetzen, indem alle Sprachfertigkeiten ein besonders hohes Niveau aufweisen.
- Problemlos arbeitet er mit den Wörterbüchern, beherrscht die notwendige schriftliche Korrespodenz (Amts/Fachbriefe, Protokolle, Krankengeschichten, unterschiedliche Pflegeberichte u.ä).
- Er verfügt über sehr gute landeskundliche Kenntnisse, über kulturpolitische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Verhältnisse (Slowakei und benachbarte Länder, wie Österreich, Tschechische Republik, Polen, Deutschland).
- Ein zwischenfachliches Studium deckt den Bedarf an sprachlich fundierten, spezialisierten Fachleuten für den breiten Bereich des Pflegewesens, des Kurwesens und Tourismus, so dass es dadurch einen übergerionalen Charakter erwirbt.

3. ANFORDERUNGEN DES STUDIENABSCHLUSSES

- Sie geben Gewähr für die Fachkenntnisse im Bereich der Physiotherapie, indem sie Studierenden fachliches Grundwissen und die angemessene Behandlung der Kranken vermitteln können.
- Sie liefern die Möglichkeit, in sämtlichen Bereichen des Pflegewesens tätig zu werden, in den Kuranstalten, Erholungsheimen, in Fitnesszentren, in Pflegeheimen mit besoderer Rücksicht auf die komprehensive Pflege.
- Durch das Absolvieren der Staatsexamina wird gewährleistet, dass der Absolvent fähig ist, ein integriertes Fachwissen in die Praxis umzusetzen.
- Die Verteidigung der Abschlussarbeit, die auf die Physiotherapie orientiert ist, sollte einen Beweis liefern, dass der Absolvent seine theoretischen Kenntnisse praktisch anwenden und eventuell in Bezug auf die Behandlung entstehende fachliche Probleme zielgerichtet lösen kann.

4. ZUR ENTWICKLUNG DER FACHKOMMUNIKATIVEN KOMPETENZ IN DER DAF-AUSBILDUNG

Im Folgenden wird unsere Aufmerksamkeit der Entwicklung von fachkommunikativer Kompetenz gewidmet, indem auf die einzelnen Kompetenzen eingegangen wird. Es wird angestrebt, dem Lerner die kommunikativen Tätigkeiten auf dem Niveau beizubringen, dass er die Fachsprache nicht nur passiv, sondern auch aktiv beherrscht. Dabei verstehen wir die fachkommunikative Kompetenz als Fähigkeit, Fachtexte interkulturell, sozial und situativ sowie funktional bestimmte, sachlogisch gegliederte, semantisch strukturierte sprachliche Einheiten zu produzieren und rezipieren. Die fachkommunikative Kompetenz schließt die Entwicklung der sozialen Teilkompetenz ein. Diese bezieht sich auf den Situationsapparat, der im Bewusstsein der Lerner als potentielle Träger sozialer Rollen widergespiegelt wird und über die Vermittlung bestimmter Leistungsvoraussetzungen zur Produktion und Rezeption von Fachkommunikation dient. Die fachkommunikative Kompetenz der Kommunikationspartner wird in den sachlich begrenzbaren Kommunikationsbereichen entscheidend gesteuert durch folgende Faktoren:

a) die fachliche Teilkompetenz

Die Anforderung an den Fremdsprachenunterricht für Fremdsprachler ohne Sprachvorkenntnisse richtet sich zuerst an den Erwerb der fremdsprachlichen Kenntnis und Kompetenz. Auch im Falle, dass die Studenten angeben, sie seien in der deutschen Sprache keine Anfänger, ist damit zu rechnen, dass ihre Sprachkenntnisse ziemlich gering sind. Dies erschwert offensichtlich die Position des Lehrers – in einem solchen Fall verfügt er über zwei Möglichkeiten. Entweder konzentriert er sich auf eine umfassende Ausbildung im allgemeinsprachlichen Bereich, um daran anschließend eine spezielle Ausbildung im fachsprachlichen Bereich durchzuführen. Diese Vorgehensweise eröffnet die

Möglichkeit, eine kontrastive Unterrichtsmethode anzuwenden. Sie ermöglicht nämlich fremdsprachliche und muttersprachliche Allgemein- und Fachsprache mit einander zu vergleichen. Andererseits muss man zugeben, dass ein solches Verfahren zeit- und kostenaufwendig ist. Der zweite Weg eines Fachsprachenunterrichts für Fremdsprachler ohne Sprachkenntnisse oder mit geringen Sprachkenntnissen setzt auf die Vermittlung einer Auswahl fachsprachlich relevanter fremdsprachlicher Erscheinungen. Die Grundidee eines solchen Verfahrens liegt also darin, den Lerner mit den sprachlichen Erscheinungen vertraut zu machen, die unmittelbar mit seiner künftigen Praxis zusammenhängen. Zum Vorteil einer solchen Methode ist die Tatsache, dass es sich um die Fachsprache des Pflegewesens handelt. Denn dieser Bereich kann sehr gut mit vielen Wörtern der Allgemeinsprache auskommen, weil Pflege und Heilen eine lange Tradition auch in der Volkssprache haben, sich manche Termini daher der Allgemeinsprache bedienen können. Außerdem können fachsprachliche Termini im Rahmen des Hauptfaches Physiotherapie erlernt werden. Die übrigen fremdsprachlichen Erscheinungen bleiben danach einem weiteren Fachstudium vorbehalten.

b) die funktionale Teilkompetenz

Es handelt sich um die Fähigkeit der Lerner, all jene sprachlichen und nichtsprachlichen Mittel adäquat zu gebrauchen, die das Denken bzw. die Handlungs- und Erkenntnisfähigkeit im jeweiligen Fachgebiet auf dem jeweiligen Erkenntnisstand repräsentieren. Dadurch gewinnt diese Kompetenz einen interdisziplinären Charakter, denn die Narration, Exposition, Argumentation oder Instruktion können innerhalb vieler allgemeiner und benachbarter Disziplinen eingesetzt werden, weil sie ein geistig-sprachliches Komplexverfahren darstellen.

c) die textuelle Teilkompetenz

Der Fremdsprachenunterricht wird dadurch charakteristisch, dass man im Unterricht insbesondere mit den Texten arbeitet, die dann die Ausgangsbasis für die fachliche Kommunikation bildet. Dadurch wird der Fachtext Ausgangs- und Zielpunkt.
Während die semiotische Sichtweise von Fachtexten Texte als kohärente Zeichenkomplexe im Rahmen der Kommunikation eines bestimmten Fachbereichs ansieht, betont die andere die kommunikative Funktion gegenüber der sprachlichen Struktur. S. Göpferich (1995, S. 56) definiert den Text wie folgt:

> Ein Text ist ein thematisch und/oder funktional orientierter, kohärenter sprachlicher oder sprachlich-figürlicher Komplex, der mit einer bestimmten Intention, der Kommunikationsabsicht, geschaffen wurde, eine erkennbare kommunikative Funktion ersten oder zweiten Ranges erfüllt und eine inhaltlich und funktionale abgeschlossene Einheit bildet.“

Dem Text kommen zwei wichtige Funktionen zu. Zum einen dienen sie als Modell für die Anwendung von Sprache in fachlichen Situationen, zum anderen stellen sie das sprachliche Material bereit. Zu den wichtigsten Textsorten der medizinischen Fachkommunikation1 gehören Lehr- und Handbücher, Aufsätze, Fall- und Tagungsberichte, Arztbriefe und Krankengeschichten. All diese Textsorten zeichnen sich durch eine ausgeprägte Makrostruktur aus, die eine zuverlässige Orientierung des Rezipienten unterstützt. Die Krankengeschichten gliedern sich im Allgemeinen in Anamnese, Aufnahmebefund, Diagnoseaufzeichnungen, Krankheitsverlauf, Therapie, Pflegebereicht, Fieberkurven, Befunde über Labor-, Röntgen-, EKG- und Ultraschalluntersuchungen sowie Aufklärungs- und Einverständniserklärungen der betroffenen Patienten.

Im Grenzbereich zur Pharmakologie stehen sog. Beipackzettel von Medikamenten, die sich an Ärzte wie an Patienten richten. Auch diese zeigen eine recht einheitliche Makrostruktur, die Informationen über Zusammensetzung, Darreichungsform und Inhalt, Wirkungsweise und Anwendungsgebiete, Gegenanzeigen, Vorsichtsmaßnahmen für die Anwendung und Warnhinweise, Wechselwirkungen, Dosierungsanleitung, Art und Dauer der Anwendung, Anwendungsfehler und Überdosierung, Nebenwirkungen, Haltbarkeit und Aufbewahrung, Stand der Information sowie über den pharmazeutischen Unternehmer und den Hersteller des Präparates enthalten.

d) die stilistische (textsyntaktische) Teilkompetenz

Sie setzt voraus, dass die stilkonstituierenden Zusammenhänge im Kommunikationsprozess adäquat umgesetzt werden. Stilistisch relevante Elemente bringen die Einstellung bzw. Wertung des Textproduzenten zum Ausdruck. Durch die Wahl der Stilmittel erkennt man zum Beispiel das Niveau der Fachlichkeit, weil die Stilelemente eine spezifische Verwendungssphäre der sprachlichen Mitteln signalisieren, wie z.B. Subjekt-Objekt-Relation, Aussagesätze, Thema-Rhema-Gliederung, Elipsenbildung, Bedeutungsexpansion und -kondensation, lineare Anordnung einzelner Konstituenten, texteröffnende und textschließende syntaktische Elemente, Prädikationsstrukturen von Fachtexten, parataktische und hypotaktische Satzkonfigurationen und Mittel der Satzverflechtungen sowie textkonstituierende Funktionen der Wortstellung.

4.1 ZUM PROBLEM DER FACHSPRACHENGRAMMATIK

Die Fachsprachengrammatik unterscheidet sich von der allgemeinsprachlichen Grammatik weniger qualitativ, es geht mehr um die Quantität. Die quantitativen Unterschiede bestehen in der Selektion grammatischer Muster, die entweder zu einer höheren bzw. geringeren Vorkommnishäufigkeit solcher Muster oder zu deren ausschließlicher Nutzung bzw. vorläufiger Aufgabe führen.

Die grammatischen Merkmale der deutschen Fachsprache betreffen einen großen Bereich, denn sie beziehen sich auf die Wortbildungs-, und Flexionsmorpohologie und

auf die Syntax. Sie lassen sich im Hinblick auf verschiedenartige Funktionen innerhalb der fachlichen Kommunikation deuten. Zu diesen Funktionen gehören der möglichst adäquate Bezug zur Wirklichkeit und die logische Folgerichtigkeit der Äußerungen, der möglichst adäquate Bezug zum Rezipienten, die Effizienz der Darstellung sowie die Objektivierung.

In der Wortbildungsmorphologie geht es insbesondere um die Bildung von Zusammensetzungen, um die Derivation, Kürzung und Konversion. Die Zusammensetzungen stellen einen der produktivsten Bereiche der fachsprachlichen Wortbildung dar, wobei insbesondere Substantive, Adjektive und Verben daran teilnehmen, indem diese Wortarten mit einander kombiniert werden. Die gegenseitige Kombinationsmöglichkeit wird in Bezug auf die Derivation produktiv genutzt.

Der Bereich der Flexionsmorphologie wird mit dem speziellen Gebrauch der Kategorien des Verbs: Person, Numerus, Tempus, Modus und Genus, abgedeckt. Zum produktiven Bereich zählt ferner der nominale Bereich des Deutschen, wobei Attribuierung mit vor- und nachgestellten Attributen häufig eingesetzt wird. In diesem Zusammenhang sind insbesondere Partizipialkonstruktionen hervorzuheben, die aus kontrastiver Sicht erheblich vom slowakischen Satzbau abweichen, weil sie immer durch einen Satz wiedergegeben werden.

Die deutsche Fachsprache tendiert zu einer erhöhten Selektion syntaktischer Konstruktionen im Hinblick auf die Nominalisierungen und Funktionsverbgefüge. Eben die Funktionsverbgefüge sind für die Fachsprache vorteilhaft, weil sie eine Stärkung der analytischen Bauweise in den Fachsprachen gegenüber der Standardsprache ermöglichen. Die kommunikative Funktion der FVG besteht in ihrer Anonymität, da die Nominalisierung eine Abstraktion darstellt, auf die mit den betreffenden fachsprachlichen Äußerungen jeweils Bezug genommen wird.

LITERATUR

Baumann, Klaus-Dieter (1992): *Integrative Fachtextlinguistik*. Tübingen: Gunter Narr.
Kozon, Vlastimil / Norbert Fortner (2000): *Gegenwart und Perspektiven der Pflege.* Wien: ÖGVP.
Frank G. Königs (2006): *Holzweg – Umweg – Lösungsweg? Überlegungen (und Träumereien) zur Neustrukturierung von Studiengängen Deutsch als Fremdsprache.* In: *Die Neustrukturierung von Studiengängen „Deutsch als Fremdsprache". Probleme und Perspektiven. Fachtagung 17.–19. November 2005 an der Universität Hannover.* Hiltraud Casper – Hehne, Uwe Koreik u. Annegret Middeke (Hrsg.): Universitätsverlag Göttingen, S. 1–16.
Roelcke, Thorsten (2005): *Fachsprachen.* Neuburg: Schmidt Silke Jahr: Zur Modularisierung des DaF-Studiengangs an der Universität Greifswald. In: *Die Neustrukturierung von Studiengängen „Deutsch als Fremdsprache". Probleme und Perspektiven. Fachtagung 17.–19. November 2005 an der Universität Hannover.* Hiltraud Casper / Hehne, Uwe Koreik u. Annegret Middeke (Hg.). Universitätsverlag Göttingen, S. 119–125.
Gemeinsamer Europäischer Referenzrahmen: *Sprachenportfolio.*
Štátny pedagogický ústav Bratislava: *Cieľové požiadavky na vedomosti a zručnosti maturantov z nemeckého jazyka*. Štátny pedagogický ústav Bratislava: *Učebné osnovy z nemeckého jazyka, úroveň B 1.*

Elisabeth Piirainen

Areale Phraseologie aus germanistischer Sicht

1. PHRASEOLOGIEFORSCHUNG UND GLIEDERUNG DES DEUTSCHEN SPRACHRAUMS

In jüngerer Zeit ist nicht nur international ein zunehmendes Interesse an phraseologischen Forschungen, sondern auch eine Neuorientierungen bei der Bestimmung der Gegenstandsbereiche der Phraseologie sowie eine Hinwendung zu stärker empiriebezogen Methoden zu beobachten. Von den Anfängen der Phraseologieforschung an, bis in die 1980er Jahre hinein, standen Bemühungen um eine Theoriebildung der Phraseologie im Vordergrund. Die germanistische Phraseologieforschung hat in nicht unerheblichem Maße zur Klärung mancherlei theoretischer Fragen beigetragen.[1] Trotz verdienstvoller Beiträge der Germanistik zur Theorie der Phraseologie wurden Grundlagenforschungen weitgehend vernachlässigt. Um eine empirische, an der Sprachrealität orientierte Bestandsaufnahme der Phraseologie des Deutschen, d.h. der tatsächlich in Umlauf befindlichen Idiome, hat sich die germanistische Forschung bisher kaum bemüht.

Materialgrundlage der traditionellen germanistischen Phraseologieforschung bildete vielmehr vor allem die schriftliche und offizielle, hochkodifizierte Varietät des gegen-

(1) Ihr Anteil an den Ergebnissen der Phraseologieforschung lässt sich u.a. an dem Handbuch zur Phraseologie *(Burger et al. 2007)* ablesen, an dem zahlreiche Germanisten/innen des In- und Auslandes mitgewirkt haben.

wärtigen Deutsch, also eine klassische „high variety" im Sinne Fergusons (1959). Das breite substandardliche Kontinuum zwischen dieser literarischen Schriftlichkeit und den alten Dialekten („low variaties"), das sich in Termini wie „Umgangssprachen", mit einer regionalen Komponente auch „Regiolekte" wieder findet, wurde von der Phraseologieforschung weitgehend außer Acht gelassen, obwohl die dominierende Existenzform der Idiome gerade hier, innerhalb der Mündlichkeit der alltäglichen Kommunikation, zu vermuten ist.

Das Phänomen einer nicht allgegenwärtigen Bekanntheit vieler Idiome wurde nicht einmal problematisiert. Man ging davon aus, dass die Idiome den meisten Teilhabern des Deutschen in einheitlicher Weise mental präsent seien. Einschränkungen dieser Vorstellung von einem homogenen, intersubjektiv geläufigen Idiom-Bestand richteten sich allenfalls auf die zeitliche Dimension, da dem Veralten bzw. dem Aufkommen neuer Idiome ein gewisses Interesse beigemessen wurde.[2] Systematische Untersuchungen der Frage, nach welchen Kriterien Idiome als veraltend, Neologismen u.Ä. anzusehen seien, gibt es jedoch nicht.

Als problematischer erweist sich die räumliche Dimension. Der traditionellen Phraseologieforschung stellte sich die Frage einer Beziehung zum Sprachraum gar nicht, da der Geltungsbereich eines Idioms gleichgesetzt wurde mit der arealen Ausdehnung der betreffenden (nationalen) Einzelsprache. Für die deutsche Sprache, die historisch auf einer Reihe von Dialekten basiert und sich bis in die Gegenwart durch ihre regionalen Varietäten auszeichnet, ist dieses Konzept nicht haltbar. Obwohl die diatopische Gliederung des deutschen Sprachraums im Bereich der Phonologie, Morphologie und Lexik gut beschrieben ist,[3] hat die germanistische Phraseologieforschung daraus keine Analogie zu ihrem Gegenstandsbereich gezogen. Zur Kenntnis der regionalen Vielfalt und Gliederung des deutschen Sprachraums hat die Phraseologie bisher nur in wenigen Einzelfällen beigetragen.

Die Einbeziehung der Diatopik in die Phraseologieforschung beschränkte sich allenfalls auf die sog. „Plurizentrik" des Deutschen (s. Abschnitt 3.4). Die Varietätenlinguistik wiederum, die sich intensiv mit der Verbreitung sprachlicher Phänomene im Raum befasst, hat Phraseme bisher aus ihrem Forschungsspektrum ausgeklammert *(vgl. z.B. Sti-*

---

(2) Vgl. die Erstellung eines Inventars der gegenwärtig allgemein bekannten Idiome des Deutschen in Dobrovol'skij (1997: 263-288). Bei der Beurteilung der „intersubjektiven Geläufigkeit" der Idiome wurde nur die zeitliche Dimension berücksichtigt, indem veraltete Idiome ausgeschlossen wurden.

(3) Zur Laut- und Formenlehre vgl. Wenkers Fragesatz-Erhebungen seit 1876 *(Wenker 1881)*. Mit Kretschmers *„Wortgeographie" (1918)*, dem Deutschen Wortatlas seit 1939 *(Mitzka et al. 1951ff.)*, dem „Wortatlas der deutschen Umgangssprachen" *(Eichhoff 1977ff.)* oder dem „Atlas der deutschen Alltagssprache" *(AdA, Elspass 2005)* ist die räumliche Gliederung des Deutschen gründlich dokumentiert.

ckel 1997, Eichinger / Kallmeyer 2005). Gleiches gilt für Sprachatlaswerke: Bis auf einzelne Routineformeln *(z.B. bei Eichhoff 1977ff.)* haben feste Wortverbindungen dort keinen Eingang gefunden. Erst seit kurzem bildet sich ein Bewusstsein dafür, dass Idiome (u.a. in den regionalen Umgangssprachen) nur begrenzt verbreitet sein können.

Ziel dieses Beitrags ist es, den Problemkomplex einer „arealen Phraseologie" aus germanistischer Sicht zu beleuchten und einzelne Forschungslücken aufzuzeigen. *Arealphraseologie* wird hier in Anlehnung an den Terminus *Areallinguistik* verwendet, wie er von dem Dialektologen Jan Goossens (1973: 454) definiert wurde, d.h. als sprachgeographische Disziplin: Im Zentrum dieser Forschungsrichtung steht die Projektion sprachlicher Daten auf geographische Karten, um auf dieser empirischen Grundlage zur Interpretation räumlich differenzierbarer Phänomene zu gelangen.

2. ZUR GEWINNUNG UND INTERPRETATION AREALLINGUISTISCHER PHRASEOLOGISCHER DATEN

2.1. TONBANDAUFNAHMEN, SPRACHKARTEN, INTERNET

Im Folgenden sollen Methoden der wenigen Arbeiten, die sich mit Aspekten einer „arealen Phraseologie des Deutschen", mit der begrenzten räumlichen Gültigkeit von Idiomen entweder des Hochdeutschen (Hd.) oder der dialekt- bzw. standardnahen deutschen Umgangssprachen befasst haben, erörtert werden. Den Ausgangspunkt bildeten entweder ein (i) einzelner Sprecher, (ii) eine bestimmte Region oder (iii) die Idiome selbst.

(i) Für den ersten Typ ist die Arbeit von Korhonen (1992) zur nicht öffentlich gesprochenen Sprache Südwestdeutschlands zu nennen. Als Materialgrundlage dienten Tonbandaufnahmen jeweils eines einzelnen Sprechers einer dialektnahen Varietät. Im Idiomgebrauch waren deutliche Differenzen gegenüber dem hd. Standard zu verzeichnen. Es war jedoch einzuräumen, dass Abweichungen der mündlichen Rede von einer (z.B. in Wörterbüchern kodifizierten) „Norm" nicht unmittelbar auf eine räumliche Markierung der betreffenden Idiome schließen lassen, sondern andere Faktoren wie eine bewusste Modifikation oder Versprecher wirksam sein können *(Korhonen 1992: 59).* Die Erstellung von Sprachkarten auf dieser Materialbasis ist nicht möglich.

(ii) Arbeiten des zweiten Typs gehen von der Region selbst aus, deren sprachliche Sonderstellung bereits aus anderen Zusammenhängen bekannt ist. Hier ist die Einzelstudie von Crede / Lakemper (1998) zur Phraseologie des Ruhrgebiets zu nennen. Anhand von Fragebögen wurden zunächst die 20 bekanntesten ruhrgebiets-typischen Idiome ermittelt, diese sodann mit Hilfe eines Geo-Informationssystems auf Sprachkarten projiziert. Anhand der Karten konnte die postulierte sprachliche Homogenität des Ruhrgebiets widerlegt und die Tendenz zu einer ost-westlichen Zweiteilung aufgezeigt werden. Einschränkend dazu ist Folgendes zu sagen: Die Markierung „ruhrgebiets-typisch" bedeutet nicht, dass die Idiome exklusiv nur in dieser Region bekannt sind: Mehrere Idiome führen auf das Niederdeutsche (Nd.) zurück, sind deshalb auch im nördlich an-

grenzenden Münsterland anzutreffen (z.B. *auf'n Stupp* ‚ganz plötzlich'), andere wurden vom Ruhrgebiet ausgehend in größeren Sprachräumen bekannt (z.B. *jetzt ist Schicht in Schacht!* ‚jetzt ist Schluss!').

(iii) Der dritte Typ arealphraseologischer Arbeiten geht von den Idiomen selbst aus, d.h. von einer Liste von Idiomen, deren diatopische Markierung bereits aus anderen Zusammenhängen (z.B. aus teilnehmender Beobachtung oder Wörterbüchern) bekannt sein muss. Zunächst stellt sich die Frage, ob sich eine diatopische Markierung einzelner Idiome anhand ihrer äußeren Form erkennen lässt. Zwar weisen mehrere deutsche Idiome dialektale Merkmale in ihrer formalen Struktur auf, doch folgt daraus nicht, dass diese Idiome areal begrenzt gültig seien müssen.[4] Vielmehr handelt es sich bei einem dialektalen Element innerhalb der Idiomstruktur zumeist um eines von vielen möglichen Irregularitätsmerkmalen. Vergleichbar ist eine veraltete morphologische Form (z.B. *sich bei jmdm. lieb Kind machen* ‚sich bei jmdm. einschmeicheln'), die nicht das Veralten des Idioms verursacht. Idiome mit einer regional gebundenen Konstituente (z.B. *jmdn. einen feuchten Kehricht angehen,* jmdn. gar nichts angehen'; *weggehen wie warme Semmeln,* sich sehr gut verkaufen') lassen nicht darauf schließen, dass sie nur im Verbreitungsgebiet der betreffenden Dialektwörter *(Kehricht, Semmel)* geläufig sind. Vielmehr sind in jedem Einzelfall grundlegende empirische Untersuchungen erforderlich, um eine Bestimmung des arealen Geltungsbereiches zu ermöglichen. Dies gilt auch für Idiome mit lexikalischen Dubletten, von denen z.B. nur eine Konstituente diatopisch markiert ist (*Schippe* in: *jmdn. auf die Schippe/auf die Schaufel nehmen,* jmdn. verulken') und für gesamte diatopisch markierte Serien, z.B. *etwas in den Schornstein/in den Rauchfang/in den Schlot/in die Esse/in den Kamin/ins Kamin schreiben können* usw. ‚etwas als verloren betrachten'.

Im Folgenden sollen zwei Herangehensweisen erörtert werden, die – von einem Vorwissen über die mögliche areale Begrenzung einzelner Phraseme ausgehend – zur Gewinnung exakter Daten gelangen können: der erst in jüngerer Zeit mögliche Zugriff auf große elektronische Textkorpora sowie die traditionelle, schon seit den Anfängen der Dialektologie angewandte Befragung von Gewährspersonen in den Regionen selbst.

Für eine spezielle Verbreitungskategorie, nämlich innerhalb der nationalen Varianten des Deutschen, hat sich die erstgenannte, korpuslinguistische Methode bewährt. Da es sich hier um schriftsprachliche Standardvarianten handelt, kann das Internet „als großes Korpus" genutzt werden, um z.B. „Helvetismen", auf den Geltungsbereich des Schweizerhochdeutschen (Shd.) begrenzte, Phraseme von anderen herauszusondern. Anhand des Beispiels *jmdn. sticht der Gwunder,*jmdn. ergreift plötzliche Neugier' zeigt Hofer

(4) Die dialektalen Besonderheiten können phonologischer und morphosyntaktischer Art sein (z.B. *Sprüche kloppen* ‚sich in großtönenden, inhaltsarmen Worten äußern'; *Nachtigall, ick hör dir trapsen* ‚ich merke, worauf die Sache hinausläuft'; *Butter bei die Fische* ‚keine halben Sachen'), die meisten sind jedoch lexikalischer Art.

(2003: 482ff.) die Methode auf, wie Frequenzanalysen der Trefferquoten bei Google zum Ergebnis führen *(weitere Beispiele dazu bei Schmidlin 2007)*. In Anlehnung an diese Vorgehensweise hat Farø (2004) weitere bisher nicht exakt erfasste shd. Wendungen ermittelt: Es sind entweder „absolute Helvetismen“, die aufgrund ihrer Frequenz im Internet als ausschließlich im Raum der Deutschschweiz bekannt ausgewiesen sind (z.B. *in (den) Ausgang gehen* ‚ausgehen um zu feiern‘; *einer Sache einen Riegel schieben* ‚etwas verhindern‘; *am selben Strick ziehen*, das gleiche Ziel (zusammen mit anderen) verfolgen‘) oder „relative Helvetismen“, die im Shd. hochfrequent, aber nicht ausschließlich dort anzutreffen sind (z.B. *in den Ausstand treten*, zurücktreten‘; *in allen Belangen*, was das Ganze betrifft‘; *auf dem letzten Zacken* ‚mühevoll‘). Während sich im ersten Fall eine Kartierung erübrigt (die Verbreitung der Idiome ist den Autoren zufolge identisch mit dem deutschsprachigen Teil der Schweiz), wären im zweiten Fall weitere empirische Erhebungen erforderlich, um zu einer Projektion der Sprachdaten auf Karten zu gelangen.

Für arealphraseologische Untersuchungen in kleineren Räumen und unterhalb der schriftsprachlichen Standardvarianten, u.a. auf der Ebene der regionalen Umgangssprachen, bewährt sich die korpuslinguistische Herangehensweise nicht (vgl. Abschnitte 3.1.–3.3.). Im folgenden Abschnitt soll ein arealphraseologisches Projekt vorgestellt werden, bei dem sich umfangreiche Fragebogenaktionen als wirksames Mittel der Datengewinnung erwiesen haben.

2.2. FRAGEBOGENERHEBUNGEN ZUR BEKANNTHEIT VON PHRASEMEN

In den Jahren 2000/2001 wurde in Zusammenarbeit mit der Universität Münster (Institut für deutsche Sprache) eine „Umfrage zur Bekanntheit von Redensarten in Deutschland“ durchgeführt.[5] Sie beruht auf einem 10seitigen Fragebogen mit rund 250 fraglichen Idiomen, der an alle Germanistischen Instituten der Universitäten und Landeskundlichen Institute in Deutschland verschickt wurde. In einem Anschreiben wurde darum gebeten, Fotokopien der Fragebögen möglichst vielen Personen aus allen Gegenden Deutschlands zur Begutachtung vorzulegen. Angesichts der Rücksendung von ca. 3.000 Fragebögen aus allen Regionen Deutschlands kann die Umfrage in statistischem Sinne als repräsentativ gelten.

Im Vorspann der Fragebögen wurde ausführlich nach den derzeitigen und früheren Wohnorten gefragt, so dass die sprachlichen Daten auf der Basis des Herkunftsortes der Probanden der geographischen Karte Deutschlands zugeordnet werden konnten. Wichtig waren auch die Altersangaben der Befragten, aufgrund derer sich das „Veralten“ man-

(5) Ergebnisse dieses Projekts wurden u.a. in Piirainen (2002a, b, 2003a, b) dargestellt; in diesem Beitrag werden weitere, noch nicht veröffentlichte Ergebnisse aufgezeigt.

cher Idiome gut erkennen lässt.[6] Ferner standen eigene Rubriken für zusätzliche Idiome oder Idiomvarianten zur Verfügung, was sich ebenfalls als sehr ergiebig erwies. Es wurde eine relationale Datenbank entwickelt, die eine Abfrage nach unterschiedlichen Kriterien ermöglichte.

Das wichtigste Ziel der Umfrage bestand darin, für Idiome, die einem Vorwissen zufolge als diatopisch markiert einzustufen waren, eine exaktere Lokalisierung zu ermöglichen. Den Ausgangspunkt bildeten u.a. Idiome, die in der ersten Auflage des Dudens Band 11 *(DU 1998)* mit Angaben wie „landschaftlich", „norddeutsch", „süddeutsch", „berlinisch" u.Ä. versehen waren. Die Auswertung der Fragebögen zeigte, dass alle abgefragten Idiome „Auffälligkeiten" ihres Bekanntheitsgrades aufweisen: Nur für einen Teil der Idiome zeichnete sich eine klare Beziehung zum Sprachraum ab, die in Karten abgebildet werden konnte. Bei vielen anderen Idiomen stellte sich heraus, dass sie stark veraltet, kaum noch dem aktuellen Wortschatz des Deutschen zuzurechnen sind, obwohl sie ungeprüft von einer Wörterbuchauflage in die nächste übernommen wurden. So zeigen die Umfrage-Ergebnisse oft einen klaren Kontrast zwischen den Angaben des Duden und der Sprachrealität.

Wir beschränken uns hier auf einige Beispiele, die in DU 1998 mit „besonders berlinisch" versehen wurden – dies scheint eine Markierung zu sein, die für unterschiedliche Auffälligkeiten hinsichtlich der Bekanntheit von Idiomen herhalten musste. Mehrere der so gekennzeichneten Idiome wurden zwar noch aus Teilen Deutschlands gemeldet, aber gerade nicht (mehr) aus Berlin. Die Altersstruktur der Probanden, die diese Idiome noch kennen, ist überdurchschnittlich hoch, so dass auf das Veralten der Idiome geschlossen werden kann. Zu dieser Gruppe gehören z.B. *einer mit Ärmeln* ‚ein gerissener Bursche, ein Schlingel'; *etwas auf dem Kien haben* ‚in seinem Fach gut Bescheid wissen'; *es regnet Schusterbuben* ‚es regnet heftig'; *aus Daffke* ‚aus Trotz' oder *jmdm. pomade sein* ‚jmdm. egal sein'. Selbst wenn das letzte Idiom aus historischer Sicht sich einst vom Raum Berlin aus verbreitet hatte, so ist „berlinisch" als diatopische Markierung des Idioms fehl am Platze, da sie nicht den gegenwärtigen Sprachzustand wiedergibt.

Mitglieder der Dudenredaktion hatten sich aktiv an der Umfrage beteiligt. Für die *Neuauflage (2002)* lagen zwar noch keine Einzelergebnisse des Projekts vor, doch konnten dort bereits mehrere Veränderungen der diatopischen Angaben vorgenommen werden. Einigen der in den Umfragebögen genannten Idiome wurde in der Duden-Neuauflage kurzerhand „besonders berlinisch" hinzugefügt, obwohl dies der Sprachwirklichkeit nicht entspricht, so bei *da ist (doch) das Ende von weg!* ‚das ist unglaublich, unerhört',

(6) Die Umfrage erfolgte damals noch zum größten Teil auf postalischem Wege, seltener via E-Mail und Internet. Erhebungen dieser Art könnten mit gegenwärtigen Online-Verfahren wesentlich einfacher durchgeführt werden, wie z.B. die Arbeiten am AdA (vgl. Fußnote 3) zeigen. Idiome werden dort jedoch nur am Rande berücksichtigt.

Fettlebe machen ‚gut und üppig essen, angenehm leben' oder *(immer nur) ran an die Buletten* ‚Aufforderung, Ermunterung zum Handeln'. All diese Einträge wurden durch die Angabe „berlinisch" verschlechtert: Während das erste Idiom den Umfragen zufolge in ganz Norddeutschland bekannt ist, konnte für das zweite die Begrenzung auf den Raum Obersachsen nachgewiesen werden (s. Abschnitt 3.5.). Das Idiom *ran an die Buletten* wurde von 85% der Befragten aus allen Regionen Deutschlands als bekannt gemeldet. Hier wurde der Fehler begangen, den Geltungsbereich der Idiomkonstituente (*Buletten*) mit dem des Idioms gleichzusetzen (vgl. *Semmel*, *Kehricht* in 2.2.).

Die Methode der Projektion der Umfragedaten auf die Planflächen der Deutschlandkarte konnte auf eine Reihe von Idiomen angewendet werden *(vgl. die Karten in Piirainen 2003a und 2008)*. Es zeichneten sich bestimmte „phraseologische Landschaften" innerhalb Deutschlands ab, in denen sich ein Bündel von eigenständigen Idiomen nachweisen lässt, die in keiner anderen Region anzutreffen sind.

3. KATEGORIEN DER VERBREITUNG VON IDIOMEN

Durch die Beschäftigung mit verschiedenen Aspekten einer „arealen Phraseologie des Deutschen", u.a. aufgrund der reichen Materialbasis, die von den Probanden der Umfrage bereit gestellt wurde, kann für das Verhältnis von Phraseologie zum deutschen Sprachraum eine Distributionskategorisierung vorgestellt werden: Demnach kann ein Idiom verbreitet sein 1) innerhalb eines kleinen Areals, z.B. einiger Dörfer oder Bauernschaften, 2) innerhalb einer regionalen Umgangssprache (z.B. Westfalen), 3) innerhalb einer Standardvarietät (z.B. norddeutscher Standard, süddeutscher Standard), 4) innerhalb eines Staatsgebietes (einer nationalen Variante), 5) innerhalb eines nicht mehr existierenden Staatsgebietes (der ehemaligen DDR) und 6) innerhalb des gesamten deutschen Sprachgebietes.[7]

3.1. KLEINRÄUMIGE VERBREITUNG INNERHALB EINIGER DÖRFER ODER BAUERNSCHAFTEN

Es scheint der Vorstellung von einem Idiom zu widersprechen, wenn sein Bekanntheitsradius kaum über den einiger Dörfer hinausreicht. Dennoch gibt es diese Fälle. Sie lassen sich an Idiomen mit einer onymischen Konstituente mit einer eng begrenzten Bekanntheit veranschaulichen, z.B. dem Namen eines kleinen Dorfes, vgl. *Holzschuhe nach Wessum tragen* ‚bestimmte Objekte an einen Ort bringen, an dem es bereits viele dieser Art

---

(7) Anderer Art ist die arealphraseologische Forschung in europäischen Bezügen, wie sie im Rahmen des Projekts „Widespread Idioms in Europe and Beyond" durchgeführt wird *(Piirainen 2009)*. Dort handelt es sich nicht um ein und dasselbe Idiom einer Sprache, sondern um L1,…, Ln-Äquivalente in vielen Sprachen. Gemeinsam ist jedoch die Beziehung phraseologischer Daten zum Raum, nunmehr zum europäischen Sprachraum. S. dazu widespread-idioms.uni-trier.de.

gibt'. Dies ist ein konventionalisierter Mehrwort-Ausdruck des Hochdeutschen; er erfüllt alle Definitionskriterien eines Idioms, obwohl er nur in einer kleinen Region in Umlauf ist. *Wessum* ist ein Dorf im westlichen Westfalen, am Rande des deutschen Sprachgebietes. Von diesem einstigen Holzschuhmacherdorf wurden die Einwohner der Region Jahrhunderte hindurch mit jener regionaltypischen Fußbekleidung versorgt. Noch um 1950 gab es in Wessum über 50 selbstständige Holzschuhmacherbetriebe, was im Weltwissen der Bewohner dieser Gegend bis heute verankert ist und die Motivationsbasis für das Idiom bildet.

Es könnten weitere Idiome genannt werden, die nur in dieser kleinen Region des westlichsten Westfalens aktiv verwendet und verstanden werden. Vieles lässt sich durch direkte Transferenz aus dem früher dort gesprochenen Niederdeutschen erklären. Zugrunde liegt ein bekanntes Phänomen der Kontaktlinguistik: Die Bewohner dieser Region waren einige Generationen hindurch zweisprachig. Wenn es erforderlich wurde, sich auf Hd. auszudrücken, so konnte ein im Nd. geläufiges Idiom (z.B. *Klumpe nao Wessum dräägen*) problemlos in hd. Form (*Holzschuhe nach Wessum tragen*) realisiert werden. Solche vormaligen Übersetzungen gehören bis heute zu den aktiv verwendeten Bestandteilen der Sprechsprache jener Region.

3.2. VERBREITUNG INNERHALB EINER REGIONALEN UMGANGSSPRACHE

Im Rahmen der „Umfrage zur Bekanntheit von Redensarten" wurde, oft als Entsprechung der abgefragten Idiome, eine große Zahl nicht-standardsprachlicher Idiome mitgeteilt, die in den einzelnen Regionen sehr geläufig sind, von der Phraseologieforschung jedoch nicht beachtet wurden. Als quasi-synonymische Entsprechung des abgefragten Idioms *kaltes Eisen hämmern* ‚erfolglos zu jmdm. sprechen, ihn vergeblich zu überzeugen versuchen' wurde aus dem mittleren und südlichen Raum, besonders aus der Gegend um Frankfurt sowie aus Thüringen, massiv eine andere Wendung gemeldet, und zwar *einen Ochsen ins Horn pfetzen, vgl. Mitteilungen wie einem Ochsen ins Horn petzen/ins Horn zwicken/ins Hemd petzen/das ist, wie wenn man einem Ochs ins Horn petzt/wie einem Ochsen ins Horn gepetzt als ob man einen Ochsen ins Horn fitzt/als ob man einen Ochs ins Horn pfetzt.* Ein Wörterbucheintrag findet sich nur bei *Küpper (1982ff.: 2065)* in der Form *einem Ochsen in die Hörner kneifen*, jedoch ohne Ortsangaben. Das Verb *pfetzen (pfitzen, petzen)* ist ein Dialektwort für‚kneifen': Der Ochse spürt nichts, wenn man ihn ins Horn kneift. Vermutlich wurde das Idiom direkt aus den lokalen Dialekten in die größerräumigen regionalen Umgangssprachen übernommen.

Idiome dieser Art finden sich in den Umgangssprachen zu Tausenden; die Phraseologieforschung hat sie jedoch nicht beachtet. Fast überall im deutschen Sprachraum gab es vergleichbare „variationslinguistische" Situationen, bei denen den Sprachteilhabern mehrere Register (von einem Basisdialekt bis hin zu standardnahen Varietäten) zur Verfügung standen. Dem kontaktlinguistischen Phänomen der Transferenz von Idiomen der

bodenständigen Dialekte in die Umgangssprachen wurde bisher zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet. Die Dialekte haben wesentlich zum Ausbau der Umgangssprachen beigetragen. Allein für die regional gefärbte Umgangssprache Westfalens könnte aufgrund teilnehmender Beobachtungen eine Fülle in Umlauf befindlicher Idiomen genannt werden, die sich als Übersetzungstransfer aus dem einst dort gesprochenen Niederdeutschen erweisen. Usualisiert sind z.B. die Wendungen *das ist doch mehr als ins Näpfchen geht!* ‚Ausdruck der Empörung'; *Schmacht haben bis unter beide Arme* ‚sehr großen Hunger haben'; *sie kommt nicht aus den Sträuchern*‚sie kommt bei der Arbeit nicht voran' (besonders von einer Frau); *er sitzt beim Pastor auf den Knien* ‚er ist scheinheilig fromm' (besonders von einem Mann) oder *etwas (noch) vor der Brust haben* ‚etwas Unangenehmes (Aufgaben, Projekte) noch vor sich haben'.

Diese Idiome sind Bestandteile der gegenwärtigen hochdeutschen Umgangssprache; ihre Herkunft aus dem Niederdeutschen ist anhand der Idiomsammlungen *(Piirainen 2000, Teil 2)* eindeutig nachgewiesen.[8] In ihrer hd. Form wurden diese Idiome bisher nicht lexikographisch erfasst. Eher zufällig erscheinen einige davon in schriftlichen Texten, am ehesten in der lokalen Tagespresse, bei der direkten oder indirekten Wiedergabe mündlicher Äußerungen. Einer Textkorpora- oder Internetrecherche entziehen sie sich jedoch weitgehend. Im Lokalteil der „Steinfurter Nachrichten" (SN) wurden einige Textbelege zum letztgenannten Idiom gefunden. Vermutlich sind die Sprechenden sich dessen nicht bewusst, dass sie sich einer regionalen (westfälisch markierten) Ausdrucksweise bedienen:

– „Wir müssen knallhart Güterabwägung betreiben, denn wir *haben noch* einiges mehr *vor der Brust.*" Interview mit dem Ersten Beigeordneten der Stadt. (SN, 04. 06. 1997)
– *„Wir haben noch einiges vor der Brust"*, erläuterte Landrätin Christina Riesenbeck bezüglich der anstehenden Diskussion um den Abfallwirtschaftsplan (AWP) für den Kreis Steinfurt. (SN, 20. 08.1997)
– Stichwort Ruhestand: „Ich möchte aber ein geordnetes Haus übergeben", sieht der 68jährige eine Menge von Projekten, die er *noch vor der Brust hat.* (SN 20. 02. 1999)

3.3. VERBREITUNG INNERHALB EINER DEUTSCHEN STANDARDVARIETÄT

Abgesehen von den nationalen Standardvarianten (vgl. 3.4.) werden auch innerhalb des Raums der Bundesrepublik mehrere standardsprachliche Varietäten postuliert, die oberhalb der „Regiolekte" angesiedelt sind, z.B. „norddeutscher Standard", „süddeut-

(8) Die nd. Idiome lauten *dat is doch mähr as wie in't Näppken gait, Schmacht häbben bes under beide Arme, se kümp nich uut de Strüüke, he sitt bi'n Pastoor up de Knee, noch wat fõör de Bost häbben.* Der umgekehrte Prozess ist ebenfalls zu beobachten, wenn Idiome der überdachenden Standardsprache wie Fremdwörter oder Kalkierungen in den Basisdialekt vordringen *(vgl. Piirainen 2004: 50ff., 2007).*

scher Standard", „südwestdeutscher Standard". Ohne auf die damit verbundenen Probleme näher einzugehen, sollen einige Ergebnisse der Umfrage angeführt werden, die nord-südliche Differenzen aufzeigen.

Unterschiedliche standardsprachliche Formen in einem einzigen Wörterbucheintrag zu präsentieren, stößt wiederholt auf Schwierigkeiten, wie der folgenden Eintrag *(unter hüpfen in DU 1998: 358)* erkennen lässt: *das ist gehüpft/gehupft (gehuppt)/gehopst wie gesprungen* ‚das ist völlig gleich, das ist einerlei'. Aus der Umfrage ergaben sich noch weit mehr Varianten (z.B. *das ist gehoppt wie gedoppt/gehopst wie gedopst/gehupft wie getupft/gehupst wie gedubst/gehüppelt wie gesprungen/gehüpfelt wie gedüpfelt*). Dennoch ließen sich die Angaben der Probanden mehrheitlich zwei arealen Schwerpunkten zuordnen. Auf die Karte projiziert *(Piirainen 2008: 24)*, fällt die sog. „Mainlinie" ins Auge, die in der Dialektologie als markante Trennlinie zwischen dem nord- und süddeutschen Raum bekannt ist *(vgl. Durell 1989)*: So wurden in Norddeutschland mehrheitlich die Form *das ist gehopst wie gesprungen* und im süddeutschen Raum die Form *das ist gehupft wie gesprungen* angegeben.

Doch zeigte sich ein Weiteres: Wie Kenner der österreichischen und schweizerischen Standardvarietäten mitteilten, gehen sowohl das Österreichische als auch das Schweizerhochdeutsche (hier findet sich auch *gehüpft* neben *gehupft*) zusammen mit dem „süddeutschen Standard". Den Staatsgrenzen im Süden Deutschlands kommen somit keine raumbildenden Funktionen zu. Gleiches gilt vermutlich für Idiomdubletten mit einer „süddeutsch" markierten Konstituente (z.B. *jmdn./etwas nicht mit der Kneifzange/Beißzange anfassen [mögen]*) sowie für viele weitere im süddeutschen (nicht aber im norddeutschen) Raum bekannte Idiome: Ihre Verbreitung macht nicht notwendigerweise an einer Staatsgrenze Halt. Dies sind Phänomene, die in der Wortforschung hinlänglich bekannt, seitens der Phraseologie jedoch noch kaum erforscht sind.

3.4. VERBREITUNG INNERHALB EINES STAATSGEBIETES

In Analogie zu den unterschiedlichen Varietäten des weltweit verbreiteten Englisch stellte *Clyne (1984)* auch für die deutsche Sprache ein „plurizentrisches" Modell vor, das seitens der Phraseologieforschung aufgegriffen und zu zahlreichen Arbeiten über die Phraseologie der nationalen Varianten Österreichs und der Schweiz geführt hat *(vgl. Literatur in Burger 2007: 208ff.)*. Als problematisch erweist sich das plurizentrische Konzept für Idiome innerhalb der (wiedervereinigten) Bundesrepublik Deutschland. Markierungen wie „binnendeutsch" oder „teutonisch" werden so interpretiert, dass das betreffende Idiom im gesamten Staatsgebiet der Bundesrepublik gültig sei, in Abgrenzung zu „Austriazismen" und „Helvetismen". Diesem Konzept zufolge wird den Staatsgrenzen die Funktion dominanter Isoglossen und dem Staatsgebiet als solchem Differenzierungscharakter zugeschrieben. Übersehen wird, dass Deutschland kein „Zentrum" aufweist, das eine ausstrahlende Kraft auf alle Regionen des Staatsraumes entwickeln konnte. Unter-

schiedliche kulturelle und verwaltungstechnische Strukturen sind bis heute in den Bundesländern wirksam. Auswirkungen auf die Phraseologie sind darin zu erkennen, dass einerseits viele Idiome nicht im gesamten Sprachgebiet der Bundesrepublik verbreitet und andererseits sich z.B. die relativ junge österreichisch-deutsche Staatsgrenze nicht zu einer einschneidenden Sprachgrenze entwickelt hat.

3.5. VERBREITUNG IM RAUM EINES NICHT MEHR EXISTIERENDEN STAATSGEBIETES

„Ideal" wäre dem plurizentrischen Konzept zufolge eine Grenze wie die vormalige deutsch-deutsche Staatsgrenze, die nicht nur zwei Nationen, sondern zwei weltpolitische Blöcke von einander trennte und jede normale Kommunikation der Menschen beidseitig der Grenze unmöglich machte. Wie Eichhoff (1997) anhand großflächig vorkommender Wörter der Umgangssprachen aufzeigt, hatte sich jene politische Grenze bereits mehrfach als sprachliche Grenze erwiesen. „Hätte die Grenze noch zwei oder drei Generationen länger Bestand gehabt, so wäre es gewiß auch hier zu weitergehendem komplementärem territorialem Ausgleich gekommen" *(Eichhoff 1997: 203)*. Dieses Ergebnis der Wortgeographie wird durch die areale Phraseologieforschung voll und ganz bestätigt. Im Sinne der „Plurizentrik" müsste eine vierte „(quasi)-nationale" Varietät in Betracht gezogen werden, da für den Raum der ehemaligen DDR die Herausbildung einer eigenständigen Phraseologie noch eben fassbar ist.

Der Einfluss der ehemaligen deutsch-deutschen Grenze auf phraseologische Sprachverhältnisse war zuvor nicht bekannt. Die Entdeckung von rund 30 Idiomen, die ausschließlich in der DDR verbreitet waren, gehört zu den wichtigsten Ergebnissen der „Umfrage zur Bekanntheit von Redensarten". Viele dieser Idiome gehen nicht etwa auf die politischen, sozioökonomischen Gegebenheiten der ehemaligen DDR, sondern wiederum auf Transfer aus den örtlichen (thüringischen und obersächsischen) Mundarten zurück und ergeben ein relativ gleichförmiges Kartenbild:[9] Sie sind in dem obersächsischen Ballungsgebiet dicht belegt und expandieren zum Teil in den Norden der DDR, gelangen jedoch nicht nach Westen: Die innerdeutsche Grenze erweist sich für diese Idiome als massiv wirksame Sprachgrenze. Die Phraseologieforscher in der DDR selbst hatten dies nicht bemerkt. In ihren Publikationen *(u.a. Fleischer 1982: 50ff.)* werden areal begrenzte Idiome wie *es ist noch nicht im Topf, wo's kocht; Schliff backen; Habchen und Babchen; etwas unter Ulk verbuchen; Fettlebe machen; sein Sterbchen machen; nicht aus der Knete kommen; (für etwas) den Hut aufhaben; sich an etwas ein Gütchen tun; sich ein Bewerbchen machen* usw. behandelt, als seien sie im gesamten deutschen Sprachraum verbreitet, obwohl sie

(9) Vgl. die Karte „er hat die Hufe hochgemacht" ‚er ist gestorben' in Piirainen (2002b: 222). Das Idiom ist in den Umgangssprachen des südlichen Raums der ehemaligen DDR und Berlins massiv bekannt, außerhalb davon jedoch nicht; es wurde an keiner Stelle lexikographisch erfasst.

in Westdeutschland völlig unbekannt waren. So konnten einige Arbeiten Leipziger Provenienz sogar als Quelle zur Auffindung DDR-spezifischer Idiome genutzt werden, obwohl dies sicher nicht die Intention jener Autoren war. Bis in die heutige Zeit tauchen in Publikationen, deren Autoren/innen aus der ehemaligen DDR stammen, obersächsische Regionalismen ohne diatopische Markierungen auf,[10] da offensichtlich noch immer ein Bewusstsein für die areale Begrenztheit jener Idiome fehlt.

3.6. VERBREITUNG INNERHALB DES GESAMTEN DEUTSCHEN SPRACHGEBIETES

Um ein idealisierendes Konstrukt handelt es sich bei der Annahme, Idiome könnten im gesamten deutschen Sprachraum gleichermaßen bekannt sein. Dies würde bedeuten, dass ein Idiom in allen „nationalen Voll- und Halbzentren“ *(Ammon et al. 2004)*, also auch in Liechtenstein und Luxemburg sowie in den deutschsprachigen Teilen von Südtirol und Ostbelgien, im Grunde auch in den Sprachinseln außerhalb des zusammenhängenden deutschen Sprachgebietes, verbreitet sein müssten. Die Frage nach der Existenz dieser Verbreitungskategorie kann nicht beantwortet werden, da es hierzu keine Untersuchungen gibt.

4. SCHLUSSBEMERKUNG

Mit diesem Beitrag soll das Phänomen der räumlichen Dimension von Phrasemen stärker ins Blickfeld gerückt und die Gleichsetzung von „Einzelsprache“ und „Raum“ der traditionellen Phraseologieforschung aus germanistischer Sicht problematisiert werden. Die Beobachtungen zu den verschiedenen Distributionskategorien von Idiomen des Deutschen stehen in Beziehung zu einander. Die kontaktlinguistisch bedingte Transferenz von Idiomen der örtlichen Dialekte in die regionalen Sprechsprachen erweist sich als ein Modell zur Erklärung weiterer Verbreitungskategorien. Diese Beobachtungen haben Konsequenzen sowohl für die Theoriebildung der Phraseologieforschung, die ein stärkeres Bewusstsein für die Raumbezogenheit vieler Idiome schaffen muss, als auch für die Praxis der Phraseographie. In allen Bereichen wurde auf Desiderate der Forschung hingewiesen.

---

(10) Stellvertretend für mehrere Fälle dieser Art sei das schwedisch-deutsche Idiomwörterbuch *(Palm Meister 2007)* genannt, in dem DDR-spezifische regionale Idiome (z.B. *sich an etw. ein Gütchen tun; sich ein Bewerbchen machen* u.Ä.) unmarkiert neben standardsprachlichen Idiomen angeführt werden.

LITERATUR

Ammon, Ulrich et al. (2004): *Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol.* Berlin/New York.
Burger, Harald ([3]2007): *Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen.* Berlin.
Burger, Harald / Dobrovol'skij, Dmitrij / Kühn, Peter / Norrick, Neal R. (Hrsg.) (2007): *Phraseologie. Ein internationales Handbuch der zeitgenössischen Forschung. Phraseology. An International Handbook of Contemporary Research.* 2 Bände, Berlin.
Burger, Harald / Häcki Buhofer, Annelies / Gréciano, Gertrud (Hrsg.) (2003): *Flut von Texten – Vielfalt der Kulturen. Ascona 2001 zur Methodologie und Kulturspezifik der Phraseologie.* Baltmannsweiler.
Clyne, Michael (1984): *Language and Society in the German Speaking Countries.* Cambridge.
Crede, Claudia; Lakemper, Udo (1998): *Empirische Untersuchungen zur Phraseologie im Ruhrgebiet.* In: Hartmann, Dietrich (Hrsg.) *„Das geht auf keine Kuhhaut." Arbeitsfelder der Phraseologie. Akten des Westfälischen Arbeitskreises Phraseologie/Parömiologie 1996.* Bochum, 81–108.
Dobrovol'skij, Dmitrij (1997): *Idiome im mentalen Lexikon. Ziele und Methoden der kognitivbasierten Phraseologieforschung.* Trier.
DU (1998): *Duden. Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten. Wörterbuch der deutschen Idiomatik.* Bearb. von Günther Drosdowski und Werner Scholze-Stubenrecht. Mannheim [etc.].
Durell, Martin (1989): *Die „Mainlinie" als sprachliche Grenze.* In: Putschke, Wolfgang; Veith, Werner, Wiesinger, Peter (Hrsg.): *Dialektgeographie und Dialektologie. Günter Bellmann zum 60. Geburtstag von seinen Schülern und Freunden.* Marburg, 89–109.
Eichhoff, Jürgen (1977ff.): *Wortatlas der deutschen Umgangssprachen.* Band 1 (1977), Band 2 (1978) Bern/München, Band 3 (1993), Band 4 (2000) München [etc.].
Eichhoff, Jürgen (1997): *Der „Wortatlas der deutschen Umgangssprachen": Neue Wege, neue Erkenntnisse.* In: Stickel (Hrsg.), 183–220.
Eichinger, Ludwig M. / Kallmeyer, Werner (Hrsg.) (2005): *Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?* Berlin/New York.
Elspass, Stephan (2005): *Zum Wandel im Gebrauch regionalsprachlicher Lexik.* In: *Zeitschrift für Dialektologie,* 72(1), 1–51.
Farø, Ken (2004): *Verbildete, verbeamtete und überalterte Deutschschweizer? Das Schweizerhochdeutsche im Wörterbuch und sonst.* In: Williams, Geoffrey, Vessier, Sandra (eds.): *Proceedings of the Eleventh EURALEX International Congress.* Bretagne, UBS, 879–884.
Ferguson, Charles A. (1959): *Diglossia*. In: *Word 15,* 325–340.
Fleischer, Wolfgang (1982): *Phraseologie der deutschen Gegenwartssprache.* Leipzig.

Goosens, Jan (1973): *Areallinguistik*. In: Althaus, Hans Peter et al. (Hrsg.): *Lexikon der Germanistischen Linguistik*. Tübingen, 445–453.
Hofer, Lorenz (2003): *Phraseologismen im Wörterbuch der nationalen Varianten der deutschen Standardsprache*. In: Burger et al. (Hrsg.). Baltmannsweiler, 479–490.
Korhonen, Jarmo (1992): *Besonderheiten der Verbidiomatik in der gesprochenen Sprache. Dargestellt am Beispiel südwestdeutscher Mundarten.* In: Grosse, Rudolf; Lerchner, Gotthard; Schröder, Marianne (Hrsg.): *Beiträge zur Phraseologie Wortbildung Lexikologie. Festschrift für Wolfgang Fleischer zum 70. Geburtstag.* Frankfurt/M. [etc.], 51–62.
Kretschmer, Paul (1918): *Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache.* Göttingen.
Küpper, Heinz (1982ff.): *Illustriertes Wörterbuch der deutschen Umgangssprache in 8 Bänden.* Stuttgart.
Mitzka, Walther et al. (1951ff.): *Deutscher Wortatlas. 22 Bände.* Gießen.
Palm, Christine (2007): *Hinter schwedischen Gardinen. Schwedisch-deutsches Idiomwörterbuch.* Tübingen.
Piirainen, Elisabeth (2000): *Phraseologie der westmünsterländischen Mundart. Teil 1: Semantische, kulturelle und pragmatische Aspekte dialektaler Phraseologismen. Teil 2: Lexikon der westmünsterländischen Redensarten*. Baltmannsweiler.
Piirainen, Elisabeth (2002a): *,Landschaftlich',,norddeutsch' oder,berlinisch'? Zur Problematik diatopischer Markierungen von Idiomen*. In: *Deutsch als Fremdsprache,* 39(1), 36–40.
Piirainen, Elisabeth (2002b): *Er zahlt keine Steuern mehr. Phraseologismen für 'sterben' in den deutschen Umgangssprachen.* In Piirainen, Elisabeth; Piirainen, Ilpo Tapani (Hrsg.): *Phraseologie in Raum und Zeit. Akten der 10. Tagung des Westfälischen Arbeitskreises "Phraseologie/Parömiologie" Münster 2001.* Baltmannsweiler, 213–238.
Piirainen, Elisabeth (2003a): *Areale Aspekte der Phraseologie: Zur Bekanntheit von Idiomen in den regionalen Umgangssprachen.* In: Burger et al. (Hrsg.), 117–128.
Piirainen, Elisabeth (2003b): *Es ist noch nicht im Topf, wo's kocht. Zu Idiomen aus dem Raum der ehemaligen DDR*. In: *Niederdeutsches Wort. Beiträge zur niederdeutschen Philologie,* 43, 203–219.
Piirainen, Elisabeth (2004): *Cognitive, Cultural and Pragmatic Aspects of Dialectal Phraseology – Exemplified by the Low German Dialect ,Westmünsterländisch'.* In: *Dialectologia et Geolinguistica*, 12, 78–99.
Piirainen, Elisabeth (2007): *Dialectal phraseology: Linguistic aspects.* In: Burger et al. (Hrsg.) Band 1, 530–540.
Piirainen, Elisabeth (2008): *Phraseology from an areal linguistic perspective.* In: Álvarez de la Granja, María (ed.): *Fixed Expressions in Cross-Linguistic Perspective. A Multilingual and Multidisciplinary Approach*. Hamburg, 19–44.
Piirainen, Elisabeth (2009): *Phraseology from a Eurolinguistic Perspective*. In: P. Sture Ureland et al. (eds.): *Contact, Migration and Linguistic Areas. Euro-Atlantic and Euro-Asi-*

atic Perspectives. Proceedings of the 7th International Eurolinguistics Symposium, Humboldt-Universität Berlin, October 6th– 7th, 2006. Berlin. (im Druck)
Schmidlin, Regula (2007): *Phraseological expressions in German standard varieties.* In: Burger et al. (Hrsg.) Band 1, 551–562.
Stickel, Gerhard (Hrsg.) (1997): *Varietäten des Deutschen. Regional – und Umgangssprache.* Berlin/New York.
Wenker, Georg (1881): *Sprach-Atlas von Nord- und Mitteldeutschland: Text und Einleitung: auf Grund von systematisch mit Hülfe der Volksschullehrer gesammeltem Material aus circa 30000 Orten / bearb., entworfen u. gezeichnet von Wenker, Georg.* Strassburg.

Štefan Pongó

Zum Wortbildungstyp N-isierung und Ent-N-isierung im Deutschen

Im vorliegenden Beitrag setzen wir uns mit Wortbildungstypen auf *-ieren/-isieren*, bzw. mit ihren substantivischen Pendants auf *-ierung/-isierung* auseinander. Zur Demonstration weiterer Entfaltungsmöglichkeiten haben wir auch Beispiele des Wortbildungstyps *Ent*-N-*isierung* ausgewählt, wobei N eine nominale Einheit (Nomen oder Adjektiv) präsentiert.

ZU DEN AFFIXVARIANTEN *-IEREN/-ISIEREN; -IERUNG/-ISIERUNG*

Das Suffix wird seit dem 12. Jahrhundert zur Eindeutschung franz. Verben verwendet. Das Suffix *-ieren/-isieren* drückt laut Duden Deutsches Universalwörterbuch „in Bildungen mit Substantiven oder Adjektiven aus, dass eine Person oder Sache in einen bestimmten Zustand gebracht wird, zu etw. gemacht wird… in Bildungen mit Substantiven… , dass eine Person oder Sache mit etw. versehen wird."

Das Suffix *-ierung* bezeichnet laut Duden „in Bildungen mit Verben (Verbstämmen) etw. (eine Handlung, eine Tätigkeit): *Isolierung, Konfrontierung, Resozialisierung.*"

Das Suffix *-isierung* bildet mit Verben auf *-isieren* die entsprechenden Substantive: *Akademisierung, Vietnamisierung.*

Wortbildungen mit dem Affix *-isieren/-isierung* waren schon früher, vor allem in der geschriebenen Sprache, im 18. und 19. Jahrhundert gängig . Im Grimmschen Wörterbuch findet man folgende Einträge:

ausspintisieren, bannisieren, botanisieren, charakterisieren, zivilisieren, curtisieren, dollisieren (tollisieren), durchspintisieren, einspicknardisieren, englisieren, entanselmisieren,

erspintisieren, evangelisieren, formalisieren, frisieren, gotisieren, grammatisieren, gräzisieren, grillisieren, grobisieren, idealisieren, jambisieren, kritisieren, krystallisieren, mumisieren, naturalisieren, niedertyrannisieren, opalisieren, organisieren, orientalisieren, partisieren, poetisieren, polarisieren, polemisieren, politisieren, prophetisieren, pulverisieren, quinternisieren, sackisieren, sentimentalisieren, signalisieren, sirupisieren, skisieren, solmisieren, sophistisieren, sortisieren, spezialisieren, spintisieren (spindisieren), sternbaldisieren, stilisieren, storchschnabelisieren, subtilisieren, suitisieren, syllogisieren, symbolisieren, symmetrisieren, sympathisieren, symphonisieren, synchronisieren, systematisieren, temporisieren, theologisieren, theorisieren, tropisieren, tyrannisieren, verbannisieren, verhomerisieren, verschwitisieren, verzivilisieren, viktorisieren, vokalisieren, vorcharakterisieren, vorlatinisieren, vormoralisieren, wertherisieren, wurmisieren, zentralisieren (zentralisieren), zivilisieren

Vereinzelt kommen auch nominale Bildungen mit dem Suffix *-isierung* vor:
Gotisierung, Gräzisierung, Idealisierung, Organisierung, Spintisierung, Naturalisierung, Stilisierung, Symbolisierung, Tyrannisierung, Visierung, Wappenvisierunig, Zivilisierung (Civilisierung)

Es sind meistens Fremdwörter griechisch-lateinischer Herkunft im Kern. Mit deutschen Nomina sind nur vereinzelt Lexeme zu finden.

Wortbildungen dieses Typs treten im 20. Jahrhundert immer häufiger auf, wobei die substantivische Variante auf *-ierung/-isierung*, in der als Basissubstantiv ein Personen- oder geographischer Name steht, immer stärker vertreten ist. Das Kollektivgedächtnis des 20. Jahrhunderts verbindet diesen Typ oft mit dem Ausdruck Goebbelscher Prägung *coventrieren*, *coventrisieren*, den Viktor Klemperer mit folgenden Worten kommentiert:

> *„coventrieren“* – „Und ganz ebenso tot ist ein verwandtes Wort des letzten Weltkrieges, obwohl es, nazistisch gesprochen, für die Ewigkeit geschaffen schien und mit allem Lärm der zusammenklingenden großdeutschen Presse und Radioverbreitung zur Welt kam: das Verbum ‚coventrieren'“; (*Klemperer [1996], S. 135f.)*

Ebenso unbekannt sind für den heutigen Sprecher Ausdrücke, die nach dem Bombardements Dresdens und Hamburgs auftauchten: *dresdenisieren, hamburgisieren, Hamburgisierung.*[1] Beide Prägungen haben ihr Vorbild nicht nur im ersten Weltkrieg[2], sondern bereits im 17. Jahrhundert, als am 20. Mai 1631 durch die Kriegshandlungen etwa

---

(1) Im angelsächsischen Sprachraum kommt dieses Wort gelegentlich in der Zeitungssprache vor, vgl. neben „Hamburgization of Berlin“ Wortkombinationen, wie „The Hamburgization of Personal Development“.

(2) Im ersten Weltkrieg hat man den Begriff „lüttichieren” für Propagandazwecke verwendet.

20 000 Bürger Magdeburgs hingemordet wurden. Nach der Zerstörung Magdeburgs war der Ausdruck "magdeburgisieren, Magdeburgisierung" als sinnverwandt für „zerstören, auslöschen", als Begriff größtmöglichen Grauens, in die deutsche Sprache eingegangen. Metaphorisch werden die Begriffe *magdeburgisieren* oder *Magdeburgisierung* gelegentlich in der Sprache der Politik auch in der Gegenwart verwendet. Wir konnten dafür ein Beispiel ermitteln:

Die dritte „Magdeburgisierung" fand nach 1945 statt.[3]

Die Zahl von Substantiven mit dem Suffix *-ierung/-isierung* nimmt im 20. Jahrhundert beachtlich zu. Die Belege wurden unterschiedlichen Quellen, die meisten der Datenbank „Wortschatz Deutsch", der online Version des Wörterbuches der Deutschen Gegenwartssprache, sowie nicht näher feststellbaren Internetquellen (vor allem mit der Suchmaschine google) entnommen. Mit der Affixvariante *-isierung* konnten insgesamt 1200 gebildete Substantive gefunden werden. Die gefundenen Belege wurden anschließend mit Einträgen in einigen ein- und zweisprachigen Wörterbüchern verglichen. Es ist anzumerken, dass die meisten Wörterbücher nur die verbalen Varianten enthalten, auf die nominalen Varianten wird in der Regel nur verwiesen.

Die folgende Tabelle zeigt die numerische Häufigkeit der ermittelten Substantive:

Substantive mit über 10000 Belegen:

Privatisierung	12456
Globalisierung	11203

Der Schlüsselbegriff der ersten 8 Jahre des 21. Jahrhunderts scheint das Lexem Privatisierung zu sein. Mit weiteren Kombinationen ist die Zahl der Belege noch höher, vgl.:

Reprivatisierung 160, Banken-Privatisierung 150, Wohnungsprivatisierung 118, Bahn-Privatisierung 86, Leuna-Privatisierung 84, Flughafenprivatisierung / Flughafen-Privatisierung 71, Restprivatisierung / Rest-Privatisierung 70, Flughafen-Privatisierung 42, Massenprivatisierung 38, Mieterprivatisierung 36, Zweitprivatisierung 35, Telekom-Privatisierung 32, Kuponprivatisierung / Coupon-Privatisierung / Kupon-Privatisierung / Koupon-Privatisierung 31, Einzelprivatisierung 27, Teil-Privatisierung 26, Postprivatisierung / Post-Privatisierung 24, Vollprivatisierung 20, Scheinprivatisierung 19, Lufthansa-Privatisierung 18, Bahnprivatisierung 17, Totalprivatisierung 17, Entprivatisierung 14, Gesamtprivatisierung 12, Voucherprivatisierung / Voucher-Privatisierung 11, Eisenbahnprivatisierung/ Eisenbahn-Privatisierung 10, Stet-Privatisierung 9, Waldprivatisierung 9, Wohnraumprivatisierung / Wohnungs-Privatisierung 9, Bodenprivatisierung 8, Wasserprivatisierung 8,

(3) *http://66.102.9.104/search?q=cache:a5EVVs2EolIJ:www.kneipp-verein-md.de/flyer/kneippkurier.pdf+magde burgisierung&hl=sk&ct=clnk&cd=7&gl=sk*

DWA-Privatisierung 7, Gasag-Privatisierung 7, BEB-Privatisierung 7, Bewag-Privatisierung 6, Thomson-Privatisierung, Volksprivatisierung 6, Eko-Privatisierung 6, Veag-Privatisierung 5, Werftenprivatisierung 5, Landprivatisierung 4, Sparkassen-Privatisierung 4, LEG-Privatisierung 3, LH-Privatisierung 3, Neuprivatisierung 3, Organisationsprivatisierung 3, Pfandprivatisierung, Veba-Privatisierung 3, Zwangsprivatisierung 3, AGF-Privatisierung 2, Aufgabenprivatisierung 2, Bankenprivatisierung 2, Behördenprivatisierung 2, CA-Privatisierung 2, Flächen-Privatisierung 2, Geldprivatisierung 2, Gewoba-Privatisierung 2, Narva-Privatisierung 2, Stadtwerke-Privatisierung 2, SVE-Privatisierung 2, Telefon-Privatisierung 2, Unternehmens-Privatisierung 2, Autobahnprivatisierung 0.

Die oben genannten Zahlen sind natürlich keine absoluten Werte. Die einzelnen Datenbanken enthalten unterschiedliche, etwa für *Autobahnprivatisierung* sind im WDGS 2 Belege zu finden.

Substantive mit über 1000 Belegen:

Modernisierung	9140
Liberalisierung	6554
Realisierung	4434
Stabilisierung	3531
Demonopolisierung	2783
Internationalisierung	2045
Flexibilisierung	1672
Rationalisierung	1553
Mobilisierung	1445
Marktkapitalisierung	1439
Harmonisierung	1418
Industrialisierung	1281
Spezialisierung	1174
Normalisierung	1171
Chemisierung	1087
Kommerzialisierung	1044
Polarisierung	1039
Legalisierung	1032

Insgesamt 18 Belege

Substantive mit über 500 Belegen:

Disneylandisierung	862
Dezimalisierung	839

Teilprivatisierung	795
Automobilisierung	777
Regionalisierung	766
Individualisierung	753
Deterritorialisierung	683
Dow-Privatisierung	648
Instrumentalisierung	627
Fokussierung	614
Politisierung	609
Aktualisierung	605

Insgesamt 12 Belege

Zahlenmäßig zwar weniger vertreten, aber durch ihre starken Konnotationen dominierende Elemente der deutschen Pressesprache sind Lexeme, wie Irakisierung (im DWDS-Korpus mit 24, *Vietnamisierung* mit 59, *Afghanisierung* im DWDS-Korpus mit 3 Belegen, im Wortschatz Deutsch kein Beispiel vorhanden), im Weiteren *Albanisierung, Judaisierung, Hollywoodisierung, Polonisierung, Japanisierung, Islamisierung* u. a.

Das Gesagte soll mit einigen Beispielen demonstriert werden:

*Keine deutsche Regierung wird es in Zukunft daher wagen können, einen Ausstieg zu versuchen: Sie würde internationalen Verdacht auf sich laden und das Land der Gefahr einer **Irakisierung** aussetzen. (Quelle: Junge Freiheit 1999)*

*Ein weiterer Vorwurf von Rupert Neudeck lautet, die sudanesische Regierung nutze die Verteilung von Nahrungsmitteln, um die **Islamisierung** des Landes voranzutreiben. (Quelle: Die ZEIT online 1989)*

*die **Polonisierung** des litauischen Großadels (Quelle: Die ZEIT online 1998)*

***Hollywoodisierung** des Holocaust (Quelle: Die ZEIT online 1988) usw.*

Im Weiteren haben wir die Kombinationen des Modells *Ent*-N-*iesung* untersucht. Hier sollen nur solche genannt, die im Kern ein Nomen (einen Personen- oder geographischen Namen) haben.

Das Suffix *ent-* drückt in Bildungen mit Substantiven und einer Endung aus, dass etw. entfernt wird: *entbuschen, entmotten, entpersonalisieren* (Duden Universalbibliothek). Die häufigsten Bildungen sind relativ frequentierte Deverbativa, die im Kern ein Abstraktum haben, etwa:

***Entmilitarisierung** der bäuerlichen Schichten*

***Entbürokratisierung** des Staates*

***Entpolitisierung** der Schule*

(alle Beispiele aus DWDS)

Nicht selten sind solche Bildungen, in denen im Kern der Name einer historischen Person steht:

__Entstalinisierung__ der DDR (DWDS)
die Chruschtschowsche __Entstalinisierung__ (berlinonline.de vom 22. 05. 2005)
Eine Entstalinisierung wie in der Sowjetunion hat in China bis heute nicht stattgefunden.
__Entsaddamisierung__ des Irak nach dem Vorbild der __Entnazifizierung__ in Deutschland. (Quelle: Süddeutsche Online)
Indem Kaltenbrunner zum Beispiel die "__Enthitlerisierung__" der Bundesrepublik fordert, will er die Ideologie des Nazi -Faschismus von dem desavouierenden Namen Hitlers loskoppeln. (TAZ 1988)
Sie heben endgültig alles auf, was an "Stück", an "Handlung", ans "Erzählen" erinnert, treiben die "Enthasencleverisierung" des Komponisten vollends auf die Spitze und nehmen den Akteuren gar ihre Rollennamen. (Frankfurter Rundschau 1993)

Vereinzelt kommen noch folgende Formen vor: *Enthoneckerisierung (neben Honeckerisierung4), Ent-Ulbrichtisierung, Entlorcaisierung, Entmaoisierung, Entmöllemannisierung, Entfrancoisierung; Stalinisierung – Entstalinisierung* konnten Ausdrücke wie *Maoisierung – Entmaoisierung, Goetheisierung* (nur 2 Belege), *McDonaldisierung, Chaptalisierung, Omanisierung (vgl. Politik der Omanisierung), Galvanisierung* (neben *Galvanisation* dazu 1x die pseudowissenschaftliche Form *Entgalvanisierung*) ermittelt werden.

Beispiele, in denen N ein geographischer Name oder die Bezeichnung eines Staates oder eines Kontinents ist: *Entsowjetisierung, Amerikanisierung – Ent-Amerikanisierung, Entösterreichisierung, Europäisierung – Ent-Europäisierung,– Enteuropäisierung, Jugoslawisierung* (nur zwei Belege), – *Entjugoslawisierung, Türkisierung – Enttürkisierung* usw. Dass es sich hier um eine periphere Erscheinung handelt, beweist die Tatsache, dass die meisten Belege in keine der bekannten Datenbanken aufgenommen wurden. Für *Entsowjetisierung* konnten im Mannheimer Korpus nur 5, für *Enteuropäisierung* 4, für *Entösterreichisierung* nur 2 Beispielssätze gefunden werden. Neben vielen ad hoc-Bildungen sind es Ausdrücke der Pressesprache. Nur gelegentlich findet man Wörter, die als fachsprachliche Ausdrücke einzustufen sind (etwa *Finnlandisierung* – Politik, Wirtschaft, *Galvanisierung*, neben *Galvanisation* – Physik, Chemie).

FAZIT

Die Bespiele zeigen, dass die Sprache auf die gesellschaftlichen, kulturellen, politischen Änderungen prompt reagiert. Die meisten der gefundenen Belege sind, bis auf wenige Ausnahmen, kurzlebige Okkasionalismen, typische Produkte der Pressesprache, die im entsprechenden Kontext zwar eine Wirkung erzielen können, aber nur wenig haben Eingang ins Lexikon gefunden. Ohne die Kenntnis des dazu gehörigen politischen oder historischen Kontexts ist ihr Bedeutungsgehalt nur schwer nachvollziehbar.

LITERATUR

Klemperer, Viktor (1996): *LTI. Notizbuch eines Philologen.* Reclam, Leipzig.
Office-Bibliothek: *Deutsch als Fremdsprache & Deutsches Universalwörterbuch neu.* Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus AG & Langenscheidt KG.

INTERNETQUELLEN

http://www.dwds.de/
http://wortschatz.uni-leipzig.de/
http://germazope.uni-trier.de/Projects/WBB/woerterbuecher
http://www.ndl.germanistik.phil.uni-erlangen.de/extras/johnkomm/6803/680315.html

Monika Šajánková

Sprichwörter lernen? Überlegungen zur Vermittlung der parömiologischen Kompetenz im DaF-Unterricht

In diesem Beitrag wird auf die Vermittlung von Sprichwörtern im DaF-Unterricht näher eingegangen, wobei sowohl didaktische als auch linguistische Aspekte berücksichtigt werden. Den Ausgangspunkt der Überlegungen bilden didaktische Lernziele, abhängig von der Zielgruppe (Alter, Sprachniveau, persönliche Motivation) und der Institution (bzw. dem Curriculum), die festgelegt werden müssen. Je nachdem, ob rezeptive oder auch produktive Kompetenz angestrebt wird, ist bei der Auswahl von Sprichwörtern insbesondere ihre Bekanntheit und Gebräuchlichkeit relevant. Eine besonders wichtige Rolle spielt auch die Pragmatik der vermittelten Sprichwörter, ihre kontextuelle Einbettung, Gebrauchsbedingungen und die kommunikative Intention des Sprechers (jemanden trösten, jemanden überzeugen, argumentieren, sich entschuldigen…). Spezielle Aufmerksamkeit wird auch den morphosyntaktischen und semantischen Besonderheiten dieser Einheiten und ihrer metakommunikativen Umrahmung im Text gewidmet. Anhand von zahlreichen konkreten Beispielen und einer vielfältigen Übungstypologie möchten wir die wichtigsten didaktischen Prinzipien für den Erwerb der parömiologischen Kompetenz aufzeigen.

1. VERMITTLUNG DER BEDEUTUNG VON SPRICHWÖRTERN

Bei der Vermittlung der Bedeutung von Sprichwörtern können verschiedene Semantisierungsmöglichkeiten eingesetzt werden.

1.1. BERÜCKSICHTIGUNG DER MUTTERSPRACHE

Eine wichtige Rolle beim Fremdsprachenerwerb spielt sicherlich die Muttersprache. Einerseits kann bei den Äquivalenten mit identischer Form und Bedeutung ein positiver Transfer aus der Muttersprache stattfinden, und die Bedeutung wird problemlos richtig entschlüsselt; auf der anderen Seite ist das Risiko der Interferenzfehler aufgrund verschiedener Unterschiede relativ hoch. In diesem Zusammenhang weist Kühn (1992, 179–180) auch auf mögliche „Fehldeutungen aufgrund ähnlicher oder vollkommen anderer Bildentsprechungen durch die Muttersprache des Ausländers“ hin. Aus diesem Grund ist die Semantisierung aufgrund der Kontrastierung mit der Muttersprache ohne Kontext nur bei volläquivalenten Sprichwörtern empfehlenswert, die wortwörtlich übersetzt werden können und gleichzeitig einen Nullkontrast in der Semantik aufweisen.

1.2. BILDER ALS SEMANTISIERUNGSHILFE

In manchen Lehrbüchern werden Bilder, die durch Visualisierung der wörtlichen Komponente der phraseologischen Wortverbindung entstanden sind, auch zur Vermittlung der Bedeutung eingesetzt. Diese Strategie ist aus mehreren Gründen problematisch. Ein schwerwiegender Mangel einer solchen Semantisierung ist die Kontextlosigkeit, die fehlende situative Einbettung. Die phraseologische Bedeutung lässt sich erst nach der zusätzlichen Kontextualisierung herausarbeiten oder wird oft nur in Form einer Bedeutungsparaphrase zusätzlich zugeordnet. „Das Bildmotiv des Phraseolexems hat nicht vorrangig eine benennende, sondern eine emotional-wertende (konnotative) Funktion, bezogen auf Situationen, Sachverhalte, Einstellungen u.ä.“ *(Kühnert, 1985, 226)*. Aus diesem Grund kann die Arbeit mit Bildern erst in der Festigungsphase beginnen, wenn die Schüler schon mit der Bedeutung aus der vorangehenden Textarbeit vertraut sind.

1.3. DIE BEDEUTUNG VON SPRICHWÖRTERN AUS DEM KONTEXT ERSCHLIESSEN

Die phraseologische Bedeutung durch Informationen aus dem Kontext herauszufinden, ist zwar eine ziemlich zeitaufwendige, aber wohl die didaktisch effektivste Methode der Bedeutungserschließung. Sprichwörter können erst im konkreten Text ihre volle kommunikative Wirkung erlangen, d.h. die Bedeutung eines Sprichwortes (insbesondere die konnotative Bedeutung), seine pragmatische Seite, Funktionen, Stilistik, aber auch die morphosyntaktischen Besonderheiten können erst im Text zur Geltung kommen. Damit der Lerner eine vollständige Vorstellung von den Gebrauchsbedingungen bekommt, ist vor allem bei den Phraseologismen ohne Äquivalent in der Muttersprache

(wie schon oben erwähnt) eine strenge Kontextualisierung nötig. Einerseits besteht nicht immer die Möglichkeit, ein Wörterbuch zu verwenden, in dem diese Informationen fehlen, andererseits ist die kontextbezogene Phrasemvermittlung sehr komplex und lässt sich mit anderen Zielen verbinden.

Aus diesen Gründen ist es sinnvoll und didaktisch effektiv, ein Sprichwort in mehreren Texten / Textsorten zu präsentieren. Es ist besonders darauf zu achten, dass diese sprachlichen Einheiten typischerweise und nicht künstlich angehäuft in konstruierten Texten vorkommen, deswegen sind authentische Texte und authentische mündliche Situationen vorzuziehen, weil sie der sprachlichen Realität nahe stehen und die konkrete Verwendung dem Lerner am besten nachvollziehbar machen. Authentische Texte sind für die Lerner gleichzeitig interessanter, sie vermitteln auch ein Stück der fremden Kultur. Sie sind aus dem Leben gegriffen, und als solche werden sie auch als eine Herausforderung empfunden. Das macht sie attraktiver und erregt auch die notwendige Lernmotivation.

1.4. KONKRETES BEISPIEL

Eine wichtige und leicht zugängliche Quelle von authentischen Texten ist bei klassischen Printmedien sowohl für Unterrichtende als auch für Lerner das Internet. Im Folgenden werden zwei Textbeispiele angeführt, an denen die Vorteile einer kontextorientierten Semantisierungsarbeit gezeigt werden kann.

a) Ankündigung des Kulturprogramms / Webseite mit aktuellem kulturellem Angebot in Kiel (Kulturforum)

Stille Wasser sind tief? Stimmt! Das sagt jeder, der Anny Hartmann aus Berlin auf der Bühne sieht. Sie ist die Kabarettistin unter den Komikern, sozusagen das Überraschungsei der Comedy-Szene. Als Diplom-Volkswirtin, Komikerin und treue Bahnkundin bietet sie Bildung, Spaß und Umweltschutz. Anny Hartmanns Pointen kommen wie aus dem Nichts, sind sehr überraschend und bestehen durch Intelligenz und Sarkasmus.

(http://www.kiel.de/kultur/kulturforum/show_kulturforum.php?id=577, gesehen am 3.3.2008)

b) Steckbrief / Webseite zum Kennen lernen (Flirtportal)
So da ich jetzt was über mich erzählen muss, schreib ich mal was. :) Das wichtigste für mich ist meine Familie und meine Freunde. Meine Hobbys sind Freunde treffen, Musik hören, ins Kino gehn, lesen und vieles mehr. Meine Lieblingsbücher sind Herr der Ringe und die Bücher von Diana Gabladon. Ich schau mir am liebsten Horrorfilme an, obwohl ich ein ziemlicher Angsthase bin *g*.

Ich suche einfach Leute zum Kennen lernen. Mit denen man Spaß haben kann. Wir sollten auch nicht unbedingt die gleichen Interessen haben, denn so kann man immer etwas Neues erleben.
Ich bin der eher schüchterne und ruhende Pol, kann aber auch anders werden. Das Sprichwort **„Stille Wasser sind tief“** stimmt bei mir.

(http://www.duisboard.de/duisburg-forum/jgs_ffl_steckbrief.php, gesehen am 3. 3. 2008)

In beiden Textbelegen steht das Überraschende bei den vorgestellten Personen im Vordergrund. (a) Die scheinbar unauffällige Kabarettistin, „Diplom-Volkswirtin und treue Bahnkundin“ ist doch „das Überraschungsei der Comedy-Szene“ und bietet „überraschende Pointen, die durch Intelligenz und Sarkasmus bestehen“. Ebenso (b) das Freunde suchende Mädchen ist zwar „schüchtern und ruhig“, „kann aber auch anders werden“ und mit ihrem Verhalten überraschen.

Aus beiden Textbeispielen ist ersichtlich, dass sich das benutzte Sprichwort „Stille Wasser sind tief“ auf Menschen bezieht, die zwar zurückhaltend wirken können, trotzdem aber überraschende (Charakter)eigenschaften haben *(vgl. die Bedeutungsparaphrase in Duden 11, Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten, Drosdowski; Scholze-Stubenrecht, 1992, 783).*

Die Lernenden werden hier zur Sinnsuche aktiviert, damit sie kognitiv so aktiv sind, wie in normalen Verstehensprozessen. Sie sollen einen selbstständigen Versuch der Entschlüsselung unternehmen und die Bedeutung mit Hilfe von kontextgebundenen Informationen suchen. Damit wird im Sinne der Lernautonomie auch die wichtige Kommunikationsstrategie geübt. Die Entschlüsselungshypothese, die aufgebaut wird, kann zusätzlich mit dem Wörterbuch verglichen oder im Plenum gemeinsam mit dem Lehrer und anderen Mitschülern diskutiert werden.

Ein weiterer Vorteil einer solchen Semantisierungsarbeit ist die Möglichkeit, über die textuelle Einbettung des Sprichwortes zu reflektieren. Der feste Satzcharakter des Sprichwortes kommt hier besonders deutlich vor, einmal in Form einer rhetorischen Frage und zweites Mal sogar in Anführungszeichen mit einer expliziten Bezeichnung, dass es sich um ein Sprichwort handelt. Diese Informationen sind entscheidend auch für die metakommunikative Kompetenz, die beim produktiven Gebrauch von Parömien entwickelt werden muss.

2. FESTIGUNGSPHASE

Die Festigungsarbeit ist bei der Wortschatzvermittlung und speziell beim Aufbau der aktiven parömiologischen Kompetenz von besonderer Bedeutung. Unter der Festigung wird vor allem verstanden, dass der Schüler das Sprichwort erfolgreich mit allen Zusatzinformationen im Gedächtnis speichern muss, damit er in Zukunft darauf zurückgreifen und es im passenden Augenblick auch aktiv gebrauchen kann.

2.1. FESTIGUNG DER KENNTNIS DER FORMALEN STRUKTUR

Die Sprichwörter verfügen trotz großer Neigung zu Modifikationen über eine feste lexikalische Struktur. Der feste Komponentenbestand und die lexikalische Zusammensetzung, gegebenenfalls ihre möglichen lexikalischen Varianten, müssen berücksichtigt werden. Insbesondere sind Beschränkungen im Bereich der paradigmatischen und syntagmatischen Beziehungen zu beachten. Die einzelnen Komponenten können nicht beliebig etwa durch Synonyme substituiert oder eliminiert werden, ihre Reihenfolge ist oft auch festgegeben und der feste Satzcharakter ist zu respektieren.

Phraseme weisen im Vergleich mit den nicht-phraselogischen Wortverbindungen oft eine Reihe von Irregularitäten auch auf der morphologischen und syntaktischen Ebene auf. Das Streben nach Analogiebildung und nach Anwendung von synchronen grammatischen Regeln, die die Lerner bereits beherrschen, kann zum „Korrigieren" bzw. zur Nichtberücksichtigung der Anomalie und zur Verletzung der strukturellen Stabilität führen. Dieses Gebiet ist eine häufige Fehlerquelle im Fremdsprachenunterricht, insbesondere bei der produktiven Verwendung von phraseologischen Einheiten. Aus diesem Grund muss bei der Didaktisierung auch der formellen grammatischen Struktur besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Auf der anderen Seite ist die Vermittlung der grammatischen Form des Phrasems auch mit anderen didaktischen Zielen verbunden (z.B. Grammatikvermittlung), weil die Komponenten in phraseologischen Verbindungen ähnliche oder identische paradigmatische und syntagmatische Beziehungen wie außerhalb des Phrasems aufweisen.

Beispiele von Übungen für die Festigung der Kenntnis der formalen Struktur:

Ergänzen Sie bitte die fehlenden Buchstaben:
Traute_ Heim, Gl_ck allein_.
D_ _ eine_ Freud, d_ _ andere_ Leid.
Liebe geht durch d_ _ Magen.
Freunde erkennt man i_ d_ _ Not.

Ergänzen Sie bitte die fehlenden Wörter:
Gut _______________ will Weile haben.
Alter schützt vor_______________ nicht.
Die _______________ sind verschieden.
Gegensätze ____________sich ________.
Der Zweck heiligt _______ __________.

Ergänzen Sie bitte die fehlenden Buchstaben und Wörter:
Ausnahm_____ bestätig____ d_____ R___________.

Ehre, we____ Ehre ____________________.
Lüg______ h__________ kurze Beine.
_________________ tut selten gut.
Die dümmsten ________________ haben die ____________Kartoffeln.
Jedem Tierchen sein ________________________.
Ein ____________________ Kind ______________________ das Feuer.
_______________________ist der erste Schritt _____________ Besserung.

Sprichwörtersalat – Welche Sprichwörter können Sie finden?

ist Träume sich ist alle
fühlt jeder Rat er wie Zeit
Würze in liegt die heilt Kürze teuer
der Wunden so guter sind alt Schäume
die

Nennen Sie bitte die lexikalisierte Form der modifizierten Sprichwörter:
Der Klügere liest nach.
Wer denkt, gewinnt.
Was ich nicht weiß, macht mich heiß.
Überstund hat Gold im Mund.
Andere Länder, andere Leute.
Qualität währt am längsten.
Wer nicht hören will, muss sprechen.
Wer A sagt, muss nicht Z sagen.
Wo kein Weg ist, ist auch kein Wille.

Bilden Sie bitte Sprichwörter, indem Sie die richtigen Satzteile kombinieren:

Ohne Fleiß,	nicht weit vom Stamm.
Wo ein Wille ist,	Gold im Munde.
Übung macht	sind tief.
Der Apfel fällt	kein Preis.
Der Klügere	ist auch ein Weg.
Morgenstunde hat	gibt nach.
Stille Wasser	den Meister.

2.2.KENNTNIS DER BEDEUTUNG DER SPRICHWÖRTER FESTIGEN

Die Gesamtbedeutung der Sprichwörter setzt sich oft nicht aus den Teilbedeutungen der einzelnen Komponenten zusammen und sie weisen oft Idiomatizität auf. Außer-

dem gibt es auch im semantischen Bereich viele Unterschiede zwischen den einzelnen Sprachen, aus diesem Grund muss auch die Kenntnis der Bedeutung der Sprichwörter gefestigt werden.

Welche Sprichwörter sind gemeint?
Geld ist immer gut, die Herkunft ist egal.
Saures Essen fördert den Appetit und bringt gute Laune.
Durch Ausprobieren erfährt man am besten, ob etwas funktioniert oder nicht;
Es ist besser, etwas in der Praxis zu erproben, als es sich theoretisch abzuleiten
Jeder kann sich mal irren.
Wer sich verliebt hat, verliert den Blick für die Realität; Wer jemanden liebt, nimmt die Schwächen des geliebten Wesens nicht wahr
Liebe und gutes Essen gehören zusammen
Das, was man nicht mehr sieht, vergisst man.
Wer sich zu wenig bewegt, wird unbeweglich; Aufforderung, zur Tat zu schreiten.

Übersetzen Sie bitte ins Deutsche:
Kto sa smeje naposledy, ten sa smeje sa najlepšie.
Každý je si strojcom svojho šťastia.
Do tretice všetko dobré.
Príležitosť robí zlodeja.
Ponáhľaj sa pomaly.
Pes, ktorý šteká nehryzie.

Mit den Übersetzungsübungen wird gleichzeitig die Kenntnis der Bedeutung und der formalen Struktur gefestigt.

3. PRODUKTIVE VERWENDUNG DER SPRICHWÖRTER

Vor allem die fortgeschrittenen Lerner sollten nach der Semantisierung, Kontextualisierung und intensiven Festigungsphase auch zu eigener mündlichen oder schriftlichen Sprachproduktion animiert werden. In folgenden Ausführungen möchte ich mich auf diese produktive Verwendung von Sprichwörtern konzentrieren.

3.1. METAKOMMUNIKATIVE KOMPETENZ

Beim richtigen Gebrauch von Phraseologismen ist auch die schon bei der Kontextualisierungsarbeit erwähnte metakommunikative Umrahmung besonders wichtig. Dobrovoľskij und Ľubimova (1993) sprechen sogar von einer sog. „metakommunikativen Kompetenz“, deren Entwicklung auch bei den Nichtmuttersprachlern notwendig ist. Man erwartet von einem Nichtmuttersprachler, dass er, wenn er schon pragmatisch mar-

kierte Zeichen gebraucht, diese ganz besonders sorgfällig in den Diskurs einbettet (...), und dem Empfänger signalisiert, dass er sich des pragmatischen Potenzials und somit der perlokutiven Wirkung des von ihm gebrauchten Zeichens bewusst ist *(1993, 151).*

Dies gilt auch für die Einbettung der Parömien in den Text. Auch wenn man sie oft traditionell für in sich geschlossene Sätze hält, werden sie nur selten in einer Zitat-Form verwendet. Mit der Problematik der parömiologischen Konnektoren beschäftigt sich Ďurčo (2002), der detailliert auf „die Fragen der sprachlichen Mittel, die die einzelnen idiomatischen Äußerungen in deren Vor-, Zwischen- oder Nachfeld verknüpfen – die so genannten konnektorialen Elemente, d.h. die Elemente der kontextuellen Einbindung der Phraseme und Parömien in die reale Kommunikation" eingeht. Die „besonderen konnektorialen Regeln", die hier beschrieben werden, sind für die Phraseodidaktik von großer Bedeutung. Im Rahmen der Textarbeit müssen die Schüler auch über die metakommunikativen Mittel, die oft als festgeprägte und stabile Einheiten vorkommen, sensibilisiert werden, und sie müssen lernen, sie auch in der eigenen Textproduktion zu verwenden.

3.2. BEISPIELE FÜR DIE PRODUKTIVE VERWENDUNG D ER SPRICHWÖRTER

Als Beispiel für die schriftliche Verwendung der Sprichwörter werden kurze Geschichten präsentiert, die Teilnehmer des Jugendkurses (Fortgeschrittene, 13-14 Jahre alt) am Österreich Institut Bratislava geschrieben haben.

Schreibe eine Geschichte. Verwende bitte dabei auch ein gerade gelerntes Sprichwort

(a) Zinedine Zidane ist ein berühmter und erfolgreicher Sportler. Sicher musste er ein Talent haben, aber um so gut zu werden, musste er viel und hart trainieren. Vielleicht wollte er lieber Fußball spielen, als lernen und in der Schule sitzen. Heute ist er ein Idol vieler junger Fußballspieler, verdient viel Geld und seine Fußballtechnik ist unglaublich. Seine Fähigkeiten benutzte er in dem richtigen Moment – bei der Weltmeisterschaft in Frankreich. Seitdem ist er einer der besten Spieler der ganzen Welt.
Ja, wie man sagt – „Übung macht den Meister" und „Ohne Fleiß kein Preis".

(b) Gestern habe ich wieder mit meinen Freunden Computer über das Netz gespielt.
Ich habe in jedem Spiel gewonnen. Als sie staunten, dass ich so gut bin, haben sie mich gefragt, wie das möglich ist. Ich habe ihnen gesagt: „Ein bisschen Talent habe ich schon, aber ich spiele manchmal 5 Stunden pro Tag und durch die harte Arbeit kann ich jetzt so gut spielen. Ihr wisst doch: Übung macht den Meister. Und der Meister, der bin ich."

(c) Stille Wasser sind tief
Es war ein Land. In dem Land war eine Stadt. In der Stadt war eine Schule. In der Schule war ein Mädchen. Sie hieß Anette.

Anette war ein sehr ruhiges und unauffälliges Mädchen. Sie wurde von allen Mitschülern und Lehrern schikaniert. Dann waren aber alle überrascht, als sie den besten Test in Mathematik schrieb. Das war eine sehr große Überraschung!

(d) „Frau Sandra, Sie haben aber schöne Blumen!“ Und auch ihre Bäume. Sie haben aber Glück! Wie machen Sie das? Ich will auch so einen schönen Garten haben! „Das ist kein Glück! Das ist meine Arbeit. Sie müssen viel arbeiten!
Ohne Fleiß kein Preis!“

LITERATUR

Dobrovoľskij, Dmitrij / Ľubimova, Natalia (1993): *Wie man so schön sagt, kommt das gar nicht in die Tüte. Zur metakommunikativen Umrahmung von Idiomen, Deutsch als Fremdsprache 30,* S. 151–156.
Drosdowski, Günther / Scholze-Stubenrecht, Werner (1992): *DUDEN 11. Redewendungen und sprichwörtliche Redensarten. Idiomatisches Wörterbuch der deutschen Sprache.* Mannheim / Leipzig / Wien / Zürich.
Ďurčo, Peter (2002): *Parömiologische Konnektoren oder „Wie der Volksmund so schön sagt".* In: *Phraseologie in Raum und Zeit.* Hg. von E. Piirainen; I. T. Piirainen, Baltmannsweiler, S. 203–212
Ďurčo, Peter (2005): *Sprichwörter in der Gegenwartssprache.* Trnava.
Kühn, Peter (1992): *Phraseodidaktik. Entwicklungen, Probleme und Überlegungen für den Muttersprachenunterricht und den Unterricht DaF, Fremdsprachen lehren und lernen 21,* S. 169–189.
Kühnert, Helmut (1985): *Die Rolle des Bildverständnisses bei Phraseologismen im Fremdsprachenunterricht für Fortgeschrittene, Deutsch als Fremdsprache 22,* S. 223–227.
Šajánková, Monika (2007): *Gebrauch, Erwerb und Verständnis von Phraseologismen.* In: Ružena Kozmová (Hrsg.): *Sprache und Sprachen im mitteleuropäischen Raum. Vorträge der internationalen Linguistik-Tage, Trnava 2005,* Filozofická fakulta Univerzita sv. Cyrila a Metoda, Gesellschaft für Sprache und Sprachen (GeSuS), Trnava.

Zuzana Tuhárska

Fachsprachliches Verstehen und die Position der didaktischen Texte aus dem Bereich Biologie im Unterricht

0. VORWORT

Das Thema des vorliegenden Beitrags steht im Zusammenhang mit dem Thema meiner Dissertationsarbeit, deren Titel *Die Erforschung der semantischen Ebene der Fachsprache am Beispiel von Texten aus Biologie* lautet. Da die möglichen Zugangsweisen zur Erforschung der Texte auf dem Gebiet der Semantik recht verschiedenartig sind bzw. sein können, deckt diese Thematik einen verhältnismäßig großen Bereich ab. Das Ziel des Beitrags ist es, eine der Zugangsweisen zu präsentieren, und zwar die unter dem Blickwinkel der Informationsvermittlung, d.h. der Wahrnehmung des Textinhaltes. Als Korpus zur Demonstration dienen zwei Biologielehrbücher *(Biegl 2004, Biegl 2005),* die z. Z. im Unterricht an einigen österreichischen Gymnasien Verwendung finden.

1. DIDAKTISCHE TEXTE IM UNTERRICHT

Die Problemstellung behandelt didaktische Texte im Unterricht. Da im Zentrum der Aufmerksamkeit die Wahrnehmungsperspektive steht, folgte die Korpuswahl dem Kriterium der Wichtigkeit der Informationsvermittlung. Die eigentliche Aufgabe der Lehrbuchtexte ist die Vermittlung des Wissens. Sie sind deshalb m.E. für den angeführten Forschungszweck am besten geeignet.

Auf diesem Hintergrund ist es wichtig, die Position der didaktischen Texte im System der Textsorten zu klären. Der Terminus *didaktischer* Text ist von dem *des Fachtextes* zu unterscheiden. Auf jeden Fall kommt dem didaktischen Text eine spezielle Stellung zu.

> Sie [didaktische Texte] stellen einen Grenzbereich im Rahmen der Fachtexte dar. Das Wissensgebiet teilt ihnen den Rang des Fachlichen zu, und für ihre Konstitution sind wissenschaftliche Verfahren wie Argumentieren, Beweisen, Begründen, Definieren, Widerlegen, Erörtern usw. notwendig. Andererseits muss man aber bemerken, dass die Studenten oder Schüler keine kompetenten Fachleute sind, die imstande wären, Fachtexte (so wie sie im Rahmen der internen Kommunikation zwischen den Fachleuten verwendet werden) zu verstehen. Um den oben erwähnten Zweck (der Vermittlung von Kenntnissen) zu erreichen, ist es deshalb nötig, eine andere Textsorte einzusetzen, die sowohl das Kriterium der Verständlichkeit als auch Fachlichkeit erfüllt. Deshalb treten den Einteilungen, in denen man Textsorten zu systematisieren versucht, sowohl informationsermittelnde und -vermittelnde Textsorten des Bereichs Wissenschaft als auch wissenschaftspraktische didaktische Textsorten bei. *(Tuhárska, 2006: 113–114)*

2. WAHRNEHMUNG DES TEXTES

Im Standardfall lassen sich die Texte hinsichtlich ihrer Wahrnehmung unter zwei Sichtweisen betrachten. Es geht einerseits um die Perspektive des Autors, der den Text mit einer gewissen Absicht für eine Zielgruppe erstellt, und andererseits um den Adressaten, d.h. im Fall der didaktischen Texte um einen Schüler bzw. Studenten, der anhand des Textes neue Informationen, Kenntnisse gewinnen soll. Zur vollständigen Analyse des Textes aus der Wahrnehmungsperspektive sind beide Positionen wichtig. Im Falle der zweckgerichteten Analyse kommt aber die Stellung des Betrachters hinzu.

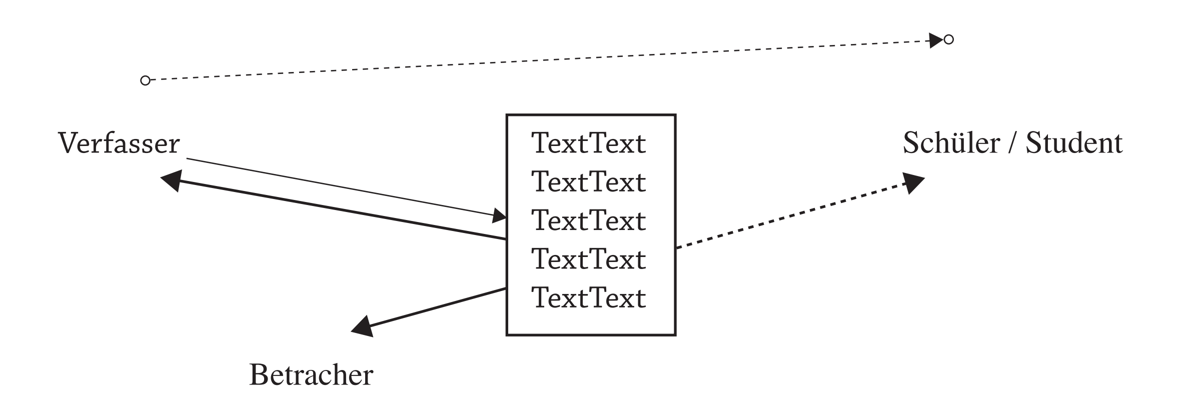


Abb. 1

Die schematische Darstellung (siehe Abb.1), die die möglichen Beziehungen zwischen den einzelnen Positionen skizziert, bildet die Vielfältigkeit der Problematik ab. Dabei ist es wichtig, die materielle und die mentale Ebene voneinander zu trennen. Die materielle Ebene ist mittels des Textes und seiner Struktur vertreten. Auf der einen Seite bildet sie das Ergebnis der mentalen Prozesse des Autors. Unter diesem Gesichtspunkt kann man den Text als Produkt der geistigen Tätigkeit des Schreibenden ansehen. Bevor der Autor den fertigen Text zusammenstellt, muss er sich selber darüber klar werden, welche Informationen er dem Lesenden vermitteln wird; dabei muss er auch in Betracht ziehen, wer der Lesende sein wird. Die Art und Weise des Materialisierungsprozesses, d.h. die Auswahl der sprachlichen Mittel, hängt von der Zielgruppe ab. Anders gesagt: die sprachliche Ausgestaltung eines Textes zu demselben Thema für einen Fachkollegen unterscheidet sich wesentlich von derjenigen für einen Schüler.

Andererseits stellt der Text den Ausgangspunkt für die Vermittlung der Kenntnisse eines Schülers oder Studenten dar. Dem Schüler dient der Text als Basis für seine eigenen mentalen Prozesse bei der Verarbeitung der im Text angebotenen Informationen. Diese Tätigkeit kann man auch als Versuch seitens des Schülers bzw. Studenten bezeichnen, die Absicht des Autors hinsichtlich der Informationsvermittlung zu rekonstruieren. Anders gesagt: der Lesende versucht anhand des Textes, seiner Struktur, zu entdecken, welchen inhaltlichen Gehalt der Schreibende dem Leser weiterzugeben beabsichtigt. Die Position des Betrachters ist spezifisch in der Hinsicht, dass er sich als ein Außenstehender präsentiert, der sich weder am Prozess der Textgestaltung noch des Textverständnisses direkt beteiligt, obwohl für ihn beide Sichtweisen von Bedeutung sind, aber auf eine mittelbare, indirekte Weise. Dem Analysierenden steht als Ausgangspunkt der Text, d.h. die materielle Ebene, zur Verfügung. In der ersten Phase muss er weder den Autor noch die Lesenden kennen. Anhand des Textes versucht er, diesen mit eigener Absicht zu analysieren, mit der Zielsetzung, sich in die Perspektive des Autors und in die Perspektive des Schülers oder des Studenten hineinzuversetzen.

In der eingangs erwähnten Arbeit die Position des Verfassers im Mittelpunkt, die seitens des Betrachters (der den Text analysiert) aufgedeckt wird. Das Ziel der Dissertationsarbeit ist es, den Text zu analysieren und zu interpretieren, worauf die einzelnen im Text vorkommenden Erscheinungen hindeuten. Es geht also um die Betrachtung eines Textes, den ein Autor verfasst hat. Er hat seine Gedanken versprachlicht, deshalb ist der Text in schriftlicher Form die Abbildung dessen, was der Urheber des Textes vermitteln will. Der Text stellt bei der Kommunikation das Verbindungsglied zwischen dem Autor und dem Rezipienten dar.

3. MÖGLICHE ZUGANGSWEISEN BEI DER BETRACHTUNG DER PROBLEMATIK

Bei der Textanalyse mit dem Ziel, die Prozesse der Textgestaltung und -wahrnehmung zugänglich zu machen, bieten sich mehrere Möglichkeiten an. Sie hängen mit den

Zugangsweisen zum Phänomen Text zusammen, die im Rahmen der Sprachwissenschaft im Laufe der Zeit entstanden sind. Das eigentliche Interesse für die Bedeutung und ihre Ermittlung in der Sprachwissenschaft kann man mit der sog. linguistischen Wende in den 60er Jahren in Verbindung bringen. Bis zu dieser Zeit hat die Bedeutung als eine der Textkomponenten wegen der herrschenden antimentalistischen und behavioristischen Strömungen fast keine Rolle gespielt. Seit der linguistischen Wende hat sich aber die Situation verändert, und es wurden mehrere Ansätze entwickelt, die sich mit der Erfassung der Bedeutung in den Texten beschäftigen. Die Entstehung einzelner Konzepte hängt mit der Konstituierung der selbstständigen sprachwissenschaftlichen Disziplin, der Textlinguistik, zusammen, die den Text und u.a. auch seine Bedeutung als ein Ganzes zum Gegenstand hat. Zu nennen sind vor allem *das Konzept der thematischen Progression und das Konzept der Makrostruktur*, das *Isotopie-Konzept* sowie das *Konzept der semantischen Felder* und das sog. *frames and scripts-Konzept*. Rückblickend lässt sich feststellen, dass in der geschichtlichen Entwicklung der aufeinander folgenden Konzepte eine Verschiebung des Schwerpunktes von den materiellen Zusammenhängen zu den mentalen Prozessen stattgefunden hat.

4. PRAGMATISCH ORIENTIERTE ANSÄTZE

Bei der oben erwähnten Arbeit steht die Zugangsweise im Vordergrund, die zu den pragmatisch orientierten Ansätzen zählt. Die Pragmatik als Teilgebiet der Linguistik spielt in der gegenwärtigen Sprachwissenschaft eine wichtige Rolle.

> Die Pragmatik befasst sich allgemein mit der Tatsache, dass Sätze von Personen mit Überzeugungen, Wünschen und Absichten in konkreten Situationen geäußert werden, an andere Personen mit Überzeugungen, Wünschen und Absichten gerichtet sind und in Zusammenhang stehen mit bereits erfolgten und sich anschließenden Äußerungen. Genauer gehören zur Pragmatik die Aspekte der Interpretation von sprachlichen Äußerungen, die vom Kontext der Äußerungen abhängen; die (kommunikativen) Funktionen, die sprachliche Äußerungen haben, sowie strukturelle Aspekte von Texten und Gesprächen. *(Meibauer 2002: 208)*

Die Wichtigkeit des pragmatischen Ansatzes ist mit Aspekten verbunden wie Handlungsorientiertheit, Situationsverbundenheit und Kommunikativität, die die Realitätsnähe abbilden. Die sprachlichen Äußerungen werden hier als Projektion der Fähigkeit betrachtet, eigene Meinungen, Wünsche oder Absichten zum Ausdruck zu bringen. Die Sprache wird als ein Mittel angesehen, das zur Selbstäußerung und Vermittlung der Information in der jeweiligen Situation dient. Für den Unterricht bedeutet dies, dass es um sprachliche Äußerungen geht, die zum Zweck der Informationsvermittlung gestaltet wurden, und zwar auf die Art und Weise, dass sie einer Zielgruppe, d.h. den Schülern,

Studenten, bei denen man ein bestimmtes Kenntnisniveau voraussetzt, zugänglich sind. Der Aspekt der Schriftlichkeit, der bei der Betrachtung der Lehrbuchtexte im Vordergrund steht, und der Aspekt der Vermittlung eines Informationskomplexes als ganzes im Zusammenhang mit dem vorgegebenen Kontext, verschieben die Problematik in den Bereich der Pragmasyntax.

> In der Tradition einer Cognitive Typology, so wie sie sich z.B. im funktionalen Modell einer 'Grammatik von Szenen und Szenarien' artikuliert, wird unter Pragmasyntax derjenige Bereich sprachlichen Wissens verstanden, der (unter anderem) Umfang und Art der 'sprachlichen Linealisierung' von Gestalterfahrungen steuert. *(Schulze, 2003)*

Der Gedanke von Verknüpfung der sprachlichen Äußerung in der linearisierten Form mit dem Wahrgenommenen, mit den übrigen Informationen in anderer, nicht versprachlichter Form, ist meiner Ansicht nach zur Untersuchung der didaktischen Texte gut geeignet. Auch hier, bei der Vermittlung der Information geht es um eine Art der Umgestaltung des zu vermittelnden Bereiches. Der Autor schreibt den Text, d.h. er bringt seine Vorstellungen zu Papier. Er muss einen bestimmten inhaltlichen Gehalt, den er wiedergeben will, versprachlichen, in die linearisierte Form umgestalten. Bei der Wahrnehmung des Textes durch den Rezipienten, beim Lesen, dient dann die linearisierte Form als Ausgangspunkt für die rückläufige Rekonstruktion des inhaltlichen Gehalts. Daraus ergibt sich letztlich die parallele Existenz zweier Ebenen, der inhaltlichen und der formalen. Der inhaltlichen Ebene entspricht der Gedanke, d.h. die Information, die man vermitteln will. Die formale Ebene ist durch den Text als eine Summe von Äußerungen realisiert. Die textuelle, versprachlichte Form richtet sich grundsätzlich nach den syntaktischen Regeln, d.h. bei der Äußerung der Gedanken ist der Produzent immer – bewusst und unbewusst – auf die Konventionen angewiesen, denen der Aufbau der Äußerungen in der jeweiligen Sprache unterliegt.

5. ANALYSE DES KORPUS

Die eigentliche Analyse beruht auf der Auswahl und Betrachtung der Komponenten der formalen Ebene, deren Aussagewert für die Rückprojektion der inhaltlichen Ebene von Bedeutung ist. Anders gesagt: anhand der sprachlichen Mittel (formale Ebene) versucht man den inhaltlichen Gehalt und seine Zugänglichkeit zu rekonstruieren. Für die Validität der sich aus der Analyse ergebenden Schlüsse ist die Bestimmung der zu betrachtenden Parameter von grundsätzlicher Bedeutung.

Das Ziel der Dissertationsarbeit ist die Entschlüsselung des Zusammenhanges der formalen und der nichtmateriellen Struktur des Textes, d.h. die Antwort auf die Frage, auf welche Art und Weise der Autor den Text gestaltet hat, um einen gewissen Informationskomplex zu vermitteln. Dieses Ziel soll durch die Interpretation der bei der Analyse gewonnenen Daten erreicht werden.

Von den konkreten Analyseschritten sind folgende zu erwähnen:

– die Frequenzanalyse, die den Informativitätsgrad des Textes betrifft
– die Referenz-Relation-Analyse, die über die Dynamik des Textes aussagt
– die Feststellung des Anteils der passivischen Konstruktionen, die die Perspektivisierung des dargestellten inhaltlichen Gehalts zum Ausdruck bringt
– die Bestimmung der deiktischen Elemente, die durch den Prozess des Verweisens die inneren Zusammenhänge im Text abbilden
– die Analyse zur Anwendung d es definiten bzw. indefiniten Artikels, die u.a. Informationen zur Erstanführung und Verweisung anbieten können und dadurch die Strukturzusammenhänge im Text abbilden und die Fähigkeit der Rückableitung der Informationsquelle in Anspruch nehmen
– die Analyse des Valenzverhaltens vermittelt die Informationen zur Diskrepanz zwischen den expliziten und impliziten Angaben und lässt sich mittels zweier Zählebenen, der textuellen und der rekonstruierten, überprüfen

6. AUSBLICK

Die Angaben, die sich aus der Korpusanalyse ergeben werden, werden die Informationen zur Strukturierung didaktischer Texte im Zusammenhang mit der Textverarbeitung anbieten. Didaktische Texte wurden zuvor noch nicht unter diesem pragmalinguistischen Aspekt bearbeitet, deshalb würden die Analyse dieser Texte der Sprachwissenschaft neue Erkenntnisse bringen. Diese könnten dann einen Ausgangspunkt für die weitere Erforschung didaktischer Texte aus dem Blick des Rezipienten (des Schülers bzw. des Studenten) bilden. Die Schlüsse, die sich aus dem Vergleich beider Perspektiven ziehen lassen, können dann bei der Gestaltung didaktischer Texte Anwendung finden.

LITERATUR

Biegl, Christine-Eva (2004): *Begegnungen mit der Natur 5 neu.* Wien: öbv et htp Verlags-gmbH & Co. KG.
Biegl, Christine-Eva (2005): *Begegnungen mit der Natur 6 neu.* Wien: öbv et htp Verlags-gmbH & Co. KG.
Maibauer, Jörg (2002): *Einführung in die germanistische Linguistik.* Stuttgart, Weimer: Verlag J.B. Metzler.
Schulze, Wolfgang (2003): *Pragmasyntax, Linguistisches Kolloquium am 21.* Mai 2003.
Tuhárska, Zuzana (2006): *Thematische Progression im Fachtexten.* In: *Germanistické štúdie.* Univerzita Mateja Bela, Fakulta humanitných vied, Banská Bystrica.

Artur Tworek

Zu einigen Phänomenen im Bereich der deutschen Aussprache in polykonfrontativer (slowakisch-tschechisch-polnischer) Hinsicht

Dem Beitrag seien die folgenden Vorbemerkungen methodologischer Art vorangestellt. Sprachwissenschaftliche monolinguale Analysen (also Analysen, die sich mit nur einer Sprache beschäftigen) können bekanntlich aus verschiedenen Perspektiven durchgeführt werden. Als ebenso bekannt muss die Idee gelten, in eine monolinguale Analyse bestimmte Daten (mit unterschiedlicher quantitativer Intensität) aus anderen Sprachen zu involvieren und die Analyse quasi zu öffnen, statt sie innerhalb einer Sprache einzuschränken. Ziel eines solchen Verfahrens ist es, der Einseitigkeit der Analyse zu entgehen und ihre Ausgewogenheit damit zu gewährleisten. Diese Ziele werden erreicht, indem die für die eingeschränkte monolinguale Untersuchung charakteristischen arbiträren Entscheidungen (z.B. in der Auswahl der zu analysierenden Einheiten) in Folge eines multilingualen Vergleichs relativiert und damit effektiver und glaubwürdiger gemacht werden. Wer sich für das vergleichende Verfahren entscheidet, muss jedoch eine weitere Frage methodologischer Natur beantworten: Konstruiert er seine Untersuchungen kontrastiv oder konfrontativ? In den linguistischen Lexika, Enzyklopädien werden die beiden Be-

griffe zumeist als synonym erachtet; in einigen Veröffentlichungen sind sie beliebig austauschbar. Selbst Ulrich Engel, der über die Geschichte der Idee, eine deutsch-polnische (eben) kontrastive Grammatik zu schreiben, in einem Beitrag sehr persönlich berichtet hat, lässt das Problem auf eine unkomplizierte und eigenartige Weise lösen, indem er in Bezug auf Jan Czochralski (den 2004 verstorbenen großen polnische Germanisten) Folgendes formuliert: „Damals wurde er mir als wichtigster Vertreter der kontrastiven oder, wie man in den sozialistischen Ländern sagte, der konfrontativen Linguistik vorgestellt" *(Engel 2006: 32)*. Diese terminologische Unklarheit hat die Sprachwissenschaft Jahrzehnte lang geprägt. Um diese Unklarheit zu vermeiden, müssten die Bedeutungen der Begriffe „Kontrast" und „Konfrontation" so wie sie in den nicht linguistisch orientierten Werken definiert werden, akzeptiert werden. Daraus resultiert die Tatsache, dass das Kontrastive sich nur auf Unterschiede und das Konfrontative sowohl auf Unterschiede als auch auf Gemeinsamkeiten beziehen sollten und dass das Konfrontative das Kontrastive umfasst. Damit ist der jeweilige systematische Vergleich von zwei Elementen in allen ihren gegenseitigen Relationen immer eine Konfrontation. So ist auch das monumentale Werk von Ulrich Engel und seinem Team unter dem Titel „Deutsch-polnische kontrastive Grammatik" aus dem Jahre 1999 nicht nur eine Auflistung vorhandener Kontraste, sondern ein systematischer Vergleich einzelner Strukturen des Deutschen und des Polnischen, und damit im Prinzip eine konfrontative Grammatik. Der Grund hierfür liegt nicht darin, dass es in Deutschland und in einem nicht mehr sozialistischen Polen verfasst worden ist, da das Problem selbst nichts mit wirtschaftlichen oder gesellschaftlich-politischen Systemen zu tun hat. Die deutsche Sprache ist einem englischsprachigen Formulierungsmuster verhaftet, in dem die Entsprechung von „konfrontativ" gar nicht verwendet wird, und alle Arbeiten, ihrer Methodologie ungeachtet, „contrastive" genannt werden (obwohl der englische Terminus „cross-linguistic" lautet). Ein gutes Beispiel für diese terminologische Ungenauigkeit bildet das Werk von František Štícha (2003) „Česko-německá srovnávací gramatika", dessen Titel ins Englische als „Contrastive grammar of Czech and German" übersetzt wurde. Ich plädiere somit dafür, die Phänomene, die im Folgenden aufgezeigt werden, als polykonfrontativ zu bezeichnen, weil sie die bloße Kontrastierung überschreiten und die „poly"-Präfigierung dem quantitativen Aspekt – auch mehr als zwei Sprachen zu berücksichtigen – gerecht werden sollte. Die letzte methodologische Vorbemerkung betrifft die Differenzierung der polykonfrontativen von der komparativen Vorgehensweise. Die komparative Methode setzt nämlich eine gewisse Grundlage des zu realisierenden Vergleichs voraus, das so genannte „Tertium Comparationis", also etwas, das von den Strukturen konkreter Sprachen zuerst extrahiert werden muss, um dann seiner Form, Funktion, seinem Wesen nach in diesen Sprachen analysiert zu werden. Eine direkte Folge dieser Vorgehensweise ist es, dass die zu vergleichenden Sprachen nicht hierarchisiert werden dürfen. Es werden vielmehr einzelne sprachliche Phänomene quasi übersprachlich untersucht und nicht die Sprachen. Um somit eine monolinguale Sprachbeschrei-

bung (ob in Bezug auf alle oder nur auf einige in dieser Sprache präsente Erscheinungen) um Daten aus dem Vergleich mit anderen Sprachen bereichern zu dürfen, muss nach der polykonfrontativen Methode gegriffen werden, die der zu beschreibenden Sprache den Status einer Ausgangssprache verleiht und die für die Vergleiche zu Hilfe genommenen Sprachen entsprechend als Bezugssprache(n), Zielsprache(n), Übergangssprache(n) usw. interpretieren und (sub)hierarchisieren lässt *(vgl. u.a. Tworek 2004)*.

So ist in den weiteren Überlegungen Deutsch eine Ausgangsprache. Slowakisch, Tschechisch und Polnisch werden dagegen als Bezugssprachen betrachtet, um die einzelnen ausgewählten Phänomene aus dem Bereich der deutschen Aussprache (zum Teil gilt dies auch in umgekehrter Richtung) zutreffender zu beschreiben, sie zu relativieren. Unter Aussprachephänomenen verstehe ich Erscheinungen, die im Bereich der Phonetik (und nicht der Phonologie) zu platzieren sind, die also in den Manifestationsbereichen der Phonetik als physikalische Größen zu erkennen sind: in den Artikulationsprozessen, in der akustischen Struktur der in Folge dieser artikulatorischen Prozesse entstandener Klänge, und in der auditiven Wahrnehmung dieser Klänge. Diese Erscheinungen, die aus mehreren Einzelelementen (aus einzelnen Merkmalen) bestehen, sind als Ganzes zu interpretieren. Einige dieser Einzelmerkmale verfügen über eine aus ihrer physischen Konstitution resultierende effektivere Durchsetzungskraft und werden damit entsprechend hierarchisiert. Sie dürfen wegen ihrer angeblichen Unnützlichkeit für die Zusammenstellung eines potentiellen, im Grunde genommen abstrakten, Systems jedoch nicht völlig ignoriert werden. Eine solche für die unterschiedlichen phonologischen Theorien übliche methodologische Vorgehensweise basiert auf der Voraussetzung, so wenig Einzelmerkmale zu berücksichtigen wie möglich: je weniger Elemente in das System einbezogen werden, desto eleganter das System. Die Bewertung der Einzelelemente verläuft dabei arbiträr, und das auf diese Weise zusammengestellte System entspricht oft bei weitem nicht mehr der objektiven physikalischen Seite phonetischer Erscheinungen.

Ich möchte hier nur exemplarisch auf 3 Probleme eingehen, die Vorteile polykonfrontativer Analysen hoffentlich gut illustrieren werden.

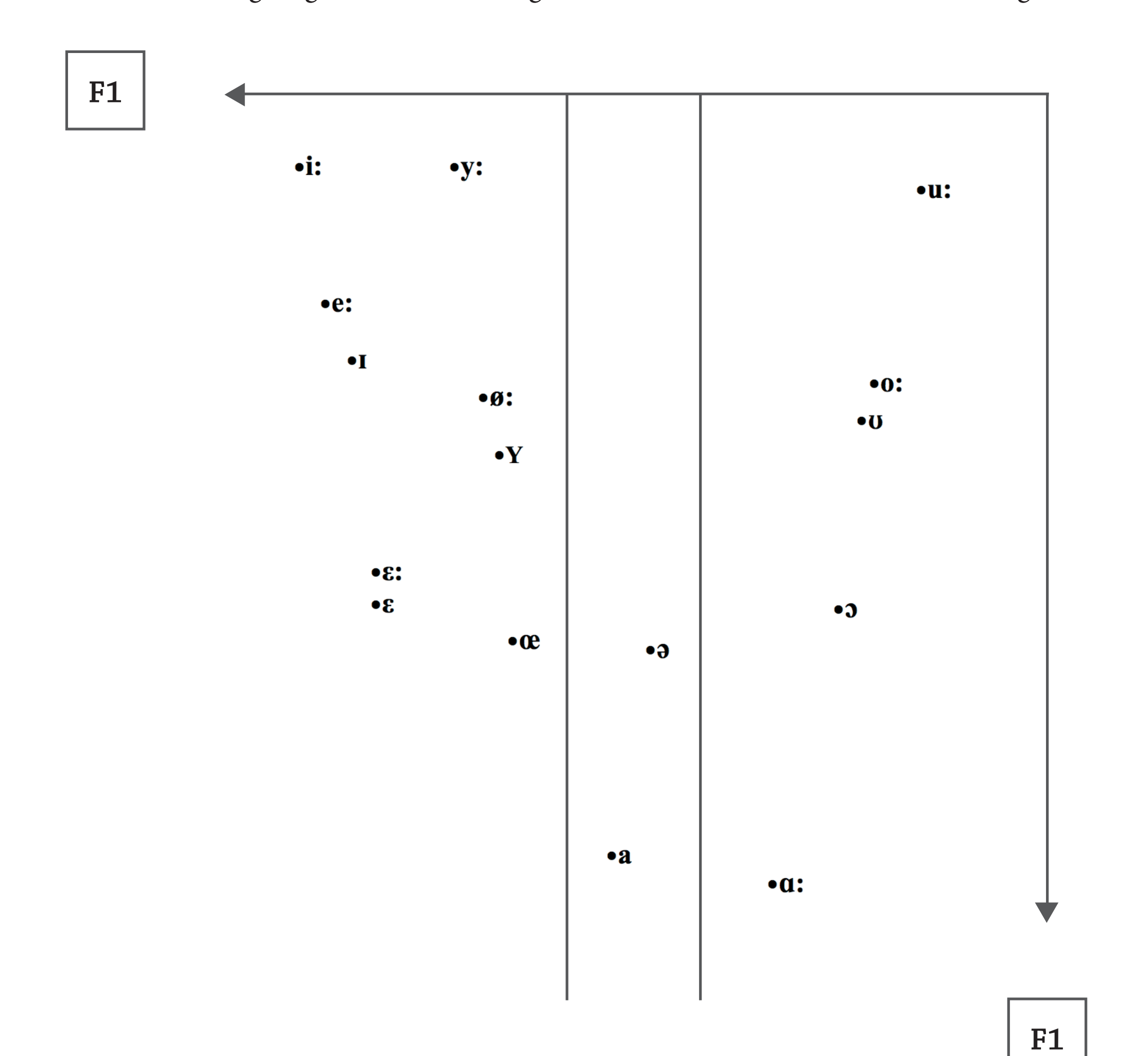
A. Die gegenseitigen Relationen vokalischer Qualität und Quantität
B. Die Problematik der Diphthonge
C. Die Artikulation des [l]-Konsonanten

(A) In den meisten phonologischen Theorien hinsichtlich der Relationen zwischen vokalischen Qualitäts- und Quantitätsmerkmalen wird behauptet, dass nur die Qualität (also die stärkere Spannung der Muskeln der an den jeweiligen Artikulationsprozessen teilnehmenden Sprechorgane) als distinktives, phonologisch relevantes Merkmal gilt, das zur Differenzierung deutscher Vokale führt. Die quantitativen Merkmale eines Vokals (also die Länge des jeweiligen Artikulationsprozesses) können nur zusätzliche allopho-

nische Subeinteilung ermöglichen. Für die beiden deutschen /a/-Vokale heißt das, dass sie sich voneinander ihrer Qualität nach nicht unterscheiden. Sie sind beide ungespannt. Aus phonologischer Sicht trägt den distinktiven Unterschied das binär interpretierbare Merkmal „Dorsalität". Die artikulatorische Aufwölbung des mittleren Teils des Zungenrückens bei [a] und des hinteren bei [ɑ] ergibt die Merkmale mediodorsal für [a] und postdorsal für [ɑ]. Man muss jedoch die Frage stellen, ob die abstrakte binäre Opposition in physikalischen Merkmalen eines realen Kommunikationsaktes effektiv genug für die auditive Wahrnehmung der beiden Vokale manifestiert wird.

Abbildung:

Die Abbildung zeigt eine Einordnung der deutschen Vokale innerhalb einer gewis-



sen Vokalfigur, die nach den konkreten akustischen Messungen – der sog. Formanten (F1 und F2, der gerade die entsprechenden Bewegungen der Zungenrückenteile sehr genau veranschaulicht) im akustischen Spektrum eines Schalls – zusammengestellt wurde *(vgl. Rausch 1972, Narahara et al. 1977, Bohn et al. 1992)*. Die meisten Handbücher der Phonologie und auch der Phonetik verwenden in ihren Abbildungen der Vokalfiguren leider keine akustischen Daten und konstruieren diese Figuren eher intuitiv und damit auch falsch. Die zwei vertikalen Linien teilen die Figur in drei Bereiche, das linke Feld sind die prädorsalen Vokale, das rechte die postdorsalen und dazwischen das schmale Feld der mediodorsalen Vokale. Es ist deutlich zu sehen, dass die beiden /a/-Vokale zwar tatsächlich in anderen Feldern zu finden sind, sie liegen aber sehr nah aneinander, fast an den Grenzlinien, was an der realen physikalischen Differenzierung der beiden /a/-Vokale voneinander anhand dieses Merkmals zweifeln lässt, zumal die durch die F1 markierte Höhe der Aufwölbung jeweiliger Dorsumteile bei den beiden /a/ sehr gering ist. Sie sind die tiefsten von allen Vokalen. Die stark reduzierte Höhe schafft keinen Raum für die effektive Manifestation jeweiliger Dorsalität. Es ist also doch anzunehmen, dass das einzige Merkmal, das in einem realen, physikalisch fundierten Kommunikationsakt die beiden /a/-Vokale tatsächlich voneinander differenzieren lässt, nur die in den meisten phonologischen Theorien ignorierte Quantität ist. Das mediodorsale [a] ist kurz und das postdorsale [ɑː] lang *(vgl. Tworek 2007b)*. Eine Bestätigung dieser These findet man im slowakischen und tschechischen Vokalsystem. In den beiden Sprachen wird angenommen, dass die Qualität kein distinktives Merkmal ist, da alle Vokale des Tschechischen und des Slowakischen quasi pauschal als ungespannt betrachtet werden. In der phonetischen Fachliteratur *(vgl. z.B. Dvončová/ Jenča/ Kráľ 1969: 61)* notiert man auch eine mäßige Verschiebung der Zungenrückenaufwölbung beim längeren [a:] etwas nach hinten, es wird aber zugleich bemerkt, dass sie nicht als Differenz betrachtet werden darf. Alle /a/ sind somit mediodorsal. Das einzige, was die /a/-Vokale in den beiden Sprachen unterscheidet, ist also ihre Länge.

Eine umgekehrte Situation kann bei der Beschreibung der /i/-Vokale beobachtet werden. Wie bereits angedeutet, ignoriert man sowohl im Slowakischen und Tschechischen als auch im Polnischen das Merkmal der Qualität. Grund dafür ist die Tatsache, dass die artikulatorische Spannung die Vokale in diesen drei westslawischen Sprachen voneinander nicht differenziert, sie ist somit nicht distinktiv. In der Phonologie wird dann quasi stillschweigend angenommen, dass die slowakischen, tschechischen und polnischen Vokale ungespannt sind. Daraus ergibt sich, dass das deutsche lange und gespannte [i:] in keiner der drei slawischen Sprachen einen äquivalenten Vokal hat, und das deutsche kurze und ungespannte [I] dafür im Slowakischen, Tschechischen und Polnischen ebenfalls präsent ist. Das hat unter anderem bestimmte Folgen für den Bereich „Deutsch als Fremdsprache“. Wenn aber das physikalische Phänomen, während eines artikulatorischen Prozesses zusätzlich stärker die Muskeln der Sprechorgane zu span-

nen, richtig interpretiert wird – d.h. als Erscheinung, die quasi automatisch eingesetzt wird, wenn der Artikulationsprozess vom Sprecher mehr Aufwand an Kraft, an Energie verlangt – dann muss damit gerechnet werden, dass die Spannung immer bei solchen Bewegungen der Sprechorgane (konkret gesagt: des Zungenrückens und der Lippen) vorkommen wird, die ihre maximale Ausführung realisieren. Der größte Teil des Zungerückens – Prädorsum – wird gerade bei /i/ am höchsten aufgewölbt. Bei keinem anderen Vokal wird in dieser Hinsicht so intensiv sprechmotorisch gearbeitet. Ähnliches gilt für die extrem gespreizten Lippen. Das ist sogar im Polnischen der ausreichende Grund für die zusätzliche Spannung bei kurzen [i]. Noch klarer ist die Situation im Slowakischen und Tschechischen, wo das [i] verlängert wird, was die Artikulation weiter erschwert. Der Vergleich der /i/-Vokale in den vier genannten Sprachen, wenn sie nicht nach ihren phonologischen Funktionen innerhalb der einzelnen Sprachen, sondern nach der objektiven physikalischen Artikulationsstruktur analysiert werden, zeigt etwas anderes, was sich wiederum anders auf die Didaktik des Deutschen als Fremdsprache auswirken sollte: das lange gespannte [iː] gibt es sowohl im Deutschen als auch im Slowakischen und Tschechischen, das kurze ungespannte [ɪ] gibt es ebenfalls sowohl im Deutschen als auch im Slowakischen und Tschechischen; das im Polnischen präsente kurze gespannte [i] gibt es dagegen im Deutschen gar nicht.

(B) Wenn zwei oder mehrere Sprachen in Bezug auf den phonologisch-phonetischen Bereich konfrontiert bzw. polykonfrontiert werden, wird gewöhnlich konstatiert, dass die Sprachlautinventare der untersuchten Sprachen natürlich nicht identisch sind. Trotzdem müssen in jeder Sprache (besonders wenn es um die genetisch verwandten Sprachen geht, die häufiger miteinander in Kontakt kommen, wie dies bei Deutsch und den westslawischen Sprachen der Fall ist) dieselben kommunikativen Ziele mit der lautlichen Manifestation einer solchen Sprache erreicht werden. Diese Ziele werden also mit verschiedenen Sprachlauten erreicht, die funktionell dieselbe Aufgabe haben. Diese Sprachlaute sind dann oft unterschiedlich, womöglich bestehen sie aber zu einem bestimmten Teil doch aus identischen bzw. funktionell verwandten Merkmalkomplexen. Die Verschiedenheit der demselben kommunikativen Zweck dienenden Sprachlaute lässt sich mit dem Begriff funktioneller Alternationen zusammenfassen *(vgl. Tworek 2007a)*. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die deutsche Sprache über Diphthonge verfügt. Phonetisch gesehen sind Diphthonge Doppellaute, die aus zwei vokalischen Elementen bestehen: Anfangsphase und Endphase. Die beiden Phasen gehören zu **einer** Lautform, wobei die punktuell gefasste Stellung der Sprechorgane in den beiden Phasen unterschiedlich ist. Zum zentralen, quasi-distinktiven Merkmal einer diphthongischen Verbindung zweier Vokalelemente wird dagegen die dynamische Übergangsphase, in der die am Artikulationsprozess teilnehmenden Sprechorgane ihre Stellung von der für die Anfangsphase üblichen in die für die Endphase übliche übertragen. In der Übergangsphase kommt es somit zur Gleitbewegung der artikulierenden Sprechorgane, die das funktionelle Ziel eines Diphthongs

– feste Veränderung der vokalischen Qualität innerhalb einer lautlich manifestierbaren Systemeinheit (dazu gehören die diphthongartigen /r/-Vokalisierungen somit nicht) – ermöglichen *(vgl. u. a. Kohler 1977, Tworek 2007a)*.

Über keine den deutschen [a͜e], [a͜o], [ɔ͜ø] entsprechenden Diphthonge verfügen dagegen die Vokalsysteme des Slowakischen (die bei Kráľ 2005: 43–44 angedeuteten „dvojhlásky" betreffen vokalische Verbindungen mit unsilbischen [ĭ] bzw. [ŭ] in der Anfangsphase), Tschechischen und Polnischen (asynchronische Aussprachevarianten der Nasalvokale sind nur als diphthongartig zu betrachten). Da die vier Sprachen genetisch verwandt genug sind, um z.B. gemeinsame lexikalische Internationalismen mit diphthongischer Aussprache im Deutschen (z.B. *Auto, Mai* u. ä.) zu haben, ist in analogen westslawischen Lexemen eine funktionelle Entsprechung / Alternation zu erwarten. Dazu eignen sich nämlich die sog. Gleitlaute (auch als Glides, Halbvokale oder Approximanten bezeichnet): [j] und [w]. Die Gleitlaute werden aus artikulatorischer Sicht als eine Übergangsphase zwischen Vokalen und Engelauten betrachtet. Einerseits ist der Annäherungsgrad der an der Artikulation des [j] und des [w] teilnehmenden Sprechorgane deutlich größer als bei den Vokalen, was eine kürzere abrupte Aussprache generiert und den Gleitlauten einen quasi-frikativen Charakter verleiht. Andererseits nähert sich das jeweilige Artikulationsorgan – im Gegensatz zu den Engelauten – der entsprechenden Artikulationsstelle nicht eng genug, um Reibegeräusche zu erzeugen. Der Phonationsstrom kann somit durch so gebildete Enge zentral entweichen, ohne an den Flächen des Artikulationsorganes und der Artikulationsstelle wesentlich zu reiben. Die Gleitlaute sind im Deutschen systemintern nicht vorhanden (dazu u.a. Moulton 1962), es gibt in dieser Sprache jedoch ein [j]. Der deutsche [j]-Laut kommt aber nur in einer distributiven Wortposition vor: im prävokalischen Anlaut (z.B. *jagen*). In dieser Position werden [j]-Konsonanten wegen artikulatorischer Leichtigkeit sowohl im Deutschen als auch in den drei slawischen Sprachen (z.B. slow. *jazero*, tsch. *jezero*, poln. *jezioro*) mit einer engen Hindernisbildung (zwischen dem Artikulationsorgan und der Artikulationsstelle entsteht eine regelrechte Enge) artikuliert, die ein intensives Rauschen generiert und die anlautenden [j]-Laute infolgedessen als Engelaute klassifizieren lässt *(vgl. Tworek 2007a)*. Die meisten [j]-Laute in den hier analysierten slawischen Sprachen (die Unterschiede innerhalb des Slowakischen, Tschechischen und Polnischen sind für diese Überlegungen de facto bedeutungslos) kommen in inlautenden postkonsonantischen (z.B. slow. *mierka*, tsch. *měrka*, poln. *miarka*) oder intervokalischen Stellungen (z.B. slow. *dejiny*, tsch. *dějiny*, poln. *dzieje*) sowie in auslautenden Wortpositionen (z.B. slow. *môj*, tsch. *můj*, poln. *mój*) vor und werden eher eindeutig (fraglich sind nur die intervokalischen Positionen) als Gleitlaute interpretiert, obwohl terminologisch sowie in den Transkriptionssystemen häufiger die Bezeichnung „unsilbische Vokale" und die entsprechenden Zeichen ([ĭ] bzw. [ŭ]) verwendet werden. Eine indirekte Bestätigung dieser Übereinstimmung finden wir bei Kráľ (2005: 43), der behauptet: „Slovenské dvojhlásky stoja zvukovo blízko k spoje-

niam *j* + samohláska, *v* + spoluhláska […]". Der andere slawische Gleitlaut [w] wird ähnlich (im Polnischen auch anlautend, z.B. łatwy) distribuiert (z.B. slow. *polievka/Prešov*, tsch. *bouda/druhou*, poln. *mały/dół*). An diesen in- (außer intervokalisch) bzw. auslautenden Stellen kommen dagegen im Deutschen die [a͜e] / [a͜o] / [ɔ͜ø]-Diphthonge (z.B. *Reihe, klaut, neun, Blei, rauh, Heu*) und kein [j]-Konsonant (auch kein [w], das es im Deutschen überhaupt nicht gibt) vor (abgesehen von eingedeutschten Fremdwörtern, z.B. *Spanien*).

Zwischen den jeweiligen Endphasen der deutschen Diphthonge und den westslawischen Gleitlauten besteht eine klare artikulatorische Kongruenz: Das deutsche [a͜e] und das deutsche [ɔ͜ø] enden jeweils mit dem aufgewölbten Prädorsum (typische Lage für das jeweilige [e] und [ø]), was für die Artikulation des slowakischen, tschechischen und polnischen [j]-Gleitlauts ebenfalls charakteristisch ist. Das deutsche [a͜o] endet dagegen mit der für das [o] typischen Aufwölbung des Postdorsums, was wiederum für das westslawische [w] charakteristisch ist. Damit ist die funktionelle Alternation so gut wie perfekt, und das deutsche [a͜o] im *Auto* wird im Slowakischen, Tschechischen und Polnischen als [aw] ausgesprochen. Das deutsche [a͜e] im *Mai* wird dagegen im Slowakischen und Tschechischen als [a:j] und im Polnischen als [aj] realisiert. Anhand des oben beschriebenen Mechanismus wird auch die Erscheinung der auf den weitgehenden artikulatorischen und anschließend akustisch-auditiven Übereinstimmungen basierenden Ökonomisierung der Sprachlautsysteme zum Ausdruck gebracht. Vereinfacht gesagt: Wo es Gleitlaute gibt, braucht man keine Diphthonge; wo es Diphthonge gibt, braucht man keine Gleitlaute (Ähnliches gilt übrigens für das Paar Aspiration vs. Affrizierung).

(C) Ein anderes Problem ist die unzureichende Beschreibung artikulatorischer Prozesse, die sich nur damit zufrieden stellt, was die in den phonologischen Theorien fundierte Extraktion der sog. distinktiven Merkmale aus der gesamten Artikulation betrifft. So erfährt man von einem [l]-Konsonanten gewöhnlich, dass die seitlichen Zungenränder während seiner Artikulation hochgezogen werden und damit zwei Engen – je eine auf jeder Seite des Zungenrückens – gebildet werden. Diese knappe Beschreibung genügt jedoch, um folgende als distinktiv geltenden Merkmale zu identifizieren: dem Artikulationsorgan nach ist ein [l] koronal (in den meisten phonologischen Theorien wird nach der Artikulationsstelle gar nicht gefragt), und der Artikulationsweise nach ist es lateral, was zugleich bedeutet, dass der Phonationsstrom relativ fließend ausweichen kann und der Sprachlaut damit nicht zu den Obstruenten gezählt werden darf. Da die binäre Opposition stimmhaft vs. stimmlos nur bei den Obstruenten realisiert werden kann, ist die Stimmhaftigkeit (alle Nicht-Obstruenten sind stimmhaft) dieses [l] nicht distinktiv. Bei den [l]-Lauten kann jedoch in ihrem artikulatorischen Prozess noch eine fakultative Aufwölbung des Postdorsums in Richtung des weichen Gaumens ausgeführt werden. Sie führt zur so genannten Velarisierung des [l]-Konsonanten zu [ɫ], die reaktiv deutlich auditiv wahrnehmbar ist. Diese Erscheinung – obwohl sie nicht als lautdifferenzierend

gesehen werden darf – kommt im Slowakischen und Tschechischen relativ systematisch (distributionell auf einige Wortpositionen eingeschränkt) vor. Deswegen ist der zu perzipierende [l]-Klang im Deutschen anders als im Slowakischen und Tschechischen, weil die deutsche Standardaussprache des [l] der slowakischen und tschechischen **nicht** vollkommen entspricht. Den potentiellen negativen Auswirkungen im DaF-Bereich wird also erst dann vorgebeugt, wenn dieser subtile, aber schwerwiegende Unterschied nicht ignoriert wird. Auf der anderen Seite ist zu bemerken, dass eine solche Velarisierung des [l] zum [ɫ] im bairisch-österreichischen Raum des Deutschen in Folge der progressiven Koartikulation nach den ebenfalls velaren Konsonanten (z.B. [k], [g], [ŋ]) realisiert wird. Als eine dagegen regiolektal-idiophonische (artikuliert von einem Teil der Bewohner der heutigen und besonders der ehemaligen polnischen Ostgebieten) Variante (aber diesmal des [w]) ist ein [ɫ] auch im Polnischen präsent. Die Effektivität der Beschreibung fällt somit auch mit derartigen Kriterien zusammen.

Die hier skizzierten Beispiele zeigen, dass sowohl in den monolingualen als auch in multilingualen (poly)konfrontativen Beschreibungsmodellen im Bereich der Aussprache eher nicht mehr die nur phonologisch orientierten Ansätze zu verwenden sind, sonder die phonetischen (bzw. phonetisch verifizierbaren), denen das Physikalische zugrunde liegt. In den phonetischen Ansätzen müssen nicht nur die primären (relevanten, distinktiven), die gewöhnlich zu Objekten phonologischer Systeme werden, sondern auch die sekundären Phänomene berücksichtigt werden. Es geht bei diesen sekundären Erscheinungen um die Kriterien der Frequenz, um das Regionale, um das Idiophonische (solange es systematisierbar ist), um die koartikulatorischen Tendenzen und Neigungen, um Alternationen usw. Ohne die sekundären Merkmale ist jede sowohl typologisch- wie auch anwendungsorientierte (in erster Linie handelt es sich hier um die Fremdsprachendidaktik) Beschreibung der Aussprachesysteme von nur noch geringer Effektivität.

LITERATUR

Bohn, Ocke-Schwen / Flege, James E. / Dagenais, Paul. A. / Fletcher, Samuel. G. (1992): *Differenzierung und Variabilität der Zungenpositionen bei der Artikulation deutscher Vokale*. In: Wolfgang Hess / Walter F. Sendlmeier (Hrsg.): *Beiträge zur angewandten und experimentellen Phonetik* (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beiheft 72). S. 1–26.

Dvončová, Jana / Jenča, Gejza / Král', Ábel (1969): *Atlas slovenských hlások*. Bratislava: SAV.

Engel, Ulrich (2006): *Der Weg nach Polen. Bericht über die kontrastive Grammatik und anderes*. In: Bernd Balzer / Marek Hałub (Hrsg.): Wrocław – Berlin. *Germanistischer Brückenschlag im deutsch-polnischen Dialog. II. Kongress der Breslauer Germanistik*. Bd.1.: Sprachwissenschaft (hrsg. von F. Simmler / E. Tomiczek). Wrocław, Dresden: ATUT / Neisse Verlag. S. 23–40.

Engel, Ulrich / Rytel-Kuc, Danuta / Cirko, Lesław / Dębski, Antoni / Gaca, Alicja / Jurasz, Alina / Kątny, Andrzej / Mecner, Paweł / Prokop, Izabela / Sadziński, Roman / Schatte, Christoph / Schatte, Czesława / Tomiczek, Eugeniusz / Weiss, Daniel (1999): *Deutsch-polnische kontrastive Grammatik*. Heidelberg: Groos Verlag.

Kohler, Klaus J. (1977): *Einführung in die Phonetik des Deutschen*. Berlin: Erich Schmidt Verlag.

Král', Ábel (2005): *Pravidlá slovenskej výslovnosti. Systematika a ortoepický slovník*. Martin: Matica slovenská.

Moulton, William G. (1962): *The Sounds of English and German. A systematic analysis of the contrasts between the sound systems*. Chicago: University Press.

Narahara, Yoshiyuki / Okamoto, Tetsuya / Shimoda, Hiroyuki (1977): *Beiträge zur Phonetik des Deutschen*. Hamburg: Buske Verlag.

Rausch, Arsen (1972): *Untersuchung zur Vokalartikulation im Deutschen*. Hamburg: Buske Verlag.

Štícha, František (2003): *Česko – německá srovnávací gramatika*. Praha: Argo.

Tworek, Artur (2004): *O potrzebie polikonfrontatywnych badań językoznawczych*. In: Iwona Bartoszewicz / Marek Hałub / Alina Jurasz (Hrsg.): *Werte und Wertungen. Sprach-, literatur- und kulturwissenschaftliche Skizzen und Stellungnahmen. Festschrift für Eugeniusz Tomiczek zum 60. Geburtstag*. Wrocław: ATUT. S. 253–260.

Tworek, Artur (2007a): *Zur Kreativität im phonologisch-phonetischen Bereich*. In: Lesław Cirko / Martin Grimberg (Hrsg.): *Sprachlust – Norm – Kreativität. Materialien der internationalen Linguistenkonferenz Karpacz 12.–14.09.2005*. Dresden, Wrocław: Neisse Verlag / ATUT. S. 229–240.

Tworek, Artur (2007b): *Zu Darstellungsmöglichkeiten des deutschen Vokalismus. Überlegungen zur phonetischen Thematik anlässlich der dpg-Lektüre*. In: Lesław Cirko / Martin Grimberg (Hrsg.): *Zwischen Lob und Kritik: sechs Jahre Erfahrung mit der Deutsch-polnischen kontrastiven Grammatik. Materialien der internationalen Linguistenkonferenz Karpacz 11.–13.09.2006*. Dresden, Wrocław: Neisse Verlag / ATUT. S. 182–198.

Mária Vajičková

Zur semantischen Relation der Polarität im Bereich der adjektivischen Derivation

1. EINLEITUNG

Im vorliegenden Beitrag möchten wir auf strukturelle und semantische Regularitäten sowie Irregularitäten bei der Bildung polarer adjektivischer Wortbildungskonstruktionen (Derivata und Komposita) aufmerksam machen. Den meisten Literaturquellen zufolge machen Adjektive nur ca. 15 Prozent des Gesamtwortschatzes aus. Die Anzahl adjektivischer Simplizia und auch die Modelle adjektivischer Wortbildung sind geringer als beim Substantiv. Semantisch gesehen übernehmen Adjektive die Rolle des Determinans. Syntaktisch werden sie als Attribute oder Prädikative verwendet.

2. SEMANTISCHE UND STRUKTURELLE SUBKLASSEN DER POLARITÄT

Wenn Lexeme in ihrem Aufbau identische oder vergleichbare Seme haben, können sie in identischen oder ähnlichen, polaren und in hierarchischen semantischen Relationen (Sinnrelationen) zueinander stehen.

Polarität (Bedeutungsgegensätzlichkeit) ist die Beziehung zwischen zwei Bezeichnungen in derselben Sprache für Begriffe, die hinsichtlich mindestens eines Bedeutungsmerkmals (Sems) entgegengesetzt sind, wie zum Beispiel *Rechtsverkehr* : *Linksverkehr, hellblau : dunkelblau, möglich : unmöglich* usw. Systemhafte Beziehungen der Polarität kommen bei allen autosemantischen Wortarten, d.h. bei Substantiven, Adjektiven, Verben sowie bei Präpositionen und Adverbien vor. Von der systemhaften

(kontextfreien) Polarität muss die kontextuelle (referentielle) Polarität unterschieden werden.

Systemhafte Polarität wird noch weiter klassifiziert in:

Kontradiktorischer Gegensatz: Logische Negation, genau das Gegenteil: *Sein – – Nichtsein; möglich – unmöglich; tot – lebendig; verheiratet – ledig; künstlich – natürlich.* Die Bedeutungen dieser Wörter schließen sich strikt aus. Die Negation des einen Wortes ergibt die Bedeutung des anderen Wortes.

Konträrer Gegensatz: Bezogen auf einen gemeinsamen Gattungsbegriff: *Maximum – Minimum; Quadrat – Kreis.* Zwei Seiten einer größeren Einheit mit möglichen Zwischenerscheinungen: *Notwendigkeit – Zufall; Kontinuität – Diskontinuität.*

Konversität: Zwei Verben, die ein und dieselbe Handlung von verschiedenen Standpunkten betrachten, wobei das Vorkommen des einen automatisch ein Vorkommen des anderen bedingt: *mieten – vermieten; geben – erhalten.*

Komplementarität: Zwei gegensätzliche Bedeutungseinheiten, die sich wechselseitig zwingend bedingen und ergänzen, die in der Relation des ausschließenden „Entweder-Oder" zueinander stehen: *Ebbe – Flut; Inland – Ausland.*

Antonymie: Bedeutungseinheiten, die das Gegenteil ihrer Bedeutung voneinander bilden, oft graduierbar *groß – klein; heiß – kalt*. Zwischenstufen sind möglich.

Fakultative Gegenwortpaare: Nach eigenem Ermessen gebildete Paare, jeweils bezogen auf bestimmte Kriterien: *Sonne – Mond; Sonne – Schatten; zweihändig – vierhändig; römisch – arabisch.*

Antonymie bezeichnet die semantische Relation zwischen zwei Antonymen. Diese semantische Relation besteht zwischen den Polen einer Skala, auf der unter Umständen weitere Zwischenstufen angesiedelt sein können *(bedeckt – wolkig – heiter– – sonnig; groß – klein; lang – kurz; kalt – heiß; laut – leise).* Von einem Wort aus sind manchmal antonymische Relationen in verschiedene Richtungen möglich, was solche Wörter als mehrdeutig (polysem) erweist *(gut – böse; gut – schlecht).*

Semantisch gesehen bestehen wiederum Bedeutungsähnlichkeiten innerhalb eines gemeinsamen Bedeutungsbereiches und bezüglich eines bestimmten Bedeutungsaspektes; nun liegt in diesem Bereich kein bipolarer Gegensatz vor, sondern er eröffnet vielmehr eine Skala mit zwei Polen und dazwischen liegenden Übergängen.

Im Unterschied zur Kontradiktion liegt bei der Antonymie keine zwangsläufige Entweder-Oder-Beziehung vor. So lassen sich zwischen zwei Antonymen noch weitere Abstufungen finden, die den Bedeutungsbereich unterteilen. Bei einem Wortpaar bestehend aus zwei Antonymen ist gewöhnlich das eine markiert (das besondere) und das andere unmarkiert (das normale, allgemeine). Das unmarkierte kann hinsichtlich eines Wertes neutral gebraucht werden. Das andere, markierte Wort, hingegen nicht *(Wie alt bist du? Wie jung bist du?)*.

Strukturell gesehen gehören Antonyme **a)** entweder verschiedenen Wortstämmen derselben Wortart an, sind also etymologisch unterschiedlichen Ursprungs *(dumm : klug)*; **b)** oder sind bei etymologisch gleicher Herkunft durch ein den Gegensatz ausdrückendes Affix voneinander zu unterscheiden *(Sinn – Unsinn; modern – unmodern; rationell – irrationell)*; **c)** bei gleicher etymologischer Herkunft können sie aber auch mit semantisch entgegengesetzten Erst- oder Zweitgliedern versehen werden *(Hochbau – Tiefbau; fehlerlos/fehlerfrei – fehlerhaft; geschmacklos – geschmackvoll)*; **d)** manche der Zwischenstufen lassen sich durch Wortbildungen *(mittelgroß)* benennen, andere können Differenzierungen strukturell durch Wortverbindungen ausdrücken, die aus einem Determinans und dem antonymischen Lexem bestehen *(ziemlich arm, sehr heiß, ziemlich warm).*

3. ADJEKTIVISCHE POLARE ERSTGLIEDER UND PRÄFIGIERUNGEN

Antonymische Relationen entstehen bei Adjektiven bevorzugt durch Derivation. An eine und dieselbe Basis werden antonymische Suffixe oder Präfixe angefügt *(fehler**los**/-**haft**; **auf-/zu**schließen)* oder eine Basis wird durch ein **Negationspräfix** negiert *(Glück––Unglück, verständlich – unverständlich).*

Die adjektivischen Negationsbildungen mit dem Präfix ***un-*** *(frei – unfrei, klug – unklug, schwer – unschwer; verständlich – unverständlich; selbstkritisch – unselbstkritisch),* das bei einigen komplexen Adjektiven auch als Infix verkommen kann *(verhandlungsfähig – verhandlungs**un**fähig),* entwickeln antonymische semantische **Merkmale eines konträren Gegensatzes:** *unweit, unfreiwillig, ungleichmäßig.* In Verbindung mit Adjektiven positiver Wertung kann es durch Antonymisierung zur **Pejorisierung** kommen *moralisch – unmoralisch*. In anderen adjektivischen Reihen wie *klug – unklug – dumm; sauber – unsauber – schmutzig* hat die Negationsbildung **abschwächende** Wirkung (gegenüber dem negativen Antonym). **Verstärkende** Wirkung hat das Präfix *un-* bei adjektivischen Derivata mit übertragener metaphorischer Wirkung: *unbeschreiblich, unvorstellbar.*

Zu anderen adjektivischen Negationspräfixen zählen Fremdpräfixe ***a- (an-)*** bei Fachwortschätzen *(agrammatisch, anorganisch, arhythmisch)* wobei sich bei einigen Präfigierung dieser Art die Bedeutungen weiter ausdifferenziert haben *(asozial – unsozial)*.

Asozial/unsozial: Unter **asozial** versteht man in erster Linie ein Verhalten, das gegen die Gesellschaft gerichtet und gemeinschaftsschädigend ist. Üblicher ist allerdings der Gebrauch von **unsozial** in der Bedeutung *sozial ungerecht, dem sozialen Empfinden nicht gemäß,* womit zumeist bestimmte Härten, Nachteile und finanzielle Belastungen charakterisiert werden *(vgl. weitere Beispiele nach DUW 2006).*

In DUW (2006) steht **aso|zi|al: 1.** *unfähig zum Leben in der Gemeinschaft, sich nicht in die Gemeinschaft einfügend; am Rand der Gesellschaft lebend:* ein asozialer Charakter. **2.** (meist abwertend) *die Gemeinschaft, Gesellschaft schädigend: asoziales* Verhalten; er ist asozial. **3.** (ugs. abwertend) *ein niedriges geistiges, kulturelles Niveau aufweisend; ungebildet u. ungehobelt:* der Typ sieht ziemlich asozial aus; eine asoziale Kneipe. **un|so|zi|al:** *gegen die Interessen sozial Schwächerer gerichtet:* unsoziale Mieten.

Das Präfix **in- (il-, im-, ir-)** nur bei mehrsilbigen Fremdwörtern *inaktiv, instabil, illegal, immateriell, irrational* konkurriert mit dem alten heimischen Präfix *un-,* das die stärkste Affinität zur Verbindung mit adjektivischer Fremdbasis zeigt *(untypisch, unappetitlich, undeklinierbar).* Schwach entwickelt sind adjektivische Negationspräfigierungen mit **non-, de-, dis- (di-, dif-)** wie *nonkonformistisch, dezentral, disharmonisch* (mit der Abschattung des Pejorativen). Zu produktiven Adjektivpräfixen mit antonymischer Bedeutung mit unterschiedlichem Häufigkeitsvorkommen gehören noch ***anti-*** (mit häufigem Vorkommen *antiautoritär*), ***ex-*** (selten bei Adjektiven *exterritorial*), ***ko- kon-, kor-*** *(konform, kongenial, korrelativ),* ***para-*** *(paralingual),* ***post-*** (*postgradual* antonymisch zu *prägradual; postnatal – pränatal*) ***pro-*** antonymisch zu ***anti-*** *(prodemokratisch – antidemokratisch).* Weitere antonymische Pole finden wir bei Fremdpräfixen ***hyper-/hypo*** *(hyperaktiv /hypoaktiv),* ***inter-/intra-*** *(interlingual/intralingual).* Zu unproduktiven Präfixbildungen (mit negierender oder pejorisierender Wirkung gehören abhold, abschätzig; mit abschwächender Wirkung anrüchig (was anfängt zu riechen), mit verstärkter Wirkung *inbrünstig*) *(vgl. Fleischer /Barz, 274).* Die Negationspräfixe ***a-*** (auch: an-) und ***un-*** konkurrieren öfter bei Fremdwörtern, die auf das Lateinische oder Griechische zurückgehen, doch verbinden sich mit ihnen gewisse Bedeutungsunterschiede *(asozial/unsozial; anorganisch/unorganisch, apolitisch/unpolitisch).*

Wenn man beispielsweise von jemandem sagt, dass er *unpolitisch sei*, so ist das weniger kritisch, als wenn man ihn als *apolitisch* bezeichnet. Kann man hier beide Adjektive mit entsprechender Nuancierung gegeneinander austauschen, so ist das in anderen Kontexten oft nicht ohne deutlichen Bedeutungsunterschied möglich *(Betrachtungen eines Unpolitischen* [nicht: *Apolitischen*] oder: *Sie vermieden, sich über Politik zu unterhalten. Ihre Gespräche waren ganz unpolitisch* [nicht: *apolitisch*]*).* Im Unterschied zu den Bildungen mit **un-** schließen die mit ***a[n]-*** den Inhalt des zugrunde liegenden Wortes, des sogenannten Basiswortes, grundsätzlich aus. Dadurch verbindet sich mit diesen ***a[n]-Bildungen*** oft auch **ein tadelnder Nebensinn** *(amoralisch, amusisch, asozial).* Wer z.B. *amoralisch* handelt, handelt nicht nur nicht moralisch, sondern er steht darüber hinaus im deutlichen

Widerspruch zur Moral, steht außerhalb von ihr. Mit *un-* werden Gegenwörter gebildet, die den Inhalt des Basiswortes aufheben, während die Bildungen mit *a[n]-* hervorheben, dass das oder der mit diesem Wort Bezeichnete deutlich außerhalb des genannten Bereiches, z.B. außerhalb der Politik *(apolitisch)*, steht. Die Vorsilbe *un-* bewirkt die Verneinung oder Aufhebung des Stammbegriffs. Die mit *un-* gebildeten Adjektive drücken im Unterschied zur Verneinung des jeweiligen Wortes mit **nicht** stärker eine Wertung aus, z.B. diese Äußerung war nicht *christlich*; wertend: diese Äußerung war *unchristlich*; diese Handlung war *nicht sozial*, wertend: *war unsozial*. Die un-Bildungen kennzeichnen oft einen polaren Gegensatz *(moralisch/unmoralisch, freundlich/unfreundlich, unorganisch/anorganisch).*

Die Wörter **abnorm/abnormal/anormal/unnormal/anomal** stimmen in ihrer Kernbedeutung *vom Normalen, von der Regel abweichend, regelwidrig, ungewöhnlich* überein. Sie unterscheiden sich aber in inhaltlichen Nuancen und manchmal auch in ihrem Anwendungsbereich. Als abnorm gilt, was regelwidrig, ungewöhnlich ist, von der Regel, der Norm abweicht. Der Gegensatz ist normal. **Abnorm** wird auch als adverbiale Verstärkung der Aussage gebraucht und bedeutet dann soviel wie *ungewöhnlich, außergewöhnlich, sehr.* Der Lexikoneintrag im DUW (2006) sagt: ab|norm **1.** *vom Normalen abweichend; krankhaft:* dieser Trieb, diese Veranlagung ist abnorm **2.** *das gewohnte Maß übersteigend, vom Üblichen abweichend, ungewöhnlich:* abnorme Ausmaße; der Junge ist abnorm dick. **Abnormal** deutet schon stärker auf den Maßstab hin, an dem man jemanden oder etwas wertend misst, wobei man nicht allein von der Häufigkeit und Üblichkeit, der Norm also, ausgeht, sondern von der Meinung, dass das Übliche auch das Richtige, das Normale ist. Vergleichen wir unsere Ausführungen mit dem Lexikoneintrag im DUW (2006): ab|nor|mal [aus lat. ab- = weg-, ent-, un-, miss- u. normal] (bes. österr. u. schweiz.): *nicht normal:* ein abnormales Kind; sich abnormal verhalten. Das Adjektiv **anormal** besagt, dass etwas nicht normal ist, dass es von der Norm, der Regel also, abweicht. Es unterscheidet sich insofern ein wenig nuanciert von *abnormal*, als es durch die verneinende Vorsilbe *a-* die Negation betont, während bei *abnormal* durch die Vorsilbe *ab-* auf die Abweichung hingedeutet wird. Oft ist *anormal* gleichbedeutend mit *krankhaft, abartig.* Der Lexikoneintrag im DUW (2006) ist: anor|mal [mlat. anormalis, aus lat. a- = nicht, un- u. normalis, normal]: *nicht normal; von der Norm abweichend; ungewöhnlich:* einen anormalen Eindruck auf jmdn. machen. **Unnormal** bedeutet wie anormal soviel wie *nicht normal, in der Weise nicht üblich, ganz anders, als man es von der Erfahrungsnorm her kennt,* doch wird es im Unterschied zu *anormal* nicht direkt als ein Synonym zu *krankhaft, abartig* gebraucht. Im DUW (2006) steht: un|nor|mal: *nicht normal* (1a, b): sein Herz schlägt unnormal schnell. Häufig wird *unnormal* auch für *geistig nicht normal, geisteskrank* gebraucht. Das Adjektiv *anomal* kennzeichnet ähnlich wie abnorm das von der Regel Abweichende, das dem Gesetzmäßigen nicht Entsprechende. Während aber bei abnorm oft eine gewisse Überraschung mitklingt und das Auffallende der Erscheinung sinnfälliger

zum Ausdruck kommt, ist anomal in erster Linie ein Wort der Fachsprache, ohne emotionalen Anteil. Nach DUW (2006) ist ano|mal: *nicht normal [entwickelt];* abnorm: anomale Beziehungen, Verhältnisse; eine anomale Entwicklung; sich anomal verhalten.

Der Gebrauch von **unorganisch/anorganisch** ist kollokationabhängig. Wenn etwas dem ganzen Aufbau, der inneren Ordnung, der Anlage, Gliederung nicht entspricht, wenn es sich nicht in die Gesamtheit, Struktur und Konzeption einfügt, nennt man es **unorganisch**. Das Gegenwort ist *organisch. Unorganisch* kann auch soviel bedeuten wie *unbelebt*. Das Adjektiv **anorganisch** wird in der Chemie gebraucht. Man unterscheidet zwischen organischer und *anorganischer* Chemie. Unter anorganischer Chemie versteht man den Zweig der Chemie, der sich mit Elementen und Verbindungen ohne Kohlenstoff beschäftigt: Unter anorganischer Natur versteht man den unbelebten Bereich der Natur. Vergleichen wir die Lexikoneinträge nach DUW (2006): **un|or|ga|nisch: 1.** (bildungsspr.) *nicht organisch* (4): unorganische Formen. **2.** (Fachspr.) **a)** *anorganisch* (2); **b)** (selten) *anorganisch* (1). **an|or|ga|nisch: 1. a)** *zum unbelebten Teil der Natur gehörend, ihn betreffend:* anorganischer Dünger; **b)** *nicht durch Lebewesen entstanden:* organischen und -en Abfall trennen. **2.** *nicht nach bestimmten [natürlichen] Gesetzmäßigkeiten erfolgend:* anorganisches Wachstum.

Antiautoritär drückt auch aus, dass sich das mit diesem Wort Charakterisierte gegen *autoritäre* Bevormundung, gegen Druck richtet. Wer seine Kinder **unautoritär** erzieht, verzichtet von sich aus auf diktatorische Ausübung seiner Macht. Heute wird Antiautorität vor allem für theoretische Einstellungen, soziale Verhaltensweisen und gesellschaftliche Einrichtungen *(antiautoritäres Denken, antiautoritäre Erziehung, antiautoritäre Kindergärten)* verwendet. Nach DUW (2006) an|ti|au|to|ri|tär: *autoritäre Normen, [missbrauchte] Autorität ablehnend; nicht autoritär:* antiautoritäre Erziehung; sein Kind antiautoritär erziehen.

4. ADJEKTIVISCHE POLARE ZWEITGLIEDER UND SUFFIGIERUNGEN

Bei Adjektiven finden sich stark reihenbildende Grundmorpheme oder Morphemkombinationen wie *arm – reich, leer – voll, freundlich – feindlich* als Zweitgleider von Komposita mit gleichem Erstglied, die zu zahlreichen Antonympaaren führen *(nährstoffarm/-reich; ausdrucksvoll/-leer; umweltfreundlich/-feindlich.)* Wortbildungsantonyme entstehen auch durch Affixe wie *liebevoll/lieblos, mühevoll/-los; fehlerfrei/-haft (vgl. Fleischer/Barz 1995: 75)*. Antonymisch zu *-los, -leer, -frei, -arm* werden *-voll* und *-reich* verwendet. Das Zweitglied ***-voll*** verbindet sich meistens mit **a)** Abstrakta und gibt das Vorhandensein an: *gefühl-, kraft-, rücksichts-, vertrauensvoll* und ausnahmsweise **b)** mit Personen- und Sachbezeichnungen: *blut-, dornen-, narben-, schmuckvoll,* die bevorzugt übertragen gebraucht werden. Synonymisch zu *-voll* treten *-ig* und *-haft* auf: *eifrig/eifervoll, zweckhaft/zweckvoll;* bei Freundwörtern auch *-isch: problematisch – problemvoll.* Das Zweitglied -voll ist weniger abstrakt und deshalb eindeutiger. Das Zweitglied *-reich* verbindet sich im Unterschied

zu *-voll* in größerem Umfang auch mit Sachbezeichnungen *(baum-, holz-, fischreich)* und bildet damit am antonymischen Pol von *-los* eine notwendige Ergänzung zu *-voll*. Semantisch komplementär sind *kompromissfähig – kompromissbereit, arbeitsfähig/arbeitsbereit/arbeitsintensiv – arbeitsmüde*. Metaphorisch werden die Zweitglieder *-freundlich* (*benutzerfreundlich* = dem Benutzer entgegenkommend, *hautfreundlich* = die Haut schonend) und *-feindlich (kinderfreundliche / -feindliche Umwelt)* verwendet.

Die Zweitglieder **-frei** / **-los: -frei** und **-los** drücken aus, dass das im Stammwort Genannte nicht vorhanden ist. Der Unterschied zwischen beiden Suffixen liegt in den meisten Fällen darin, dass **-frei** lediglich das Nichtvorhandensein, die Nichtexistenz feststellt *(atomwaffenfrei, fehlerfrei, fieberfrei, fleckenfrei, gefahrfrei, geruchfrei, geschmackfrei, grätenfrei, keimfrei, nikotinfrei, risikofrei, sorgenfrei, straffrei, vorurteilsfrei)*, was als Vorzug betrachtet wird, während **-los** ein Fehlen konstatiert, das sowohl erwünscht (*fehlerlos* im Gegensatz zu *fehlerhaft, fleckenlos, furchtlos, gefahrlos, geruchlos, kostenlos, neidlos, risikolos, vorurteilslos*) als auch unerwünscht (*charakterlos, erfolglos, ergebnislos, geschmacklos* – als Gegensatz zu *geschmackvoll, hoffnungslos, rücksichtslos, schutzlos, würdelos, ziellos*) sein kann. Es kann auch frei von einer Wertung sein, wenn es nur das Nichtvorhandensein von etwas sonst Üblichem bezeichnet *(ärmellos, schaffnerlos)*. Ob ein Fehlen als Vorzug oder Mangel empfunden wird, ist manchmal nur dem Kontext zu entnehmen (z.B. *bartlos, fleischlos, straflos, waffenlos, wortlos*), *-frei* bedeutet *frei, befreit von etwas; -los* bedeutet *ohne etwas* (z.B. *arbeitsfrei/arbeitslos*). Während die mit *-frei* gebildeten Adjektive eine sachliche Feststellung enthalten, haben die mit *-los* gebildeten die Funktion zu charakterisieren: *niveaufrei/niveaulos, schmerzfrei/schmerzlos, schneefrei/schneelos, sorgenfrei/sorgenlos / sorglos, tadellos/tadelfrei.*

Die Adjektive **schmerzfrei** und **schmerzlos** besagen, dass etwas nicht mit Schmerzen verbunden ist oder nicht von Schmerzen begleitet wird. Mit dem Adjektiv *schmerzfrei* wird diese Tatsache als solche sachlich festgestellt. Mit *schmerzlos* verbindet sich in gewisser Weise noch eine persönlich gefärbte positive Wertung. Im DUW (2006) finden wir: **schmerz|frei:** *ohne Schmerzen* (1), *frei von Schmerzen:* der Patient ist heute schmerzfrei; **schmerz|los:** *keine Schmerzen* (1) *verursachend; ohne Schmerzen:* eine schmerzlose Geburt.

Schmerzhaft bezieht sich auf körperliche Schmerzen; **schmerzlich** auf seelischen Schmerz. Was *schmerzhaft* ist, verursacht Schmerzen. Wenn jemandem der verletzte Fuß weh tut, dann kann er von einem **schmerzenden**, nicht aber von einem *schmerzhaften* Fuß sprechen. Nach DUW (2006) **schmerz|haft: 1.** *körperlichen Schmerz verursachend; mit Schmerzen verbunden:* schmerzhaftes Ziehen im Leib; diese Verletzung ist sehr schmerzhaft. **2.** *seelischen Schmerz verursachend, ein inneres Schmerzgefühl auslösend:* ein schmerzhaftes Erleben; die Trennung war für sie sehr schmerzhaft; **schmerz|lich:** *Leid, Kummer verursachend:* ein schmerzlicher Verlust; die schmerzlichsten Erfahrungen; es ist mir schmerzlich (geh.; *es tut mir sehr leid, ich bedauere sehr*), Ihnen mitteilen zu müssen…; jmdn., etw. schmerzlich vermissen.

Schneefrei bedeutet *frei, befreit von Schnee: die Straßen sind schneefrei und können gefahrlos befahren werden*. Nach DUW (2006) schnee|frei: *frei von Schnee.* **Schneelos** bedeutet ohne Schnee[fall], *ohne dass Schnee gefallen ist: Kommunen, die für den Ausbau von Wintersportanlagen hohe Kredite aufnahmen, kommen durch den schneelosen Winter in finanzielle Schwierigkeiten.*

5. ZUSAMMENFASSUNG

Obwohl man bei antonymischen Derivata oder Komposita bestimmte systemhafte strukturelle Regularitäten finden kann, wie wir es in den obigen Ausführungen gezeigt haben, ist die semantische Differenzierung durch viele Irregularitäten gekennzeichnet, die sogar in Nachschlagewerken nicht immer eindeutig semantisiert werden und kontextabhängig sind.

LITERATUR

Barz, Irmhild / Schröder, Marianne / Hämmer, Karin / Poethe, Hannelore (2002): *Wortbildung – praktisch und integrativ. Ein Arbeitsbuch.* Frankfurt a. M.: Peter Lang Verlag.
Donalis, Elke (2002): *Wortbildung im Deutschen.* Tübingen: Gunter Narr Verlag.
Duden (2001): *Deutsches Universalwörterbuch. 4., neu bearbeitete und aktualisierte Auflage.* Mannheim / Leipzig / Wien / Zürich. (DUW).
Duden – Deutsches Universalwörterbuch, 6. Aufl. Mannheim 2006 [CD-ROM].
Ďuricová, Alena (2004): *Lexikalisch-semantische Beziehungen in den Fachsprachen.* In: *Beiträge zu Sprache und Sprachen 5. Vorträge der 11. Jahrestagung der GESUS in Bratislava.* München: LINCOM EUROPA 2004.
Eichinger, Ludwig M. (2000): *Deutsche Wortbildung. Eine Einführung.* Tübingen: Gunter Narr Verlag.
Erben, Johannes (2000): *Einführung in die deutsche Wortbildungslehre, 4. Auflage.* Berlin: Erich Schmidt Verlag.
Fleischer, Wolfgang / Barz, Irmhild (1995): *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache.* Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
Latzel, Sigbert (1995): *Lernschwierigkeiten mit deutschen Synonymen. Teil I und II.* Heidelberg: Julius Groos Verlag.
Michel, Arthur (1970): *Fehlleistungen in Ausländeraufsätzen und Probleme ihrer Bewertung, 445.*
Müller, Wolfgang (1973): *Leicht verwechselbare Wörter.* Mannheim/Wien/Zürich: Dudenverlag.
Olsen, Susan (1986): *Wortbildung im Deutschen.* Stuttgart: Körner.
Reichman, Oskar (1976): *Germanistische Lexikologie.* Stuttgart: J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung, zweite Auflage.
Römer, Christine / Matzke, Brigitte (2003): *Lexikologie des Deutschen. Eine Einführung.* Tübingen: Gunter Narr Verlag.
Schippan, Thea (1992): *Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache.* Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
Schlaefer, Michael (2002): *Lexikologie und Lexikographie. Eine Einführung am Beispiel deutscher Wörterbücher. Grundlagen der Germanistik, Nr. 40,* Berlin: Erich Schmidt Verlag.
Schwarze, Christoph / Wunderlich, Dieter (Hrsg.) (1985): *Handbuch der Lexikologie.* Königstein / Ts.: Athenäum Verlag.
Vajičková, Mária (1991): *Kriterium der Häufigkeit des Vorkommens von bestimmten grammatischen Elementen und als zweites das Kriterium der situationsbedingten Verwendbarkeit von diesen grammatischen Elementen.* In: *Sprechen in der Fremdsprache als Ziel und Mittel kommunikativen Fremdsprachenunterrichts.* Wissenschaftliche Beiträge 1991/17, Hrsg. Glier, E. Halle-Wittenberg: Martin-Luther-Universität Halle (Saale), S. 96–100.

Vajičková, Mária (2005): *Lexikalisches Grundwissen in Sprachsystem und Sprachgebrauch. Einführung in die Lexikologie der deutschen Gegenwartssprache. 2. neu bearbeitete und ergänzte Auflage.* RETAAS.
Wiegand, H. E. (1988): *Was ist Lexikographie? Mit Hinweisen zum Verhältnis vom sprachlichen und enzyklopädischen Wissen.* In: Deutscher Wortschatz, S. 729–790.

Danila Zuljan Kumar

The Influence of Code Switching on the Establishment of Discourse Coherence (The Case of the Slovenian-Italian-Friulian Language Contact)

INTRODUCTION

This paper is an enquiry about how code switching influences the establishment of text coherence with more or less bilingual or multilingual speakers. In the first part of the paper, I define the concept of coherence as I understand it, in the second part I then show what the reasons for coherence break down or for the so-called disturbed coherence are, in the third part I discuss code switching as the potential cause of disturbances in establishing discourse coherence and, finally, I detail how the listener shows the speaker that he no longer follows him.

More precisely, the paper examines the influences of code switching on the establishment of the listener's coherence in a conversation. The central question for this paper, therefore, is: does code switching influence the establishment of discourse coherence in the conversations of people who live in contact with the languages in question.

DISCOURSE COHERENCE

Coherence is one of the basic criteria required to distinguish a text[1] from a set of unconnected utterances. In fact, it is the basis for understanding texts. A set of sentences is regarded as coherent if, and only if, all of the segments in the discourse structure are connected to each other. In other words, a coherent text is the one that makes sense. However, sense does not arise from the text itself, but depends on the interaction between the knowledge presented in the text and the world-knowledge of the speaker as well as of the listener.[2] Thus, we can say that meanings cannot be read *from* the text but *into* the text because making sense of a text always involves making it coherent under your own contextual terms. That is what understanding means: you appropriate meaning and make it your own[3] *(Seidlhofer, Widdowson 1999: 210).*

Since it is not texts but rather people that cohere when understanding texts, it can be said that for one and the same text there exists a speaker's (or writer's) and a listener's (or reader's) coherence which may or may not match. However, normally speakers (or writers) help create coherence by (more or less subtly) guiding their listeners (or readers) to a suggested line of understanding which comes close or, ideally, even matches their own. Conversely, listeners (or readers) use these guiding signals as instructions to re-create coherence and to re-align their interpretation with what they take to be the speaker's intentions *(Bublitz 1999: 2; Bublitz, Lenk 1999: 154)*. Hence, coherence is not a state but a process. As a process it cannot be taken for granted. Quite the opposite, it is nearly always only approximate and a matter of degree, which means that any interpretation of the coherence of a text

(1) I follow those linguists who define discourse as a process and text as a product of this process.

(2) In this sense, then, coherence is unlike cohesion which is a text-inherent property that has to do with how linguistic elements by virtue of their lexical and grammatical features relate. Usually, the responsibility for the cohesiveness of the text lies with its producer, the presenter. On the other hand, the coherence of the text relies on the work that both the presenter and the audience do in interpreting how the text »fits« the context *(Ventola 1999: 103)*. Any text or discourse can be coherent or incoherent depending on context. To put it another way, coherence is not given in the text invariantly and independently of an interpretation, but rather comes out of the text in the sense that it is based on the language of the text in the same way as it is based on additional information provided by the linguistic context, the socio-cultural environment, the valid communicative principles and maxims and the interpreter's encyclopaedic knowledge *(Bublitz 1999: 3)*. In this sense, coherence is a relative quality. It has to be because it is a matter of the extend to which readers make sense of a text as it relates to their own contexts and purposes. Cohesion can be measured because it is textual and so takes overt linguistic form. But coherence is a function of the discourse derived from the text and will necessarily always be covert and variable. So, it is not a matter of asking whether a text is coherent or not, but how coherent you can make it.

(3)

is restricted and, accordingly, partial in different degrees *(Bublitz 1999: 3).* Thus, as *Bublitz (1999: 3)* states, listeners and readers are constantly engaged in trying to re-create coherence as a »replica« of the speaker's or writer's coherence. However, they can never succeed in coming up with an exact replica. As it has already been mentioned, coherence is always approximate and a matter of degree, therefore, a scalar notion. Any interpretation of a text is partial in different degrees. But partial coherence is still coherence and we must distinguish it from incoherence,[4] and disturbed coherence. However, the latter can arise from partial coherence. This happens when the extent to which the text is only partially understood can no longer be tolerated by the listener. Either he assumes that his interpretation of coherence clearly diverges from the speaker's or he fails to come up with a plausible interpretation of it *(Bublitz, Lenk 1999: 155).*[5]

Nonetheless, the problem of understanding a discourse or a text is not merely a matter of coherence or cohesion. Sometimes the participants move in more or less different semiotic spheres of knowledge, which means that their worlds of discourse are not compatible or are compatible only to a certain degree. To put it another way, the participants' incompatibility or a partial compatibility of the worlds of discourse can be a potential source of coherence break down or the so-called disturbed coherence.[6]

DISTURBED COHERENCE

In the past very little attention has been paid to this problem which seems not to be readily explained, although disturbed coherence is by no means an infrequent phenomenon in everyday conversations. Quite the contrary, to prevent coherence break down as listeners we are used to appealing to the speakers with fixed phrases such as *I'm lost*, or *fill me in* or *hm?* or more formally *I'm sorry, I don't quite understand you*, whenever we are unable to reach a coherent understanding of what we hear *(Bublitz, Lenk 1999: 153)*. On the other hand, during the conversation, speakers permanently make assumptions about their listeners' state of knowledge. Besides, speakers resort to the use of meta-discourse phrases such as *Are you still with me?*, *Did you understand?* in order to prevent intolerable degrees of coherence disturbance *(Bublitz, Lenk: 1999: 159)*. On the other hand, to ease the listeners' burden of interpretation speakers guide them by using various kinds of cohesive means (proforms, discourse markers etc.), because they are aware of the fact that a shortage of guiding clues can render difficult the listener's efforts to infer coherence.

(4) Incoherence is produced by schizophrenic people whose command of language is said to be deficient, and children with not yet possessing a sufficiently high degree of communicative competence.

(5) This is so, because different listeners or readers, bringing different purposes and contextual assumptions to bear will bring different meanings into the same text. They will, in other words, make it coherent in different ways *(Seidelhofer; Widdowson 1999: 210)*.

(6) The notion disturbed coherence was introduced by Bublitz 1999.

However, the lack of explicit marking will often be made up for by means of inferences *(Fritz 1999: 230).*

Disturbed coherence[7] can be a result of the absence of cohesive devices, such as discourse markers, since cohesive devices are meant to ease the listener's task of trying to add new information to old information. Doubtlessly, a lack of cohesive means could be an important source of disturbed coherence, although disturbed coherence does not necessarily mean disturbed cohesion as coherence of a text is not achieved only by cohesive devices but also by cognitive links and inferences. According to Bublitz (1999: 164–171) other sources of disturbed coherence can be: unclear reference,[8] topic drift,[9] topic chance[10] and change of register or register break. Instead of a change of register, I use the term code switching, which tends to be more appropriate in my case. As I live on a national as well as a linguistic border, I am particularly interested in how code switching influences the establishing of discourse coherence.

CODE SWITCHING

Code switching is a term in linguistics referring to alternating between one or more languages or dialects in the middle of discourse between people who have more than one language in common. Sometimes the switch lasts only for a few sentences, or even a single

(7) According to Bublitz two types of disturbed coherence can be distinguished: deliberate and accidental. In a case of deliberately disturbed coherence the speaker prevents the listener from ascribing coherence to the discourse on purpose (e.g. a biology teacher is explaining about the living conditions of reptiles. He realises the pupils are bored, so he starts to talk about snakes that have wings. Therefore, he tries to attract the pupils' attention by deliberately violating their expectations of the discourse. By preventing the pupils from ascribing coherence to a part of the discourse, he draws their attention back.) In a case of accidentally disturbed coherence the listener tries to create coherence but fails to do so. The difference between the former and the latter is that with the latter the listener has no reason to believe that the speaker is deliberately violating his expectations. As he proceeds from the assumption that what he hears is coherent he searches even for extremely remote or unlikely connections to ascribe meaning to the text *(Bublitz, Lenk 1999: 157)*.

(8) Unclear reference as a source of disturbed coherence means that the hearer does not manage to identify the referent, either because he is faced with several alternative options or because the speaker has not clearly presented the referent.

(9) Topic drift occurs when the topic of the discourse is temporarily neglected or even permanently abandoned. Discourse does not develop according for the speaker's discourse goals but according to what is associatively closest or easiest to say.

(10) Topic chance, especially abrupt topic chance, is another source of disturbed coherence. As it is unexpected, it creates problems for the listener, because he cannot relate the new information to the general conversational goal.

phrase.[11] The switch is commonly made according to the subject of discourse, but may be for a variety of other reasons such as the mood of the speaker (e.g. a person might swear only in Italian).[12] It often occurs in bilingual communities or families[13] and is also used to describe switching between standard language and non-standard dialects or traditions. *(Iridis Encyclopaedia)*

There are a number of possible reasons for the switching of languages. Crystal (1987: 52–54) presents four. The first of these is the notion that a speaker may not be able to express him/herself in one language, so switches to the other to compensate for this deficiency. From this perspective, code switching can be seen as a strategy to compensate for diminished language proficiency. Secondly, switching commonly occurs when an individual wishes to express solidarity with a particular social group. Thirdly, switching may also be used to exclude others from a conversation who do not speak a second language (e.g. in an elevator). The final reason for the switching behaviour is the alteration that occurs when the speaker wishes to convey his/her attitudes to the listener. Crystal suggests that where two bilingual speakers are accustomed to conversing in a particular language, switching to the other is bound to create a special effect. Utilising the second language, therefore, allows speakers to increase the impact of their speech and use it in an effective manner.

Code switching is perhaps most frequently found in informal speech of bilinguals, either from minority groups or in areas where several languages come into contact with

---

(11) Code switching must be separated from loan word usage or borrowings, although distinguishing between the two phenomena presents a problem. Trying to resolve this problem on structural basis, considering the degree of assimilation, brings no useful results since assimilation is not a categorical concept, but a gradient one *(Myers Scotton 1988: 159)*. However, to avoid mixing between code switching and borrowings, I follow the Gumperz's distinction. He defines borrowing as:

- »the introduction of single words or short, frozen idiomatic phrases from one variety into the other. The expressions in question are incorporated into the grammatical system of the borrowing language. They are treated as part of its lexicon, take on its morphological characteristics and enter into its syntactic structures.
- Code switching, by contrast, relies on the meaningful juxtaposition of what speakers must consciously or unconsciously process as strings formed according to the internal rules of two distinct grammatical systems« *(Gumperz 1992: 66)*.

(12) In the region I live, people swear mainly in Italian *(porko dijo, porka madona, porka eva, porka mizerja, šanta madona)*.

(13) It could be said that a bilingual person is one who is able to communicate, to varying extents, in a second language. This includes those who make irregular use of the second language, are able to use second language but have not for some time (dormant bilingualism), or those who have considerable skills in a second language *(Crystal, 1987: 52)*

each other, like in the case of those who live in the Slovenian-Italian-Friulian national and linguistic border area in western Slovenia.

SOCIO-CULTURAL SETTING OF LANGUAGE CONTACT IN THE BRDA, SLOVENIA

The conversations which represent the basis for the analysis were recorded in the Brda, a region of low rounded hills with vineyards and fruit gardens situated in the western part of Slovenia, on the Slovenian-Italian and Friulian[14] national and linguistic border. The Brda[15] is the region between the Friuli plain and the Soča River valley, divided between Italy and Slovenia.[16] My informants are all bilingual or multilingual, besides Slovenian they speak

(14) Friulian (*friulano* in Italian, *Furlan* in Friulian) is a Romance language belonging to the Rhaetian languages family, spoken in the north-east of Italy (Friuli-Venezia Giulia) by about 600,000 people. It is the most widely spoken of the Rhaeto-Romance languages, which include Romansh and Ladin, within the Romance language family. It is also called Eastern Ladin, since it has the same roots as Ladin, although over the centuries it has developed in different ways due to the influence of surrounding cultures (German, Venetian, Italian and Slovenian). The Autonomous Region Friuli-Venezia Giulia shares political and administrative borders with the Veneto region (Italy) to the west, Austria to the north and Slovenia to the east, and linguistic borders with the Venetian dialect of North Italian, German and Slovenian dialects. There are several spoken dialects of Friulian, and a standard orthography has recently been established.

(15) The map of Slovenia. As it can be seen from the map the majority of the Brda region now belongs to Slovenia, only some villages are in Italy, with the population on both sides being Slovenian.



(16) From 1920 when, according to the agreement signed in Rapallo between Italy and the Austro-Hungarian Empire, till 1945 the Brda belonged to Italy. From 1945 to 1947 the region was under the protection of the American allied forces. Since September 1947, when the administrative centre Gorica

Italian, Friulian and many, especially those belonging to the older generations, also speak Serbo-Croatian, since this was the official language of Yugoslavia.

To explore how code switching influences the establishment of coherence a number of discourse code switched passages, isolated from a several conversational exchanges, were examined. Illustrative exchanges, long enough to provide a basis for context bound interpretation were extracted from tape recorded conversations I had with people from border villages. As it has been already mentioned, the population in the Brda has a long history of contact with different languages. The Slovenians live in close proximity to Italian and Friulian speaking villages. Older speakers were educated in Italian. Besides, most of the speakers I interviewed are elderly Slovenian men who had worked in Gorica (Italy) before WW II and were Italian soldiers during the WW II, and elderly Slovenian women who either used to sell fruit in the nearby Italian towns or worked as servants for rich Italian or Friulian families.

As it will be seen from the examples, code switching in my interviews consists of single word switches, phrase switches and clause switches.[17] In many instances, the code switched passages are clearly identifiable as direct quotations. An utterance is quoted in the code in which it was said, i.e. a Slovenian bilingual or multilingual quotes an Italian, Friulian, Serbo-Croatian monolingual in their language. More precisely, a speaker reports on a conversation in Slovenian and shifts to Italian, Friulian or Serbo-Croatian for the direct quote.[18] It is clear that code alternation in these examples is motivated by the speaker's wish to sound original, to communicate the utterance as it was said originally (i.e. in its original language). As such, code switching signals contextual information equivalent to what in monolingual settings is conveyed through prosody or other syntactic or lexical processes. *(Gumperz 1992: 98.)* Mainly, the speakers intend to communicate not only the words but also the context and the atmosphere of the event. They

belonged to Italy, the region has been divided between Slovenia and Italy. Of interest is the fact that, half my birth place, Medana, is in Italy and the other half in Slovenia. Even more interestingly, my parents' house is in Slovenia whilst one of our vineyards is in Italy. On the Slovenian part a new town was built, Nova Gorica. The two towns are close to each other. Since Slovenia has become a member of the EU, a new square has been bolt on the border between the towns.

(17) Speakers communicate fluently, there are no hesitation pauses, changes in sentence rhythm, pitch level or intonation contour when they shift code. Besides, code switching occurs naturally and unobtrusively such that it is not interference to language but rather a verbal mechanism of presenting the ideas and the events in an effective way.

(18) Conversational code switching is more specifically defined by Gumperz (1992: 84, 97) as the juxtaposition, within the same speech exchange, of passages of speech belonging to two different grammatical systems or subsystems.

want to achieve a special communicative effect.[19] In other cases, code switching serves to mark interjections or stock phrases.[20] Let me present some examples.

Context: Stanko Pulec was the Italian soldier of the so-called Batagllione Speciale in Egypt. After the surrender of the Italian army, he was taken prisoner by the British forces. After some time, he escaped and joined the Yugoslav Army of King Peter's, which immigrated to Egypt. In this part of the discourse, Stanko is telling Danila how the Slovenian soldiers did not understand the Serbian lieutenant.

[1]
S: /…/ ne, nəs us‘ta:vi Jugoslo‘va:ni, ne /…/ ‚I:dite ‚na:prijet, še z‘daj si spo‘mi:njən, ku də bi b‘lo z‘daj, ‚i:dite ‚na:prijet, ‚ta:mo ‚vi:djet če… čete ‚na:šu ‚za:stavu i ‚ta:mo t‘ra:žite. Jəst ‚ni:sən zas‘to:pu ‚nə:č. Šə slo‘ve:nsko tər‘ka:j, də smo z‘na:l, ne.
/…/ ‚Re:ku, š‘ta: t‘ra:žite, smo s‘ta:l ku ‚mo:ne, ne. K‘li:cu de‘žu:rnəʋa ofi‘ci:rja, /…/ ‚pə:ršu (nerazumljivo), ‚ʋu:əru po ‚sə:rpsko, ne. ‚Re:ku, z‘na:te tal‘ja:nsko? On jə ‚biu s ‚Šu:šaka te podofi‘ci:r. Sən ‚re:ku, ja. Slo‘ve:nc ‚ʋu:əru təl‘ja:nsko, də zas‘to:pu, ne. Ja, jəs sən z‘na:u… nisən z‘na:u eee ‚sə:rpsko ne…
/…/
D: (smeh)[21]

Context: Danica used to sell fruit on a market in a nearby town Čedad (Cividale). Illegally, she also used to sell cigarettes.

[2]
DB: /…/ An an ja, p‘ri:dən lix ‚če: na ‚tə:rx u Če‘də:t, jə ‚pə:ršu ən eee puli‘ci:ja stra‘da:le, sə ‚re:kli Təl‘ja:ni, ne,

---

(19) Code switching allows a speaker to convey certain attitudes using methods available to those who are bilingual and serves to advantage the speaker, in much the same way as highlighting or underlining in a text document is used to emphasise points.

(20) In my texts e.g. _va ben, beata l'ora, apena apena_. Look at the example [7].

(21) S: /…/ we were stopped by the Yugoslavs. /…/ Go ahead, I can still remember as if it was now, go ahead, there you'll see our flag, look for it there. I understood nothing. I could hardly speak even Slovenian. /…/
He said, what are you looking for? We stood like idiots. He called the orderly officer. /…/ He came and spoke Serbian. He said, do you speak Italian? He was from Sušak, that officer. I said, yes. So, a Slovenian spoke Italian with a Serbian in order to understand each other. /…/
D: (laughs)

D: Ja.
DB: də čə ˌmə:n ciꭃ'a're:t. /…/ ˌNi:sən ˌvi:ədla, ˌki: ˌre:čt, al bi ˌda:la mu al ne, ˌni:sən ˌvi:ədla. Ma non a've:te pa'u:ra, sin'jo:ra, se a've:te siga're:te, non non do've:te a've:r pa'ur:a, mə ˌdi:əlu an ˌpo:le /…/
D: Aha.[22]

However, in some texts an utterance in one code is repeated in the other code, either literally or in a somewhat modified form. In some cases such repetitions may serve to clarify what is said, but often they simply amplify or emphasize the message.

Context: Aleksander Marušič was a barber in the Italian army in Gorica. On of the Italian officers was in love with Aleksander's cousin Tončka.

[3]
A: /…/ ˌre:ku, ˌti, poz'na:š ˌe:nu s ˌKo:jskəꭃ'a, kə se k'li:če ˌTo:nčeka? /…/
Ja, səm ˌre:ku, e ˌmi:a kud'ži:na, ˌmo:ja sest'ri:čna, ne. /…/
Ma se ˌvi:du ˌki ˌTo:nčeka?
E an'da:ta a Mi'la:no. Jə š'la: u Mi'la:n, səm ˌre:ku.
Ma ke'da:j p'ri:de na'za:j?
Ja, bom p'ra:šu, ne. ən sp'lo:x ˌni:səm v'iə:du, ˌči:ə je.
D: (smeh)[23]

Normally, items which are code switched into Italian or Serbo-Croatian do not prevent Danila from ascribing coherence to the text or to the part of the text, as she has

(22) DB: /…/ And I had just arrived at the market in Čedad (Cividale) when a traffic policeman approached.
D: Yes.
DB: if I have cigarettes. /…/ I didn't know whether I should give him the cigarettes or not. I didn't know what to do. You shouldn't be scared if you have cigarettes, you shouldn't be scared, he kept telling me and then /…/
D: Aha.

(23) A: He said, do you know a girl from Kojsko, whose name is Tončeka?
Yes, I said, she is my cousin.
Have you seen her recently?
She has gone to Milan, I said.
But when will she come back?
Well, I'll ask. And I did not even know where she was.
D: (laughs)

a functional reading and speaking knowledge of Italian and Serbo-Croatian, however, her knowledge of Friulian is poor. Therefore, we can predict problems with understanding code switched phrases or utterances into Friulian. On the hand, there may be some problems in understanding less frequently used words or phrases in Italian and Serbo-Croatian. After listening to the recorded texts, the upper hypothesis proved to be right, because, as it can be seen from the following parts of the texts, when Danila did not understand the code switched phrase or utterance she usually asked for a translation [4], or in one case, where she was not sure whether her understanding was correct or not, she requested confirmation [5].

Context: As a young girl Rozalija used to do the housework for a rich family in Milan.

[4]
R: /…/ Zʻda:j, ˏo:ni ˏmə:j naʻva:du ˏji:əst (premor) ˏfa:ve zʻda:j.
D: ˏKi: jə ˏti:ste?
R: ˏFa:ve eee ˏti:st ˏbo:p.
D: A.[24]

In the next case, as in the previous one, when a disturbance in coherence arises, Danila asks immediately for a translation. This time the utterance is code switched into Friulian.

Context: As a fourteen year old boy Pepi worked in a private bakery in the town of Gorica. His job was delivering bread to the houses. The house he lived in was a chimney sweep's house. He slept in a room where a chimney sweep used to change his clothes.

[5]
P: Inu s ˏpə:ršli x ɣospoʻda:rju, ˏFe:lo, Rafaʻe:l, ne, ˏFe:lo, ˏtu:o garʻso:n, šʻpu:sa di špacakaʻmi:n. Ja, siʻvi:əda, sʻpa:u ˏu:ənde, ˏči:əkə ˏbiu… səm sʻmə:rdu po dimniʻka:rju, ne. ˏFe:lo, (smeh) ˏtu:o ˏtu:o garʻso:n, šʻpu:sa di špacakaʻmi:n.
D: ˏKi: ˏpomi:əne?
P: Də də smərʻdi: po po…
L: də də də dimniʻka:r.
P: də smərʻdi: po dimniʻka:rju. ˏPo:le təʻku:ə za ˏnix ˏo:sən ˏda:n ˏšu: təʻu:əni pʻro:č,

(24) R.: Now, they are used to eating (pause) fave now.
D: What is this?
R: Fave is eeee that broad bean.
D.: A.

ˌpo:le sən ˌdu:bu.
D: ˌTə:n ste si u'či:u.
P: Ja.[25]

People to whom Pepi sells bread come to his employer and tell him that his boy smells of a chimney sweep. Danila does not understand the phrase *špusa di špacakamin* although Pepi repeats it in Slovenian in the same turn (də smərdu po dimnikarju, ne). But as Pepi is over 90 years old and has problems with his teeth he does not speak clearly anymore. Consequently, Danila does not understand what he says. Or, what seems to be more likely, during his translation Danila is trying to remember what the Friulian verb *špusa* means, so she does not catch the Slovenian words. Nonetheless, as the disturbance of coherence occurs Danila intervenes immediately by a request to translate the phrase. Pepi begins with the translation but cannot recall to his mind the Slovenian word for a chimney sweep so quickly. Therefore, Lojz helps with a spontaneous completion of the sentence, i.e. he completes the sentence spontaneously (that he was a chimney sweep). Thereafter, Pepi repeats the whole utterance (That he smells like a chimney sweep). Danila has established coherence again as it can be seen from her next turn (You learned there) in which she decides to develop the discourse topic (i.e. Pepi's childhood).

In the following example Danila is not sure whether the Italian word tifo means typhus, therefore, she immediately asks for confirmation. The context is the same as with example [4].

[6]
R: ˌTə:n nəs jə ˌpu:xno ˌfa:slo ˌti:fu.
D: Ma ˌti:fo je ˌti:fus, ne?
R: Ja, ja.[26]

(25) P: And they came to my employer. Felo, Rafael, your boy smells of a chimney sweep. Of course, I slept where… I would smell like a chimney sweep. Felo, (laugh) your boy smells like a chimney sweep.
D: What does it mean?
P: That he smells like…
L: that he is a chimney sweep.
P: That he smells like a chimney sweep.
D: So, you learned there.
P: Yes.

(26) R: Many of us fell sick with tifo.
D: Tifo means typhus, right?
R: Yes, yes, of course.

However, coherence is not always so easily established again. There are examples which are more complicated. Let me present one of them. A description of a wider context is needed in order to understand the problem in addition to the presentation of a longer text that contains the problematic part. The text contains words and phrases code switched into Italian.

Context: The Italian countess Baguer decides to sell 32 farms in the village of Fojana to farm workers who work on these farms. The farm workers ask an Italian bank based in Verona, for a loan to buy the farms. As the monthly instalments are very high, the farmers can hardly pay for them. They are very worried about this because, if they do not manage to pay the instalments, the bank will take possession of the farms. Besides, in 1922, just some months after the farm workers began to pay the loan off, fascism takes hold of Italy. Mussolini begins the policy of assimilation of the Slovenians who live in Primorska region, a region which belongs to Italy at that time. The farmers know that the fascists can hardly wait for the farmers not to be able to pay the instalments anymore, so that they can buy the land and settle Italian farmers into the Slovenian village.

[7]
C: /…/ ,tuə ,ra:tlo pʻri:ət, də sə za milʻjo:n ,li:ər prəʻda:l (premor) sa pərʻda:l šestəntʻri:dəset koloʻni:j, šestəntʻri:deset dərʻži:n z ,ze:mju, s ,xi:šmi ,ra:t, kər jə bʻlu:ə. Za milʻjo:n ,li:ər. Va ,be:n, də milʻjo:n ,li:ər, də ,te:kərt deʻna:r jə ,biu ,ca:jxən ,vəč uʻri:ədə, ne. /…/
D: Ja, ja, ja.
C: Ne, aʻlo:ra kaʻku:ə. Sa proʻsi:li ,ba:nku, ,a:dnu ,ta:ku ,ba:nku vəʻli:ku, an sə… ,ba:nka, sə ,da:la ,da:la deʻna:r milʻjo:n za dəʻse:t ,li:ət, dəʻse:t ,li:ət. /…/ Aʻlo:ra ,vo:tstvo ,ti:ste ,za:druɣe, /…/ sə uʻza:l. /…/
D: Ja.
C: Ma miʻže:rja bʻla ,ta:ka, də ,ki: jə ,ra:tlo? ,Ti:sti ,buj pʻri:dni (premor) za aʻpe:na aʻpe:na sa si ,upə:l pʻla:čət ,ti:stu ,li:ətno… /…/ U ,ko:likor na ,bo:mo ,mo:ɣli pʻla:čət, bo bo eee bo ,ba:nka, uʻza:la. /…/
D: Ja.
C: in nasʻta:ve… na bo ,vəč podajʻša:vla, kə ,ra:tlo pa spreʻme:mba də nasʻto:pu faʻši:zəm,
D: Ja.
C: ,Te:kərt beʻa:ta lʻo:ra, ,nis ,mo:ɣli plaʻču:vət, s bʻli vəʻse:li Təlʻja:ni, ,fa:šisti ,vo:tstvo, də na ,boj ,mo:ɣli pʻla:čət an ,ba:nka… ,mi: pʻla:čmo **,e:nte riʻna:šita agʻra:rija** /…/ ,Te:kərt faʻši:sti s bʻli žə veʻse:li, Təlʻja:ni, faʻši:sti, də na ,mu:ərəj pʻla:čət, aʻlo:ra də pʻla:či ,o:ni, ,e:nte riʻna:šita agʻra:rija, ən də ,pu:əšji u ,va:s nu dərʻži:nu təlʻja:nsku.

/…/. Təˈku:ə jə ˌra:tlo ˌmo:čnuə, ˌmo:čnuə nəˈva:rno, də ˌra:te ˌva:s təlˈja:nska /…/ də na pˈri:de uˈmi:əs
D: təlˈja:nska druˈži:na
C: **ˌe:nte riˈna:šita agˈra:ria, ku sə kˈli:cəla ˌti:sta ustaˈno:va təlˈja:nska,** ki ˌo:na bi z laxˈko:tu uˈse: odpˈla:čla, ˌu:ənix bi zaloˈvi:la pˈro:č ən bi ˌpo:le ˌlo:žla təlˈja:nske təlˈja:nske əlˈdi: /…/
D: Ma pa ˌti:ste, ki ste pˈra:vu, ki sa bˈli ˌti:sti faˈši:sti ˌto u Foˈja:ni, ˌki pa ˌti:ste bˈlo? ˌTi:ste ˌki ste ˌre:ku, də sa pˈra:vli, də sa bˈli faˈši:sti ˌto u Foˈja:ni, ne?
C: Faˈši:sti… ma sə faˈši:sti sa bˈli pouˈso:t /…/
C: Če b še ˌki: ˌra:da ˌvi:ədla, sə…
D: Ne, sə bi bˈlo kər zaˈdo:st, sə sˈkor na ˌu:ra. ˌSa:mo ˌvi:əste ˌki:
C: A?
D: ˌKi: jə ˌe:nte rinˈaš:ita agˈra:ria?
C: Si ˌba:l, də pˈri:dəj komuˈni:sti, kar ˌti:ste bˈluo nəˈva:rno, ne, /…/.[27]

(27) C: They sold 36 families with their land and houses altogether. For a million of liras. Well, a million was worth much more at that time. /…/
D. Yes, yes, yes.
C: So, how did they do it? They asked a certain bank, a big one, to give them a million for a period of ten years. /…/
D: Yes.
C: But people were poor at that time. So, what happened? Those hard-working farmers could hardly hardly pay the mortgage payments…
D: Yes.
C: At that time, the fascists said, finally, they are not able to pay anymore, and the bank…, we pay for it, ente **rinašita agraria**. The fascists were already satisfied /…/ that the farmers couldn't pay anymore, and, so that they could pay, they, **ente rinašita agraria.** And then they would send an Italian family to the village. It was very dangerous for the village to become Italian /…/ That there would come
D: an Italian family
C: **ente rinašita agraria, as the Italian institution was called,** because it could pay off the loan easily. Chase away the Slovenians and settle the Italians there. /…/
D: You mentioned before that there were fascists in Fojana, didn't you?
C: Fascists… there were fascists everywhere /…/
C: If there is anything else you would like to know…
D: No, that is enough. It's nearly one. But there is one thing…
C: Yes?
D: What is **ente rinašita agraria**?
C: They were afraid that the communists might come, because that was dangerous….

In the upper part of the text Ciril Markovic is explaining to Danila how much money the Countess sells the farm workers the land and houses they lived in for. There are some switched words and phrases in the text which create no problem to Danila's comprehension However, the problem arises when Ciril mentions that *ente rinašita agraria* could buy the farms easily and settle Italian farmers there. In the next turn he feels Danila probably does not understand the phrase, so he gives her an explanation *(Ente Rinascita Agraria was an italian institution)* which is not clear enough since it does not contain the information needed to establish a connection between fascists and Ente Rinascita Agraria. More precisely, Danila does understand the meaning of the switched phrase, which in translation means the institution for the revitalization of agriculture. She also understands that it was an institution founded by the fascist government, but she does not understand what its real function was. So, she obviously lacks more information to make inferences, since inferences can normally only be made when the relevant knowledge is available *(Kinstsch 1995: 171)*. But she does not ask him immediately in order not to interrupt his narrative. Therefore, after Ciril's long turn, in which he is narrating about the worries of the farmers, she asks him about the fascists in the village. She wants to get information about the connection between the fascists and the organization for the revitalization of agriculture. Since her question is not precise, Ciril does not understand what information she lacks to establish coherence, so he begins to speak about the fascists in general. Again, Danila does not want to interrupt his narrative, which consequently means that she is not able to comprehend and interpret the discourse anymore. This is the point of the conversation where coherence disturbance occurs. Although Ciril considers the co-operative principle of communications, i. e. collaborates to establish mutual understanding, as he is actively explaining what the institution named Ente Rinascita Agraria was doing, obviously, he is not clear enough for Danila to ascribe coherence to the discourse. On the other hand, Danila does not seem to be very co-operative, even though she lacks the relevant knowledge required to establish coherence. The reason why she does not ask immediately is that Ciril gets very emotionally involved in explaining how difficult these times were for his village, so Danila does not want to be impolite and stop his narrative. When Ciril finishes his story by asking if there is anything else Danila wants to know, Danila tries to re-establish the lost common coherence by asking him directly what the function of *Ente Rinascita Agraria* was in reality. Ciril starts answering but soon drifts off the topic. Although Danila still has not re-established the lost coherence, she decides not to negotiate towards shared coherence, since she realises that a 95 year old man must be exhausted after a 3 hour long interview. Consequently, at the end of the conversation Danila is not able to ascribe coherence to a part of the discourse, i.e. she can not reconstruct the interpretation and the coherence as intended by Ciril. There are two The reasons for this: firstly, Danila lacks a necessary piece of information and, secondly, Ciril does not realise Danila has not understand a part of his discourse.

In short, coherence of part of the discourse collapses because Danila does not manage to integrate, or, she does not know how to integrate, the meaning of Ciril's phrase *Ente Rinascita Agraria* into her context of interpretation. She does not succeed in making sense of what she is hearing.

After some days when she brings the text back to Ciril to check, she asks him again about the organisation. This time she gets the crucial piece of information, i.e. that *Ente Rinascita Agraria* was a fascist organisation with a misleading name. Its main goal was not to revitalize agriculture but to give the Slovenian farmers the loan with high interests so that they would not be able to pay it off. Subsequently, when the Slovenian farmers became bankrupt, the organisation would buy the farms at a low price and settle the Italian farmers there. This was a subtle way of assimilating Slovenian people as well as of making the Slovenian villages into Italian ones.

Therefore, my point here is that the obstacle for Danila's comprehension and interpretation of this part of the discourse was not code switching, as she understood the words in Italian, but the incompatibility of the universes of discourse or the lack of common knowledge That is to say, Danila did not have enough knowledge about the fascist organization which would have enabled her to understand and interpret part of the discourse correctly. As a result, the problem in ascribing coherence to part of the discourse does not arise from code switching, but from the lack of world or common knowledge required to make inferences *(Kintsch 1995: 142)*. To really understand the text or part of it, a great deal of specific knowledge was required. Danila understood what the switched words meant but failed to understand what the institution represented. So, she did not have enough specific world knowledge to bring about the suitable inferences.

CONCLUSION

It is evident that an understanding of a text or part of a text is a product of coherence ascription and, when necessary, of negotiation. That is, when coherence can no longer be assigned, the participants must work together to reconstruct the lost common ground essential to successful communication. Normally, in cases of disturbed coherence, Danila requests either clarification or confirmation. *(Ma tifo je tifus, ne?)* to overcome the obstacle. The problem with the last example is that Ciril does not realise Danila has a problem in ascribing coherence to what she hears. On the other hand, Danila does not clearly signal the problem. Apparently, coherence as a co-operative activity collapses here.

With speakers who functionally understand the second language code switching does not normally create obstacles for the establishment of discourse coherence either because he/she understands the switched items or because he/she asks immediately for a translation or for clarification.

However, there are cases when coherence break down or disturbance occurs with code switched items, but, as can be seen from my example, the disturbed coherence does

not always arise from simply not knowing the meaning of the switched item on the part of the listener, but from the differences in the participants' worlds of discourse. In other words, the collapse of coherence with speakers faced with two or more languages is not necessarily the consequence of code switching but of the lack of common or shared knowledge.

Within this framework, we can conclude that the problem of understanding each other in a multilingual and multicultural society like the European Union, may not be due to a linguistic barrier, since English as a lingua franca is spoken by many Europeans, especially by younger ones, but a lack of common or shared knowledge.

REFERENCES

Bazzanella, Carla (1999): *Coherence and Misunderstanding in Everyday Conversations.* In: Bublitz, Wolfram et al. (ed.). *Coherence in Spoken and Written Discourse: how to create it and how to describe it.* Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, 175–187.

Bublitz, Wolfram et al. (ed.) 1999: *Coherence in Spoken and Written Discourse: how to create it and how to describe it.* Amsterdam/Philadelphia: Benjamins.

Bublitz, Wolfram (1999): *Introduction: Views of Coherence.* In: Bublitz, Wolfram et al. (ed.). *Coherence in Spoken and Written Discourse: how to create it and how to describe it.* Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, 1–7.

Bublitz, Wolfram / Lenk, Uta (1999): *Disturbed Coherence: Fill me in.* In: Bublitz, Wolfram et al. (ed.), *Coherence in Spoken and Written Discourse: how to create it and how to describe it.* Amsterdam/Philadelphia: Benjamins ,153–174.

Cameron, Deborah (2004): *Working With Spoken Discourse.* Sage Publications: London, Thousand Oaks, New Delhi.

Crystal, David (1997): *A Dictionary of Linguistics and Phonetics.* Oxford, Cambridge (Mass.): Blackwell.

Fritz, Gerd, (1999): *Coherence in Hypertext.* In: Bublitz, Wolfram et al. (ed.). *Coherence in Spoken and Written Discourse: how to create it and how to describe it.* Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, 221–232.

Gumperz, John J. (1992): *Discourse Strategies. Studies in interactional Sociolinguistics 1.* Cambridge University Press: Cambridge.

Heller, Monica (ed.) (1988): *Code switching. Anthropological and Sociolinguistic Perspectives.* Berlin, New York, Amsterdam: Mouton de Gruyter.

Kintsch, Walter (1995): *How readers Construct Situation Models for Stories: The Role of Syntactic Cues and Casual Inferences.* In: Gersbacher, Morton Ann, Givón T. (ed.). *Coherence in Spontaneous Text.* Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins Publishing Company, 139–160.

Morton Gernsbacher / Ann, Givón T. (1995) (ed.): *Coherence in Spontaneous Text.* Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins Publishing Company.

Myers Scotton, Carol (1988): *Code switching as indexical of social negotiations.* In: Heller, Monica (ed.). *Code switching. Anthropological and Sociolinguistic Perspectives.* Berlin, New York, Amsterdam: Mouton de Gruyter, 151–186.

Östman Jan-Ola (1999): *Coherence through Understanding through Discourse Patterns: Focus on New Reports.* In: Bublitz, Wolfram et al. (ed.). *Coherence in Spoken and Written Discourse: how to create it and how to describe it.* Amsterdam, Philadelphia: Benjamins, 77–99.

Seidlhofer, Barbara / Widdowson, Henry (1999): *Coherence in Summary: The Contexts of Appropriate Discourse.* In: Bublitz, Wolfram et al. (ed.). *Coherence in Spoken and Written Discourse: how to create it and how to describe it.* Amsterdam, Philadelphia: Benjamins, 205–219.

Ventola, Eija (1999): *Semiotic Spanning at Conferences: Cohesion and Coherence in and across Conference papers and their Discussions.* In: Bublitz, Wolfram et al. (ed.) *Coherence in Spoken and Written Discourse: how to create it and how to describe it.* Amsterdam, Philadelphia: Benjamins, 101–123.

http://www.iridis.com
http://www.flw.com/languages/friulian.htm

DIE GESCHICHTE DER DEUTSCHEN SPRACHE

Inge Bily

Zu einigen Aspekten der sprachlichen Auswertung von Rechtstermini im Projekt "Das sächsisch-magdeburgische Recht als kulturelles Bindeglied zwischen den Rechtsordnungen Ost- und Mitteleuropas"[1]

Im Rahmen der sprachlichen Komponente unserer Projektarbeit soll u.a. Fragen der Entlehnung des Fachwortschatzes des Rechts und seiner Weiterentwicklung in der jeweiligen Nehmersprache nachgegangen werden. Die Ergebnisse der Untersuchungen Professor Ilpo Tapani Piirainens (Piirainen 1996) und seiner Schüler *(Meier, Piirainen 2000; Meier, Ziegler, 2002; Meier, Ziegler 2003)* sowie der Forscher in der Slowakei bieten dafür wertvolle methodische Anregungen.

Der Rechtssprache haben sich die Linguisten immer wieder zugewandt, besonders unter sprachhistorischem Aspekt *(Große 1986; Sonderegger 1965; Sonderegger 1997; Schmidt-Wiegand 1998a; Schmidt-Wiegand 1998b; Spiewok 1957; Spiewok 1959)*, aber auch aus fachsprachlicher Sicht *(Schmidt-Wiegand HRG1 4 [1990]: 355–357)*. Dabei spielen Fragen der Lehnwortforschung *(Bellmann 1971; Eggers 1987; Eggers 1988; Eggers 1999;*

Kaestner 1939; Kaestner 1987; Siatkowski 1967; Siatkowski 1970), der Übersetzung/Übertragung (Papsonová Silleiner Rb.), der Sprachstatistik *(Kořenský, Cvrček, Novák 1999)* und auch der Semantikforschung *(Lizisowa 1995; Lizisowa 1998; Lizisowa 2000)* eine Rolle.

Zum deutsch-slowakischen/tschechischen Sprachkontakt sind u.a. die Arbeiten Ján Dorul'as (Dorul'a 1977; Dorul'a 1978; Dorul'a 1997) sowie die Untersuchungen Mária Papsonovás, vor allem die zum *Silleiner Rechtsbuch (Papsonová Silleiner Rb.)* zu vergleichen. Mit den tschechisch/slowakisch-deutschen Entlehnungsprozessen beschäftigt sich u.a. Stefan Michael Newerkla *(Newerkla 2004)*, mit den deutsch-tschechischen *Emil Skála (Skála 1964).* Janusz Siatkowski *(Siatkowski 1970)* untersucht die tschechisch-polnischen und Ilpo Tapani Piirainen *(Piirainen 1997)* u.a. auch die slowakisch-schlesischen Entlehnungsprozesse.

Bei der Edition wie auch der linguistischen Auswertung von Quellen aus den Beständen slowakischer Archive hat sich Ilpo Tapani Piirainen große Verdienste erworben. Zahlreiche Editionen wurden durch ihn angeregt und befördert. Es sei besonders auf ein DFG-Projekt zur regestartigen Erfassung von Archivbeständen der Slowakei aufmerksam gemacht, dessen Publikation bevorsteht und das einen Großteil der erfassten Quellen erstmalig der Fachwelt bekannt und zugänglich macht und damit eine Auswertung der Texte durch Historiker, auch Rechtshistoriker, aber auch durch die mit der historischen Wortforschung befassten Sprachwissenschaftler ermöglicht.

Die slowakische historische Wortforschung weist beachtliche Ergebnisse auf. Es muss besonders auf die historische Textanalyse Mária Papsonovás in ihrer Untersuchung zum Silleiner Rechtsbuch verwiesen werden, deren Kernstück ein umfangreiches Wörterbuch der Rechtstermini zur deutschsprachigen Vorlage des Landrechts (1378) und zu ihrer Übersetzung (1473) *(Papsonová Silleiner Rb.)* bildet. In der Auswertung des Sprachmaterials dieser Quellen wird deutlich, dass es bei der Übernahme/Übersetzung der deutschen Rechtstexte mitunter ausgesprochen schwierig war, für die deutschen Rechtstermini in der Nehmersprache adäquate Termini zu finden. Dass sich mit diesen Schwierigkeiten auch andere mittelalterliche Translatoren konfrontiert sahen, betont M. Papsonová unter Bezug auf Arbeiten zu Böhmen und Mähren, aber auch unter Hinweis auf in Deutschland verfasste lateinische Urkunden des Hochmittelalters, in denen deutsche Rechtswörter übernommen werden.

Für unseren geplanten Vergleich von Rechtsinhalten einschließlich der entsprechenden Termini und ihrer Übertragung/Übersetzung in andere Sprachen lassen sich – wegen der Ähnlichkeit der zu erwartenden Probleme – aus Mária Papsonovás vergleichenden Analyse eines historischen Rechtstextes und seiner Übertragung/Übersetzung *(Papsonová Silleiner Rb.)* eine Reihe von Schlussfolgerungen ableiten:

1. Uneinheitliche Schreibungen der Vorlage sind eine große Fehlerquelle für die Übersetzung. M. Papsonová weist darauf hin, dass "zahlreiche ältere Rechtstermini auch

im Herkunftsland der Kodifizierung bis um die Mitte des frühneuhochdeutschen Zeitraums (d.h. bis zur Rezeption des gelehrten Römischen Rechts) häufig regional unterschiedlich gebräuchlich waren." *(Wolf 1985: 1335)*. Der Textvergleich belegt u.a. Unterschiede in der Satzfolge und erhebliche inhaltliche Differenzen zwischen den Texten, d.h. einerseits stark kürzende Wiedergabe, aber andererseits auch das Streben, "für jedes Wort der Ausgangssprache in der Zielsprache eine Entsprechung zu finden" *(Papsonová Silleiner Rb.: 57)*.

2. Probleme ergeben sich auch aus den unterschiedlichen Wortbildungsmitteln von Ausgangs- und Zielsprache, vgl. die Komposition als vorherrschendes Wortbildungsmittel in der deutschen Ausgangssprache und die Derivation als vorherrschendes Wortbildungsmittel in den slawischen Zielsprachen.

   "Zusammen mit der Tatsache, dass die Bildung von Benennungen durch Komposition in der einheimischen Sprache nicht üblich war, hat die getrennte Schreibung sicher dazu beigetragen, dass einzelne Glieder der Komposition oft als selbständige Wörter aufgefasst und übersetzt wurden. Als Ergebnis des Strebens, für jedes Wort (bzw. jede Zusammensetzung, die aber offensichtlich nicht immer als solche empfunden wird) ein Äquivalent zu finden, sind für ein und dasselbe Kompositum der Vorlage sehr divergente Übersetzungsvarianten zu verzeichnen" *(Papsonová Silleiner Rb.: 66)*.

3. Ist das Textverständnis nur z.T. oder gar nicht gegeben, kommt es zu Fehlern und Fehldeutungen. Diese Gefahr besteht besonders bei Unterschieden zwischen der gemeinsprachlichen und der rechtssprachlichen Verwendung von Lexemen.

4. Bei der Arbeit mit den Texten der Ausgangssprache sind Verwechslungen von im Schriftbild ähnlichen Wörtern sowie Verwechslungen von Bedeutungen von Homonymen und Homographen zu berücksichtigen.

   Neben der Verwechslung von Bedeutungen der in ihrem Schriftbild ähnlichen Wörter, z.B. *mark – markt; schaf – schöffe; zol – sole, sol,* nennt M. Papsonová auch Verwechslungen der Bedeutungen von Homonymen (z.B. *gunst* als Präteritum zu *ginnen* 'anfangen' – *gunst* 'Wohlwollen') und Homographen (z.B. *bestaten* 'heiraten' – *bestatten* 'begraben'), weitere Beispiele s. Papsonová Silleiner Rb.: 66.

5. Bei der Übertragung/Übersetzung der mittelalterlichen Rechtstexte ging es um das Finden sprachlicher Äquivalente der jeweiligen Rechtsinhalte aus der Ausgangssprache für diejenigen in der Zielsprache. Wenn sich im Text der Ausgangssprache die

Bedeutung des Ganzen nicht mehr eindeutig aus der Verbindung der Teile ergibt, treten bei Lehnübersetzungen auch Sinnverschiebungen auf.

Als Beispiele hierfür werden bei Papsonová u.a. genannt: *herschild, kampfwunde, wergeld, wicbilde*, weitere Beispiele s. Papsonová Silleiner Rb.: 66. M. Papsonová begründet die offensichtlich nicht adäquaten Übersetzungsvarianten für eine Reihe von Termini einerseits mit dem Fehlen der "notwendigen Äquivalente zur Wiedergabe der unbekannten rechtlichen Begrifflichkeit" in der Zielsprache, andererseits aber auch damit, dass "die Übersetzer über kein bzw. nur über ein auf das einheimische Gewohnheitsrecht beschränktes juristisches Fachwissen verfügen" *(Papsonová Silleiner Rb.: 61).*

6. Bei der Übersetzung/Übertragung ist – zumindest teilweise – auch mit Informationsverlust zu rechnen, denn bei Schwierigkeiten und Unsicherheiten in der Übertragung greifen die Übersetzer teilweise zu anderen Termini.

   Dies verdeutlicht M. Papsonová u.a. am Beispiel der Wiedergabe von *schöffe, schöffenbar*, für die teilweise dieselben Äquivalente verwendet werden wie für bürger *(Papsonová Silleiner Rb.: 190, 566, 568).*

7. "Ein besonderes Übersetzungsproblem stellen die für die Sprache des mittelalterlichen deutschen Rechts charakteristischen festen Wortverbindungen und Phraseologismen mit ihrer reichen Metaphorik dar", vgl. die Beispiele bei Papsonová *(Papsonová Silleiner Rb.: 70).*

8. Neben der Vielfalt bei Übersetzungen nennt Papsonová aber auch Beispiele für wortwörtliche Übertragungen, die immer wiederkehren, so z.B. für *selb dritt(e)* [sám třetí], *selb siebend(e)* [sám sedmý], *selb dreizehent* [sám třinást]. Ähnlich verhält es sich nach M. Papsonová beim Wortpaar *jar und tag* und seiner Entsprechung *rok a den (Papsonová Silleiner Rb.: 70).*

Diese wenigen Beispiele bekräftigen die Notwendigkeit einer Zusammenführung von Ergebnissen rechtshistorischer und philologischer Forschungen. Es sei außerdem auf Ausführungen Jacob Grimms *(Grimm 1890: 547),* Karl von Amiras *(v. Amira 1913: 3–4),* Gerhard Köblers *(Köbler 1984),* Angelo Garovis *(Garovi 1999),* Józef Matuszewskis *(Matuszewski 1978),* auf eine große Zahl von Untersuchungen Ruth Schmidt-Wiegands *(Schmidt-Wiegand 1998a; Schmidt-Wiegand 1998b; Schmidt-Wiegand 2000)* sowie auf die Auswertung slowenischen Rechtswortschatzes durch Katja Škrubej *(Škrubej 2002)* verwiesen.

LITERATUR

von Amira, Karl (1913): *Grundriß des Germanischen Rechts. (Grundriß der Germanischen Philologie).* Straßburg.
Beljaeva, G. P. (1962): *Iz istorii gorodskogo prava Slovakii XII–XIV vv.* In: *Pravovedenie.* Moskva, Nr. 2, S. 129–133.
Bellmann, Günter (1971): *Slavoteutonica. Lexikalische Untersuchungen zum slawisch-deutschen Sprachkontakt im Ostmitteldeutschen. (Studia Linguistica Germanica 4).* Berlin, New York.
Bily, Inge (2007): *Das Projekt "Das sächsisch-magdeburgische Recht als kulturelles Bindeglied zwischen den Rechtsordnungen Ost- und Mitteleuropas".* In: Wynfried Kriegleder, Andrea Seidler, Jozef Tancer (Hrsg.): *Deutsche Sprache und Kultur in der Zips.* Bremen, S. 179–186.
Carls, Wieland (2008): *Das sächsisch-magdeburgische Recht – Sprach- und Rechtstransfer in Mittel- und Osteuropa. Versuch einer Bestandsaufnahme am Beispiel der heutigen Slowakei (in diesem Band).*
Doruľa, Ján (1977): *Z histórie slovensko-nemeckých jazykových vzt'ahov v 16.–18. storočí. (Z výskumu jazyka levočských Nemcov).* In: *Slavica Slovaca* 12, S. 13–27.
Doruľa, Ján (1978): *Z histórie slovensko-nemeckých jazykových vzt'ahov v 16.–18. storočí. (Z výskumu jazyka levočských Nemcov).* In: *Slavica Slovaca* 13, S. 63–77.
Doruľa, Ján (1997): *Slovensko-nemecké vzt'ahy v rukopisných pamiatkach (podl'a písomností v archíve mesta Banská Bystrica).* In: Miroslava Domová (Hrsg.): *Kniha '95–'96. Zborník o problémoch a dejinách knižnej kultúry.* [o.O.], S. 190–192.
Eichler, Ernst / Lück Heiner (Hrsg.) (2007): *Rechts- und Sprachtransfer in Mittel- und Osteuropa: Sachsenspiegel und Magdeburger Recht. Sammelband der Tagung vom 30.10.–2.11.2003 in Leipzig. (IVS SAXONICO-MAIDEBURGENSE IN ORIENTE 1) (im Druck).*
Eggers, Eckard (1987): *Zur Entlehnung deutscher Komposita aus freien Morphemen in das Polnische.* In: Alek Pohl, André de Vincenz (Hrsg.): *Deutsch-polnische Sprachkontakte. Beiträge zur gleichnamigen Tagung, 10.–13. April 1984 in Göttingen. (Slavistische Forschungen 52).* Köln, Wien, S. 29–41.
Eggers, Eckard (1988): *Die Phonologie der deutschen Lehnwörter im Altpolnischen bis 1500. (Slavistische Beiträge 225).* München.
Eggers, Eckard (1999): *Sprach- und Kulturkontakt in Polen.* In: Eckard Eggers, Joachim Becker, Jürgen Udolph, Dieter Weber (Hrsg.): *Florilegium Linguisticum. Festschrift für Wolfgang P. Schmid zum 70. Geburtstag.* Hrsg. von. Frankfurt a.M., Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Wien, S. 100–112.
Felber, Helmut / Budin, Gerhard (1989): *Terminologie in Theorie und Praxis. (Forum für Fachsprachenforschung 9).* Tübingen.
Garovi, Angelo (1999): *Rechtssprachlandschaften in der Schweiz und ihr europäischer Bezug. (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 76).* Tübingen, Basel.

Grimm, Jacob (1890): *Kleinere Schriften. Bd. 8. Güterloh 1890. (Neudruck Hildesheim 1966).*
Große, Rudolf (1964): *Die mitteldeutsch-niederdeutschen Handschriften des Schwabenspiegels in seiner Kurzform. Sprachgeschichtliche Untersuchung. (Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Phil.-hist. Kl. Bd. 56. H. 4).* Berlin.
Große, Rudolf (1986): *Die Sprache des Rechts in der Geschichte der deutschen Sprache.* In: Arwed Spreu (Hrsg.), *Sprache, Mensch und Gesellschaft – Werk und Wirkungen von Humboldt und Jacob und Wilhelm Grimm in Vergangenheit und Gegenwart. Internationale sprachwissenschaftliche Konferenz.* Berlin, 22.–25. Oktober 1995. Protokollband Teil I. Berlin 1986, S. 76–90.
HRG[1]: *Handwörterbuch zur Deutschen Rechtsgeschichte.* Hrsg. von Adalbert Erler und Ekkehard Kaufmann, mitbegründet von Wolfgang Stammler, ab Bd. 2 unter philologischer Mitarbeit von Ruth Schmidt-Wiegand. Bd. 1–5. Berlin 1971–1996.
Kaestner, Walter (1939): Die deutschen Lehnwörter im Polnischen. I. Teil: Einleitung und Lautlehre. (Veröffentlichungen des Slavischen Instituts an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin 23). Leipzig.
Kaestner, Walter (1987): *Germanistische Aspekte der deutsch-polnischen Lehnwortforschung.* In: Alek Pohl, André de Vincenz (Hrsg.): *Deutsch-polnische Sprachkontakte. Beiträge zur gleichnamigen Tagung, 10.–13. April 1984 in Göttingen. (Slavistische Forschungen 52).* Köln, Wien, S. 89–102.
Kałužniacki, Emil (1886): *Die polnische Recension der Magdeburger Urtheile und die einschlägigen deutschen, lateinischen und czechischen Sammlungen. (Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Kl. 111. H. 2).* Wien, S. 113–330.
Kamińska, Krystyna (1990): *Lokacje miast na prawie magdeburskim na ziemiach polskich do 1370 r. (Studium historycznoprawne).* Toruń.
Karte dt. Stadtrecht 1936: *Die Verbreitung des deutschen Stadtrechts nach dem Osten.* Hrsg. von der Stadt Magdeburg, nach den Vorarbeiten von Prof. Weizsäcker, Dr. Joh. Schultze, Dr. B. Schulze, Dr. P. Krause. Beilage zu: Zur Geschichte des Magdeburger Rechtes. In: *Magdeburg in der Politik der deutschen Kaiser. Beiträge zur Geopolitik und Geschichte des ostfälischen Raums.* Magdeburg 1936.
Karte Lokationen: Karte. In: Krystyna Kamińska (1990): *Lokacje miast na prawie magdeburskim na ziemiach polskich do 1370 r. (Studium historycznoprawne).* Toruń, 236.
Kaufmann, Frank-Michael (Hrsg.) (2002): *Glossen zum Sachsenspiegel-Landrecht. Buch'sche Glosse. Teile 1–3. (Monumenta Germaniae Historica. Fontes iuris Germanici antiqui. Nova series VII).* Hannover.
Kaufmann, Frank-Michael (Hrsg.) (2006): *Glossen zum Sachsenspiegel-Lehnrecht. Die kürzere Glosse. Teile 1, 2. (Monumenta Germaniae Historica. Fontes iuris Germanici antiqui. Nova series VIII).* Hannover.
Kaufmann, Neumeister Glossar: Frank-Michael Kaufmann, Peter Neumeister, Glossar zu Frank-Michael Kaufmann (Hrsg.), *Glossen zum Sachsenspiegel-Landrecht. Buch'sche*

Glosse. Teile 1–3. (Monumenta Germaniae Historica. Fontes iuris Germanici antiqui. Nova series VII). Hannover 2002 (in Vorbereitung).

Keller, Ol'ga Borisovna (2008): *Transfert nemeckogo prava na territoriju Slovakii v Srednie veka: nadelenie gorodskimi pravami Trnavy, Krupiny, Nitry, Žiliny; gorodskoe i gornoe pravo Banskoj Št' javnicy i Kremnicy; "Švabskoe Sercalo" iz Košice i pr. (im Druck).*

Köbler, Gerhard (1984): *Deutsche Sprachgeschichte und Rechtsgeschichte.* In: Werner Besch, Oskar Reichmann, Stefan Sonderegger (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung, 1. Halbbd. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.1).* Berlin, New York, S. 56–70.

Kořenský, Jan / Cvrček, František / Novák, František (1999): *Juristická a lingvistická analýza právních textů (právněinformatický přístup).* Praha.

Kwiatkowska, Irena (1991): *Das sächsische Recht in der polnischen juristischen Literatur des 17. Jahrhunderts.* In: Gerhard Lingelbach, Heiner Lück (Hrsg.): *Deutsches Recht zwischen Sachsenspiegel und Aufklärung. Rolf Lieberwirth zum 70. Geburtstag… (Rechtshistorische Reihe 80).* Frankfurt a.M., Bern, New York, Paris, S. 119–123.

Lieberwirth, Rolf (1986): *Das sächsisch-magdeburgische Recht als Quelle osteuropäischer Rechtsordnungen. (Sitzungsberichte der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Phil.-hist. Kl. Bd. 127. H. 1).* Berlin.

Lizisowa, Maria Teresa (1995): *Podstawowe terminy prawnicze w statutach staropolskich na tle słowiańskim. Studium semantyczne.* Kraków.

Lizisowa, Maria Teresa (1998): *Prawem sądzić czyli o języku Statutów litewskich w Panu Tadeuszu. Wyższa Szkoła Pedagogiczna im. Komisji Edukacji Narodowej w Krakowie. (Prace Monograficzne 256).* Kraków.

Lizisowa, Maria Teresa (2000): *Język kodeksu Olszewskiego (1550). Z recepcji staropolskiego języka prawno-sądowego w Wielkim Księstwie Litewskim w szesnastym wieku.* Kraków.

Lück, Heiner (1999): *"Der Deutsche kommt also im Osten in kein Neuland…". Das Institut zur Erforschung des Magdeburger Stadtrechts (1940–1945).* In: Heiner Lück, Werner Freitag (Hrsg.): *Historische Forschung in Sachsen-Anhalt. Ein Kolloquium aus Anlaß des 65. Geburtstages von Walter Zöllner.* Leipzig, Stuttgart, S. 125–145.

Lück, Heiner (2001): *Zur Rezeption des sächsisch-magdeburgischen Rechts in Osteuropa. Das Beispiel Ungarn.* In: Thomas Bremer (Hrsg.): *Grenzen überschreiten. Beiträge zur deutsch-ungarischen Kulturwissenschaft. (Colloquium Halense 2).* Halle, S. 9–28.

Lück, Heiner (2005): *Über den Sachsenspiegel. Entstehung, Inhalt und Wirkung des Rechtsbuches. Mit einem Beitrag zu den Grafen von Falkenstein im Mittelalter von Joachim Schymalla. 2. überarb., erw. Aufl.* Dössel (Saalkreis).

Markmann, Fritz (1936): *Zur Geschichte des Magdeburger Rechtes.* In: *Magdeburg in der Politik der deutschen Kaiser. Beiträge zur Geopolitik und Geschichte des ostfälischen Raums.* Magdeburg, S. 81–128.

Matuszewski, Józef (1978): *Filologia w służbie historii.* In: *Acta Universitatis Lodziensis.*

Zeszyty Naukowe Uniwersitetu Łódzkiego Nauki Humanistyczno-Społeczne. Folia Iuridica, seria 1, zesz. 32, S. 3–34.

Meier, Jörg / Piirainen, Ilpo Tapani (2000): *Der Schwabenspiegel aus Kaschau. (Beiträge zur Editionsphilologie. Editionen und Materialien 1. Hrsg. von Jörg Meier und Arne Ziegler).* Berlin.

Meier, Jörg / Ziegler, Arne (2002): *Kanzleisprachenforschung im 19. und 20. Jahrhundert. Eine Bibliographie.* Wien.

Meier, Jörg / Ziegler, Arne (Hrsg.) (2003): *Aufgaben einer künftigen Kanzleisprachenforschung. Beiträge zur Kanzleisprachenforschung* 3. Wien.

Newerkla, Stefan Michael (2004): *Sprachkontakte Deutsch – Tschechisch – Slowakisch. Wörterbuch der deutschen Lehnwörter im Tschechischen und Slowakischen: historische Entwicklung, Beleglage, bisherige und neue Deutungen. (Schriften über Sprachen und Texte 7).* Frankfurt a.M., Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Wien.

Papsonová Silleiner Rb.: *Mária Papsonová, Das Magdeburger Recht und das Silleiner Rechtsbuch. Wörterbuch zur deutschsprachigen Vorlage des Landrechts (1378) und zu ihrer Übersetzung (1473). (Regensburger Beiträge zur deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft. Reihe B/Untersuchungen 84).* Frankfurt a.M., Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Wien 2003.

Piirainen, Ilpo Tapani (1996): *Deutsche Siedler und deutschsprachige Gesetze in der wirtschaftlichen Entwicklung der Slowakei.* In: Gerhard Grimm, Krista Zach (Hrsg.): *Die Deutschen in Ostmittel- und Südosteuropa. Geschichte – Wirtschaft – Recht – Sprache. Bd. 2. (Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks. Reihe B: Wissenschaftliche Arbeiten 73).* München, S. 133–152.

Piirainen, Ilpo Tapani (1997): *Sprachhistorische Beziehungen zwischen Schlesien und der Slowakei.* In: Józef Grabarek (Hrsg.): *Deutschsprachige Kanzleien des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit. (Kanzleisprachen 1).* Bydgoszcz, Münster, Regensburg, S. 31–48.

Schmidt-Wiegand, Ruth (1998a): *Deutsche Sprachgeschichte und Rechtsgeschichte bis zum Ende des Mittelalters.* In: Werner Besch, Anne Betten, Oskar Reichmann, Stefan Sonderegger (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2., vollständig neu bearbeitete und erweiterte Auflage, 1. Teilbd. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.1., 2. Auflage).* Berlin, New York, S. 72–87.

Schmidt-Wiegand, Ruth (1998b): *Deutsche Sprachgeschichte und Rechtsgeschichte seit dem Ausgang des Mittelalters.* In: Werner Besch, Anne Betten, Oskar Reichmann, Stefan Sonderegger (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2., vollständig neu bearbeitete und erweiterte Auflage, 1. Teilbd. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.1., 2. Auflage).* Berlin, New York, S. 87–98.

Schmidt-Wiegand, Ruth (2000): *Sprache zwischen Recht und Gesetz – Mainzer Reichslandfriede und Sachsenspiegel-Prolog im Vergleich.* In: Heiner Lück, Bernd Schildt (Hrsg.): *Recht, Idee, Geschichte. Beiträge zur Rechts- und Ideengeschichte für Rolf Lieberwirth anläßlich seines 80. Geburtstages.* Köln, Weimar, Wien, S. 135–150.

Schmidt-Wiegand HRG1 4: *Ruth Schmidt-Wiegand, Art. 'Rechtssprache'.* In: HRG[1] 4 (1990), S. 344–360, bes. I. Rechtssprache als Fachsprache (344–346) und V. Fachsprache als Gemeinsprache, S. 355–357.

Schubart-Fikentscher, Gertrud (1942): *Die Verbreitung der deutschen Stadtrechte in Osteuropa. (Forschungen zum deutschen Recht IV, 3).* Weimar.

Siatkowski, Janusz (1967): *Wpływy poszczególnych dialektów niemieckich na język polski. In: Studia z Filologii Polskiej i Słowiańskiej 7.* Warszawa, S. 33–46.

Siatkowski, Janusz (1970): *Bohemizmy fonetyczne w języku polskim II. 4. formy beznosówkowe, 5. formy nieprzegłoszone. (Monografie Slawistyczne 20).* Wrocław, Warszawa, Kraków.

Sieber, Armin (1999): *Deutsche Fachsprache des Rechts in Mittelalter und Früher Neuzeit.* In: Andreas Thier, Guido Pfeifer, Philipp Grzimek (Hrsg.): *Kontinuitäten und Zäsuren in der Europäischen Rechtsgeschichte. Europäisches Forum Junger Rechtshistorikerinnen und Rechtshistoriker. München 22.–24. Juli 1998. (Rechtshistorische Reihe 196).* Frankfurt a.M., Berlin, Bern, New York, Paris, Wien.

Skála Skála, Emil (1964): *Die Entwicklung des Bilinguismus in der Tschechoslowakei vom 13. bis 18. Jahrhundert.* In: *Beiträge zur Geschichte des deutschen Sprache und Literatur 86.* Halle/S., S. 69–106.

Sonderegger, Stefan (1965): *Die ältesten Schichten einer Germanischen Rechtssprache.* In: Ferdinand Elsener, W. H. Ruoff. (Hrsg.): *Festschrift für Karl Siegfried Bader.* Köln, Graz, S. 419–438.

Sonderegger, Stefan (1997): *Tradition und Erneuerung der germanischen Rechtssprache aus der Sicht des Gotischen.* In: Gerhard Köbler, Hermann Nehlsen (Hrsg.): *Wirkungen europäischer Rechtskultur. Festschrift für Karl Kroeschell zum 70. Geburtstag.* München 1997, 1219–1243.

Spiewok, Wolfgang (1957): *Die Sprache der Quedlinburger Handschrift des Sachsenspiegels aus dem 13. Jahrhundert. Diss. (Masch.).* Halle.

Spiewok, Wolfgang (1959): *Die Sprache der Quedlinburger Handschrift des Sachsenspiegels aus dem 13. Jahrhundert.* In: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Martin-Luther-Universität Halle – Wittenberg.* Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe VIII, 4/5, 711–724.

Stolleis, Michael: *Art. 'Rezeption, öffentlichrechtlich'.* In: HRG1 4 (1990), S. 984–995.

Strippel, Jutta (1974): *Zum Verhältnis von Deutscher Rechtsgeschichte und Deutscher Philologie.* In: Jörg J. Müller (Hrsg.), unter Mitarb. von Reinhard Behm, Karl-Heinz Götze, Ulrich Schulte-Wülwer und Jutta Strippel: *Germanistik und deutsche Nation 1806–1848. Zur Konstitution bürgerlichen Bewußtseins.* Stuttgart, Weimar, S. 113–166.

Škrubej, Katja (2002): *Ritus gentis Slovanov v vzhodnih Alpah.* Ljubljana.

Willoweit, Dietmar / Schich Winfried (Hrsg.) (1980): *Studien zur Geschichte des sächsisch-magdeburgischen Rechts in Deutschland und Polen. (Rechtshistorische Reihe 10).* Frankfurt a.M., Bern, Cirencester/U.K.

Wolf, Dieter (1985): *Lexikologie des Frühneuhochdeutschen.* In: Werner Besch, Oskar Reichmann, Stefan Sonderegger (Hrsg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Halbbd. (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 2.2.).* Berlin, New York, S. 1323–1341, bes. 1335.
Ziegler s. Meier.

ANMERKUNG

(1) Das sächsisch-magdeburgische Recht als kulturelles Bindeglied zwischen den Rechtsordnungen Ost- und Mitteleuropas. In: [Informationsbroschüre] Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig 2006, 38; vgl. auch Eichler/Lück 2007; weiterhin: Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Arbeitsberichte der wissenschaftlichen Vorhaben 2004/2005. Information zur Öffentlichen Frühjahrssitzung am 8. April 2005, 18–20; ferner: Jahrbuch 2003–2004. Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Im Auftrage der Akademie herausgegeben von Ernst Schlegel. Stuttgart, Leipzig 2005, 361–366; Jahrbuch 2005–2006: 2007, S. 269–272; sowie den Katalog zur Ausstellung “Garten der Erkenntnis” den Teil “Rechtswege. Sachsenspiegel, Glossen und Magdeburger Recht in ihren europäischen Dimensionen”. Leipzig 2004. – Es sei auch auf ein weiteres Langzeitvorhaben an der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, die Edition der Glossen zum Sachsenspiegel im Rahmen des internationalen Großunternehmens Monumenta Germaniae Historica, aufmerksam gemacht: Die Edition von Glossen zum Sachsenspiegel. Bereits erschienen sind die Edition der Buch’sche Glosse zum Sachsenspiegel-Landrecht (Kaufmann 2002) sowie die Edition der kürzeren Glosse zum Sachsenspiegel-Lehnrecht (Kaufmann 2006). Gegenwärtig wird durch Frank-Michael Kaufmann die Edition der längeren Lehnrechtsglosse vorbereitet. Zur Buch’sche Glosse zum Sachsenspiegel-Landrecht (Kaufmann 2002) wird ein Glossar erarbeitet (Kaufmann, Neumeister Glossar), das von uns bereits in der Phase der Entstehung zu Vergleichen genutzt werden kann.

Marek Biszczanik

Zu Befugnissen und Aufgaben mancher öffentlichen Funktionspersonen im Sachsenspiegel und anderen verwandten Rechtssammlungen des späteren Mittelalters

Die Stadtrechte in Niederschlesien gehen auf Grundrechte der deutschen Siedler zurück, die dorthin im Hochmittelalter aus dem älteren deutschsprachigen Gebiet kamen. Die Kolonialzüge der deutschsprachigen Einwanderer brachten in die uralten Piastengebiete nicht nur neue Dialekte *(vgl. Jungandreas 1987)*, sondern auch neue Rechtsformen, die früher in Schlesien nicht bekannt waren oder nicht angewendet wurden. Andererseits schöpften alle Einwanderergruppen ihr Recht aus einigen wenigen Quellen, die dazu noch miteinander „verwandt“ waren. Deswegen lassen sich im mittelalterlichen Niederschlesien Abweichungen in lokalen Rechtsformen feststellen, die aber nicht gravierend sind und sich hauptsächlich auf Details beschränken. Denn all diese Formen gingen auf einzelne Urquellen des Rechtes zurück. Die Haupturströmungen des deutschen Rechtes waren immer die Rechtsströmungen, die ihre Wurzeln im Magdeburger, fränkischen und flämischen Recht hatten *(vgl. Loesch 1964: 117ff)*.

Auf dem Gebiet Niederschlesiens, wie auch im gesamten Raum des damaligen deutschsprachigen Ostens, war in den Städten seit dem Anfang der Ostkolonisation – wie gut bekannt – das Magdeburger Recht dominant und de facto beinahe „obligatorisch". Diese Rechtssammlung galt allerdings eigentlich ausschließlich für städtische Organismen, war also in ihrer Wirkung nicht universal, wenn auch sehr verbreitet.

Nicht breiter bekannt als Magdeburger Recht, aber an mehreren Orten des Landes anwendbar, scheint der sog. Sachsenspiegel gewesen zu sein. Diese Sammlung bestand ursprünglich und dann auch in Abschriften gewöhnlich aus dem Land- und Lehnrecht (oft gab es darin auch eine Weltchronik).

Beide genannten Rechtssammlungen, das Magdeburger Recht und der Sachsenspiegel, hatten eine große Auswirkung auf die Herausbildung lokaler Rechtsformen in Mittelosteuropa, und zwar auch außerhalb des deutschsprachigen Raumes, wie etwa in Polen, Tschechien, in der Slowakei, in Ungarn und sogar noch weiter östlich. Die Bedeutung beider Sammlungen (wie auch anderer verwandter Rechte, wie z.B. des Schwabenspiegels im Süden oder des Lübecker Rechtes im Norden) war gewaltig. Zuvor lag der Sinn der Gerichtsentscheidungen immer in der Untersuchung eines bestimmten Falls, wobei das jeweilige Ergebnis keine Folgen in weiteren ähnlichen Prozessen haben musste *(vgl. Lieberwirth 1982: 17f)*. Mit solchen Rechtsgrundlagen wie dem des Magdeburger Rechtes oder des Sachsenspiegels bekamen die Richter einerseits eine stabile Stütze und andererseits nahmen ihre Urteile an Objektivität wesentlich zu.

In einer Sammlung der Rechte lassen sich keine wenig bedeutsamen Dingen finden. Man kann aber sagen, dass die Stellung der Stadt- und Gerichtsbeamten dem einzelnen Bürger gegenüber für letzten eine durchaus große Bedeutung haben kann. Deswegen ist es das Ziel dieses Beitrags, die Sphären und Felder zu schildern, in denen die wichtigsten der Stadt- und Gerichtsbeamten im Mittelalter tätig waren. Einzelne Rechtssammlungen stimmen natürlich in den Hauptaufgaben und -befugnissen dieser wichtigsten Funktionspersonen überein, aber die Art und Weise, wie es dargestellt wurde und welche Merkmale und Aspekte in den einzelnen Texten Platz fanden und welche nicht, konnte sich unterscheiden. Im Rahmen dieses kurzen Beitrags ist es kaum möglich, alle Nuancen in mehreren existierenden Rechtssammlungen aufzuzeigen und zu analysieren, deshalb wurde hier das Untersuchungskorpus auf lokale Schweidnitzer Handschriften rechtlichen Charakters *(vgl. Piirainen 1995)* sowie auf die ursprüngliche Fassung des Sachsenspiegels von Eike von Repgow *(vgl. Schott 1984)* als Urquelle des niederschlesischen Rechtsbetrachtung begrenzt.

Zu den wichtigsten öffentlichen Funktionen einer mittelalterlichen Stadt gehörten die der Ratsherren und der Schöffen. Zwar waren es nicht die in der städtischen Hierarchie am höchsten stehenden Personen, aber von ihnen hingen viele, manchmal sehr bedeutsame Entscheidungen ab, von den Ratsherren bezüglich der Stadtentwicklung und des öffentlichen Lebens ihrer Bewohner, von den Schöffen bezüglich der Gerichtssachen,

die dabei dieselben Stadtbewohner betrafen. In der Schweidnitzer Sammlung der Stadtrechte wurden beiden Funktionen ausführliche Textpassagen gewidmet.

So begegnen wir ziemlich am Anfang der Schweidnitzer Abschrift des Magdeburger Rechtes aus dem Jahre 1341 einem ganzen Kapitel unter dem Titel „von der ratman kore und gewald". Hier wurde mit der Information begonnen, für wie lange die Schöffen und Ratsherren gewählt werden: „dy schepphin czu lang[er] czit / Dy ratman czu eyme iare", wobei sie nicht ernannt, sondern gekoren werden. An einer anderen Stelle des Schweidnitzer Stadtrechtsbuches werden diese Prozeduren etwas ausführlicher geschildert, und zwar folgendermaßen: „[…] daz spreche[n] wir vor eyn recht daz dy rotma[n]ne mogen wol rotma[n]ne kysen czu eyne[m] jare vn[de] d[er] burg[er]m[eister] hat keyne macht daz h[er] der gekor[n]e rotma[n]ne moge[n] keyne[n] abe gezecze[n] vn[de] eyne[n] andirn wedir geseczen".

Die neu gewählten Ratsherren und Schöffen mussten beim Antritt der Stelle, aber auch danach, einmal jährlich öffentlich beeidigt werden: „Dy kwme[n] do vnde swerin noch alle iar we[n]ne si nuwe kysin […] so si allir beste kunnen vnde mogen". Die neuen Ratsherren wurden von den alten an ihre Stelle gewählt und angestellt: „Swenne dy aldin ratmanne dy nuwen kisin so swerin dy nuwen ratman vor den aldin […]".
Im Schweidnitzer Stadtrecht waren die möglichen gegenseitigen Beeinflussungen der Schöffen und Ratsherren (also der Verwaltung einerseits und der Rechtsprechung andererseits) möglichst streng getrennt. Dies galt schon bei der Wahl der Beamten. Dazu lesen wir Folgendes: „Vnde dy schepphin sullen andir schepphin kysen vn[de] dy sy gekysin dy sullin schepphin bliben dy wile sy lebin vn[de] dy rotma[n]ne habe[n] keyne macht daz sy schepphin kysin moge[n] […]".

Für ihre Dienste erhielten die Funktionspersonen der Stadtverwaltung selbstverständlich einen Lohn. Ihren Anteil gewannen Richter, Schöffen und sonstige Gerichtsbeamte auch von den einzelnen Gerichtssachen. Es hing von der Art der Gerichtssache ab, wer welches Geld bekam. Hier lesen wir ein Beispieltextstück, wo die Buße den Schöffen des Gerichts zuerteilt wird, und zwar: „Was ein ma[n] gebit ingehegittin dinge vor de[m] richter vnd vor den scheppi[n] der sal ein schilli[n]g gebin czv vredebuze den nemy[n] die scheppin".

Es musste zuweilen zu solch einer Situation kommen, dass ein neu gewählter Ratsherr seine neue Funktion entweder abgelehnt hat oder aus verschiedenen Gründen nicht annehmen konnte. Dazu heißt es in der Schweidnitzer Rechtssammlung: „Wirt ein man an den rat gekorn vnde wil her nicht ratman sin bie welchir pin das gesaczit habin dy ratman dy in korn die mus her dor vmme liden vnde do mite wirt der los". Das Stadtgericht konnte auch einen Beamten wegen seines Todes verlieren, und in diesem Fall wurde sein Nachfolger aus den Mitgliedern des Stadtrates gewählt. Dazu findet sich die folgende Bemerkung: „Ab der richter vn[de] di schepphin irstorbin sin so mac man si wol vorsezzin mit den dink luten".

Die Ratsherren entschieden nicht nur über das soziale, wirtschaftliche und politische Leben und die Entwicklung der Stadt im Allgemeinen, sondern übernahmen einige Befugnisse, die später und bis dato den Gerichten angehören. Darüber finden wir Folgendes: „Dy ratman haben dy gevalt das si richten vbir allirhande wan maz vnde vnrechte wage vnde vnrechte scheffil vnde vbir vnrechte gewichte vnde vbir allirhandin valschin spize kouf vnde vbir meynkouf."

Gleich danach nennt man im Text der Rechtssammlung die Schilderung der Geldbuße, die von den Ratsherren für die oben genannten Vergehen erhoben werden durfte: „Swer das brichit daz ist recht daz der muz wetten dri windische mark. Daz sint sechs vnde drizik schillinge".

Manche Befugnisse quasi-juristischer Art haben die Ratsherren von Schweidnitz mit anderen Funktionspersonen der Stadtverwaltung teilen müssen. Über den „Meynkouf" sollten sie beispielsweise zusammen mit den gewählten Stadtbürgern urteilen. Es wurde im Text so formuliert: „Swer sinen spise kouf vorkoufit czwer wen als das dy ratma[n] geseczin vnde globin das heysit meyn kouf vnde das sullin dy ratman richten noch der burger kor dy dor uf gesaczt ist".

Die Ratsherren, die vereinzelt eigentlich keine besonders große Macht in der Stadt besaßen, bildeten in ihrer Gesamtheit als Stadtrat ein Gebilde von wirklich umfangreichen Prärogativen. Niemand anderer als gerade sie haben den Bürgermeister selbst gewählt, und zwar nicht aus sonstigen Stadtbürgern, sondern aus ihrem eigenen engen Kreis selbst. Das geht ausdrücklich aus der folgenden Textpassage hervor: „Dy ratman kisin einen burg[er] meystir vndir in vnde legin ir burdinc vz swen si wollin mit der aldisten lute rate". Das „burdinc" hatte an sich auch eine große gesetzgeberische Gewalt: „Swaz si danne czu dem burdinge geloben das sal ma[n] halden. Swelch ma[n] das brichit daz sullin dy rat man vorderen".

Man würde allerdings falsch liegen, wenn man sich vorstellen würde, dass die Ratsherren von Schweidnitz ausschließlich Befugnisse und breite Berechtigungen innehatten. Als Funktionspersonen der Stadtverwaltung waren sie ebenfalls verpflichtet, an den Versammlungen des Rates teilzunehmen. Für Abwesenheit drohten ihnen klar und im Voraus bestimmte Geldstrafen, die in der Schweidnitzer Handschrift folgendermaßen dargestellt wurden: „Swer abir [von den Ratsherren] czu dem burdinge nicht kummit so man dy glockin lutet der wettit sechs phenni[n]ge / wirt abir ym das burdinc gekundiget vnde en kumt her dar nicht her wettit vumf schillinge".

Die Prärogativen der Ratsherren umfassten Befugnisse und Aufgaben, deren praktische Auswirkung und Wichtigkeitsgrad extrem unterschiedlich sein konnten. Neben der Wahl des Bürgermeisters, also der wichtigsten Funktionsperson des Verwaltungsapparates des städtischen Organismus, sollten die Ratsherren nämlich auch auf solche verhältnismäßig kleinen Angelegenheiten Acht geben, wie z.B. auf die Sorge um die richtige Bestrafung der Unrichtigkeit beim Messen und Wiegen der Waren. Einige Zeilen tiefer

unter der Schilderung des Wahlvorgangs des Bürgermeisters finden sich im Schweidnitzer Rechtsbuches aus dem Jahre 1341 Bemerkungen, die auch davon zeugen und diese relativ wenig bedeutsamen Tätigkeiten der Ratsherren schildern, und zwar: „Ab scheffil oder maz czu cleyne sin odir vnrehte wage daz muzen dy ratman wol vordirn nach der stat kur odir czu bessirn mit sechs vnddrizic schillingen".

Das entscheidende Wort hatten die Ratsherren auch in dem Fall, wenn jemand aus der Stadt verwiesen wurde und sich darum bewarb, wieder als Stadtbürger anerkannt zu werden. Dazu lesen wir Folgendes: „Und wisin die ratma[n] von der Stat wene ein man vs der stat mit sechs pheni[n]ge adir wo mite das ist das steet an den ratmane[n] ab sie sine besseru[n] ge nemy[n] well[i] vnd in wedir in die Stat czv burg[er] nemy[n] adir nicht". In diesem Satz begegnen wir dem Lexem „Stat", das hier zweimal groß geschrieben wurde. In dem ganzen Abschnitt über Berechtigungen der Ratsherren werden aber nur die Initialbuchstaben groß geschrieben. Die mittelalterliche Handschriftenkunde lehrt ja, was auch zahlreiche Beispieltexte beweisen, dass in Handschriften jener Zeiten generell nur diejenigen Wörter groß geschrieben wurden, die für den Schreibenden eine wirklich große Bedeutung hatten. Hier erscheint also die Stadt als ein politisches Gebilde von fundamentaler Bedeutung, um nicht zu sagen – als eine tatsächliche Heimat für deren Bewohner.

Die Ratsherren hatten – wie gesagt – manche quasi-gerichtlichen Entscheidungen zu treffen, welche jedoch nur einen geringen Teil ihrer Tätigkeit im Stadtrat bildeten und sich außer der Bürgermeisterwahl generell auf Sachen geringerer Wichtigkeit beschränkten. Die für Gerichtssachen zuständigen Stadtbeamten waren die Richter des städtischen Gerichtes. In ihrer internen Hierarchie nahm der Burggraf den ersten Platz ein (im mhd. Text wurde er im spätmhd. Dokument als „burggreue" bezeichnet). In der Schweidnitzer Stadtrechtssammlung wurde den Richtern und ihren Aufgaben relativ viel Platz gewidmet. Von ihrer Hierarchie und der zeitlichen Verteilung ihrer Arbeit können wir ganz am Anfang dieses Textabschnittes u.a. Folgendes lesen: „Der hoechste richter der do gerichte siczet daz ist der burcgreue der siczczit dri gebot dinc in deme iare / eyn dir insente ageten tage. Das an dir insente iohannis tage des lichten. Das dritte an dem achten tage sente martinis. Kume[n] dis dinc tage in virtage / odir in gebundin czit odir en kumit her dar nicht so vorlusit her si[n] sinc. Jnwere abir der schultheise da nicht / So in wirt im abir des dinges nicht. D[er] schultheize mus abir dem burcgreuen wetten czen phunt [...]".

In der genauen Schilderung der Aufgaben der Richter unterscheiden sich die Fassungen des Stadtrechtes erheblich von einander. Im ursprünglichen Sachsenspiegel des Eike von Repgow gibt es mehrere Bemerkungen, die beispielsweise im Schweidnitzer Sachsenspiegel entweder überhaupt nicht zu finden sind oder dort nur fragmentarisch oder in einem ganz anderen Kontext erwähnt wurden. Eikes Fassung als Urform ist dabei die genauere. So können wir hier als Ergänzung zu den Befugnissen und Aufgaben des Richters die folgende Bemerkung finden, die es im Schweidnitzer Buch nicht gibt: „Allerhande klage unde al ungerichte muz der richter wol richten binnen sime gerichte, wo her iz, ane ab man uf eigen

klaget adir uf schephenbaren vrien man ungerichte klaget, des en mag der richter nicht richten, wen zu rechter dingstat unde undir koninges banne" *(Ebel 1993: 62).*

Die Schweidnitzer Stadtrechtssammlung dagegen präzisiert die Aufgaben des Richters nicht allzu genau. Es wird als selbstverständlich angenommen, was hauptsächlich zu seinen Pflichten angehört. In welchen Gerichtssachen die Richter allein, in welchen sie aber zusammen mit anderen Stadtbeamten (wie den Schöffen) urteilen sollten, erfahren wir aus Beschreibungen bestimmter Vorfälle. Als Beispiel kann das Textstück gelten, in dem es sich eigentlich nicht um die Person des Richters selbst handelt, sondern um die der Stadtbürger, wobei allerdings die Rolle des Richters klar bestimmt wird: „Swo czwene vnsir burger in vnsir stat recht siczen der eyne den andirn beclagin wil vmme schult der mus das tun vor sime richter in der stat vnde andirs nirgen".

Die Schweidnitzer Rechtssammlung ist eine mehr oder weniger gelungene Abschriftform und dabei eine interessante Kompilation früherer Fassungen des Sachsenspiegels und des Magdeburger Rechtes. In ihrer Struktur scheint sie deshalb stellenweise etwas chaotisch zu sein und viele interessante Textstücke, die in der originellen Fassung Eikes präsent sind, finden sich hier nicht. Es ist zu vermuten, dass alles, was im Schweidnitzer Sachsenspiegel nicht schwarz auf weiß steht, den Schweidnitzer Ratsherren, Schöffen und Richtern sowieso bekannt war und vielleicht den Bestandteil eines anderen Rechtsbuches bildete. Nichtsdestoweniger muss die lokale Schweidnitzer Kompilation des Stadt-, Land- und Lehnrechtes als eine stark reduzierte Abschrift älterer Dokumente angesehen werden.

Als Beispiel für Information, die in Eikes Original gegeben wird, im Schweidnitzer Buch aber nicht mehr, können folgende Bemerkungen über Berechtigungen der Stadtgerichtsrichter gelten: „Wer sin swert zut uf eines anderen schaden, daz swert sal des richters sin" *(Ebel 1993: 65).* Die Richter des Stadtgerichtes hätten also sehr ehrliche Menschen sein müssen, wenn sie nicht persönlich daran interessiert gewesen wären, dass man so oft wie möglich im Gerichtssaal das Schwert gezogen hätte.

Die Richter des Stadtgerichtes hatten im Sachsenspiegel jedoch nicht nur Privilegien. Ihr Verhalten unterlag auch ständiger Kontrolle, und sie konnten ebenso gut wie andere Beamte bestraft werden, falls sie sich eines Vergehens schuldig machten. Ein gutes Beispiel ist das Textstück aus dem Sachsenspiegel Eikes, wo es heißt: „Welch richter ungerichte nicht en richtet, der iz des selbin gerichtes wirdig, daz obir ienen solde gen, der ez getan hat. Nimant en iz ouch phlichtig, des richters ding zu suchene, noch im rechtes zu phlegene, de wile her selben rechtes geweigeret hat" *(Ebel 1993: 81-82).*

Mittelalterliche Rechtssammlungen zeichnen sich in ihrer Sprachgestaltung dadurch aus, dass in ihnen deutlich eine möglichst hohe Präzision des Ausdrucks angestrebt wird. Dies scheint auch in der Schweidnitzer Stadtrechtssammlung der Fall zu sein. Als Beispiel kann ein Textstück dienen, in dem festgelegt wird, vor welchem Gericht Klagen wegen Geldes geführt werden: „Klayt eyn man vmme geld in den virczen tagen vor des burggreuen dinge das sal man richten in des burcgreuen dinge / vn[de] andirs nirgen cla-

ge her abir in den virczen tagen vor des schultheysin dinge so sal man das richten in des schultheysin dinge vnde nicht in des burggreuen dingen".

Für den Fall des Todes eines Richters gibt der Sachsenspiegeltext genaue Maßnahmen an, die befolgt werden müssen, und zwar: „Stirbit ein richter, waz bi sinen ziten geschen iz, des sal sin nachkomeling am me gerichte gezug sin, alene en sage herz nicht, wenne her mit schephen gezuge der warheit geinret wirt" *(Ebel 1993: 128)*. Der Nachfolger übernahm also alle Gerichtssachen des verstorbenen Richters, unabhängig davon, ob er hinreichende Kenntnisse darüber besaß oder nicht. Falls nicht, sollten ihn die Schöffen dabei unterstützen.

Zum Schluss ist ein kurzer, aber bedeutsamer Satz aus dem Sachsenspiegel verblieben, der bei der Schilderung der Aufgaben eines mittelalterlichen Richters unbedingt zu erwähnen ist. In ihm verbirgt sich nämlich das bis dato geltende und von allen Gerechtigkeitsregeln eines Gerichtes universellste Prinzip, und zwar: „Der richter sal gelich richter sin allen luten" *(Ebel 1993: 130)* – Der Richter soll gleicher Richter sein allen Leuten gegenüber, die vor ihm stehen. Solche Sätze, die wir in den mittelalterlichen Schätzen des Rechtes öfters finden können, zeugen für sich selbst davon, was für eine nicht zu unterschätzende Bedeutung das Magdeburger Recht und der Sachsenspiegel für die Entwicklung des modernen europäischen Rechtes hatten.

LITERATUR

Ebel, Friedrich (Hrsg.) (1993): *Sachsenspiegel. Landrecht und Lehnrecht.* Stuttgart.

Jungandreas, Wolfgang (1987 Nachdruck; 1937 Erstausgabe): *Zur Geschichte der schlesischen Mundart im Mittelalter. Untersuchungen zur Sprache und Siedlung in Ostmitteldeutschland.* Stuttgart.

Lieberwirth, Rolf (1982): *Eike von Repchow und der Sachsenspiegel.* Berlin.

Loesch, Heinrich von (1964): *Beiträge zur schlesischen Rechts- und Verfassungsgeschichte.* Konstanz.

Piirainen, Ilpo Tapani (1995): *Der Sachsenspiegel aus Schweidnitz/Swidnica. Ein Beitrag zum Frühneuhochdeutschen in Schlesien.* In: *Neuphilologische Mitteilungen 1995, Vol. 96, Nr. 3,* S. 309-314.

Schott, Clausdieter (Hrsg.) (1984): *Eike von Repkow. Der Sachsenspiegel.* Zürich.

László Blazovich

Anmerkungen zum Kaschauer Schwabenspiegel

Herrn Professor Ilpo Tapani Piirainen, den ausgezeichneten Germanisten, der bislang mehr als 25 Bücher und 250 Studien veröffentlicht hat, den sein ganzes Leben lang das Pendeln zwischen Zentrum und Peripherie und die Kenntnis der Geheimnisse beider Welten begleitet haben, begrüßen und beglückwünschen wir zu seinem 65. Geburtstag. Der gelehrte Forscher des Frühneuhochdeutschen und ausgezeichnete Kenner der deutschen Kanzleisprache des 14.–18. Jahrhunderts widmete 10 Bände und 50 Aufsätze der Herausgabe und der linguistischen Aufarbeitung der deutschsprachigen handschriftlichen Quellen des ehemaligen Oberungarn, die heute in der Slowakei aufbewahrt werden. Bei dieser Tätigkeit gab er der Publikation der mittelalterlichen Quellen der Slowakei neuen Schwung, als dessen Ergebnis die Forscher die Bände von Richard Marsina, Vincent Sedlak, Lubomir Juck und Ondrej R. Halaga in die Hand nehmen konnten.

Das Ziel dieser Studie ist nicht die Tätigkeit von Professor Piirainen aufzulisten, dies wurde bereits in der Zeitschrift für Geschichte Századok getan.[1] Nichtsdestotrotz soll hier auf einige seiner Bücher eingegangen werden. 1972 veröffentlichte er das Rechts-

(1) Blazovich László: *A forráskiadó Ilpo Tapani Piirainen. [Der Quellenherausgeber Ilpo Tapani Piirainen]* Századok 2004. 2. 500–502.

buch der Stadt Sillein (Žilina, Zsolna).[2] Das im Jahre 1378 entstandenen Rechtsbuch dokumentierte das Gewohnheitsrecht; es stammt, wie es der Herausgeber nachgewiesen hat, aus Krupina (Karpfen, Korpona). Dieses Recht kam auf der Grundlage des Sachsenspiegels sowie des Magdeburger Rechts zustande. Wie bekannt, enthält es ganze Artikel aus dem Ssachsenspiegel, ein Teil der Weichbildchronik bildet die Einleitung des Werkes, und Regeln aus dem Magdeburger-Breslauer sowie Magdeburg-Görlitzer Recht sind ebenfalls darin zu finden. Die ausführliche rechtshistorische und textologische Analyse des Rechtsbuches ist eine Aufgabe der künftigen Forschung. Herr Piirainen gab auch die Schemnitzer Variante des Iglauer (Jihlava, Igló) Bergrechtes[3] sowie das Kremnitzer Stadt- und Bergrecht als Buch[4] heraus. Die Bedeutung des Schemnitzer Rechtsbuches liegt darin, dass es die Rechtspraxis der ehemaligen niederungarischen Bergstädte beeinflusst hatte. Das Iglauer Recht wirkte sich, wie dies bei den Rechtsbüchern oft der Fall ist, nur subsidiär, sekundär auf das Schemnitzer Recht aus, das heißt, man übernahm nur in solchen Fällen Artikel, für die es keine lokale Regelung gab.

Herr Piirainen widmete sich mehr als zehn Jahre lang der Zipser Willkür, das heißt der Sammlung und Herausgabe der Manuskripte des Zipser Rechts. Es wurden sechzehn Handschriften dieser um das Jahr 1370 entstandenen Sammlung von Partikularrecht publiziert.[5] In diesem Fall war die slowakische Germanistin Mária Papsonová Mitherausgeberin einiger Handschriften. Die Publikation der 16 Manuskripte des Zipser Rechts sowie die Herausgabe der 13 Exemplare des Schemnitzer Rechtsbuches zeugen von der Berufung des finnischen Experten, der sich der Forschung der frühneuhochdeutschen Sprache und deren Schrifttum in Oberungarn, im Gebiet der heutigen Slowakei, verschrieben hatte.

Auch intergrierte Herr Piirainen seine Schüler, die mittlerweile zu gelehrten Mitarbeitern geworden sind, in die Quellenerschließung. Zusammen mit Jörg Meier gab er das

---

(2) Piirainen, Ilpo Tapani: *Das Stadtrechtbuch von Sillein. Einleitung, Edition und Glossar, Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker.* N. F. 46. Berlin–New York 1972.

(3) *Das Iglauer Bergrecht nach einer Handschrift aus Schemnitz. Untersuchungen zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei.* (Studien zum Frühneuhochdeutschen 4.) Heidelberg 1980.

(4) *Das Stadt- und Bergrecht von Banská Štiavnica/Schemnitz. (Untersuchungen zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei.)* Oulu 1986.

(5) Ilpo Tapani Piirainen–Mária Papsonová: *Das Recht der Spiš/Zips. Texte und Untersuchungen zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei. 2 Bde. (Veröffentlichungen des Germanistischen Instituts der Universität Oulu 8.)* Oulu 1992. Ilpo Tapani Piirainen: *Nachträge zum Zipser Recht.* Verlag Polypress. Levoča 2001.); *Das Rechtsbuch der XI. Zipser Städte.* Verlag Polypress. Levoča/Leutschau 2003.

Stadtbuch von Švedlár (Schwedler, Svedlér)[6], mit Arne Ziegler das von 1628 stammende Rechtsbuch aus Spišske Podhadrie (Kirchdrauf)[7] heraus. 1998 kam es zur gemeinsamen Publikation des Käsmarker Gerichtsbuches mit Arne Ziegler.[8] Letzteres ergänzt das Material der Zipser Willkür wunderbar, denn die darin dokumentierten Rechtsfälle belegen mit ihrem Alltagsbezug, dass die Artikel der Willkür, des ersten Rechtsbuches des Ungarischen Königreichs, nicht nur in der Schrift existierten, sondern in der Praxis die Grundlage des bis Anfang des 19. Jahrhunderts gültigen Rechts bildeten.

Im Jahre 2000 gab Herr Piirainen mit Herrn Meier den Schwabenspiegel von Kaschau heraus, und damit sind wir bei unserem eigentlichen Thema angelangt. Zuallererst soll aber wegen seiner Bedeutung Einiges über den Schwabenspiegel, anschließend über die städtischen Rechtsbücher, die im mittelalterlichen Ungarischen Königreich entstanden waren, gesagt werden.

Der aus dem Landrecht und dem Lehnsrecht bestehende Schwabenspiegel ist das vielleicht ausführlichste und vielfältigste deutsche Rechtsbuch aus dem Mittelalter, das vielen Forschern zahlreicher Disziplinen einen Einblick in den mittelalterlichen Alltag gewährt. Das von einem anonymen Autor stammende Werk entstand um 1275 im Franziskanerkloster in Augsburg. Das Rechtsbuch hielt man im 14. Jahrhundert für das Kaiserrecht, ab Anfang des 17. Jahrhunderts bezeichnet man es dann als Schwabenspiegel. Als Grundlage betrachtet man den Sachsenspiegel, mit dem man sich seit dem dritten Viertel des 13. Jahrhunderts in Augsburg intensiv auseinandergesetzt hatte. So entstand der Augsburger Sachsenspiegel und der Deutschenspiegel, auf dem der Verfasser des Schwabenspiegels aufbaute. Darüber hinaus zog er auch viele andere Quellen aus dem römischen und kanonischen Recht heran, und gleichfalls schöpfte er aus einigen Dokumenten der Gesetzgebung des Reiches. Ferner ist nachzuweisen, dass er auch die Bibel und andere kirchliche Quellen verwendet hat. Angesichts seiner Quellen gibt uns das Werk einen Schlüssel zur frühen Rezeption, das heißt zu den Anfängen der Übernahme des römischen Rechts, die dann ab 1495, ab dem Wormser Reichstag intensiver wird.[9]

Der Schwabenspiegel ging von Augsburg aus und verbreitete sich in Schwaben und auf dem Gebiet der heutigen Schweiz; in Richtung Osten entlang des Donaubeckens kam

(6) Ilpo Tapani Piirainen–Jörg Meier: *Das Stadtbuch von Schwedler/Svedlár. Texte und Untersuchungen zum entstehenden Neuhochdeutsch in der Slowakei.* Leutschau/Levoča 1993.

(7) Ilpo Tapani Piirainen–Arne Ziegler: *Collectanea alerlay nutzlicher vnnd nothwendiger Regeln des Rechtens. Ein deutsches Rechtsbuch aus dem Jahre 1628 aus der Slowakei.* Leutschau/Levoča 1985.

(8) Ilpo Tapani Piirainen–Arne Ziegler: *Das älteste Gerichtsbuch der Stadt Käsmark/Kezmarok aus den Jahren 1533–1553.* Leutschau/Levoča 1998.

(9) Harald Rainer Derschka: *Der Schwabenspiegel. Übertragen in heutiges Deutsch mit Illustrationen aus alten Handschriften.* München 2002. 5. Jörg Meier–Ilpo Tapani Piirainen: *Der Schwabenspiegel aus Kaschau.* Berlin 2000.

er über Böhmen und Mähren bis nach Siebenbürgen. Die äußersten Grenzen seiner Verbreitung im Osten markieren die in Kaschau und in Hermannstadt (Sibiu, Nagyszeben) entdeckten Exemplare. Das Landrecht des Schwabenspiegels ist in fast 400 vollständigen bzw. fragmentarischen Exemplaren überliefert worden. Geht man davon aus, dass auf deutschem Sprachgebiet ca. 57.000 Bände mittelalter Buchhandschriften erhalten geblieben sind, erscheinen die 400 Stück als bemerkenswert.*10* Addieren wir zu den erhaltenen Manuskripten des Schwabenspiegels die tschechischen, französischen, lateinischen und niederdeutschen Übersetzungen. Uns sind mehr als 30 Exemplare der tschechischen Übersetzung bekannt.[11] In den bedeutenden Städten des süddeutschen Raumes, Österreichs, Böhmens und Ungarns war dea Recht sicherlich vorhanden, und die in den Artikeln enthaltene Mentalität war gewiss auch in den umliegenden Regionen wirksam. Das Werk wurde zum Allgemeingut, einige seiner Regeln wurden selbst ohne die Kenntnis der ursprünglichen Quelle in Städten außerhalb der feudalen Welt angewendet. All das sowie das Nachfolgende kann auch über die Kaschauer Variante behauptet werden.

Da nachgewiesen wurde, dass der Schwabenspiegel teilweise auf den Regeln des Sachsenspiegels beruht, und weil letzterer ein halbes Jahrhundert früher entstanden war und archaischeres Material beinhaltet, setzte man sich mit dem Ersteren weniger intensiv auseinander. Für die Germanisten war er auch deswegen weniger von Interesse, weil der Sachsenspiegel ihrer Ansicht nach viel stärker vom römischen und kanonischen Recht beeinflusst worden war. Wir sind jedoch der Meinung, dass es sich lohnt, sich mit diesem Werk zu beschäftigen, denn es dokumentiert das Gewohnheitsrecht eines riesigen Gebietes. Bislang wurde in der Forschung lediglich festgestellt, dass der Schwabenspiegel eine Kurzform, eine Langform, eine Vulgataform sowie eine systematische Form hat.[12] Die Zusammenhänge und Verknüpfungen sind bisher noch nicht erschlossen worden, selbst den Zusammenhängen innerhalb der einzelnen Formen widmete man keine Aufmerksamkeit. Daher können wir nur festhalten, dass der Kaschauer Schwabenspiegel ein Beispiel für die Kurzform ist; auf welche Variante er aber näher zurückzuführen sei, kann erst nach intensiveren Untersuchungen gesagt werden.

Rechtsbücher sind Rechtssammlungen. Sie wurden in einer Zeit zusammengestellt, in der die Entwicklung der Rechtswissenschaft von der Systematisierung der Rechtsinstitutionen weit entfernt war. Dazu kam es erst durch die Tätigkeit der Vertreter des Naturrechts und der Pandektisten. Aus diesem Grund ist es recht schwierig, in den Rechtsbüchern eine Art innere strukturelle Einheit zu entdecken. Hans Derschka, der moderne Übersetzer des Schwabenspiegels, stellt jedoch fünf inhaltliche Einheiten fest. Der in sei-

(10) *Harald Rainer Derschka 2002. 6–7.*

(11) Johanek, Peter s. v. *Schwabenspiegel.* In: *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon 8.* Berlin, New York. 1992. 869–907.

(12) Ebd.

ner Edition erschienene Text spricht in dem Abschnitt vom Vorwort bis zum 2. Artikel des ersten Teiles über die Grundprinzipien der Rechtsordnung und der Gerechtigkeit. Dabei geht es darum, dass Gott vom Menschen verlangt: Es solle Gerechtigkeit und Recht auf Erden herrschen, deshalb habe er seine Gebote formuliert. Auf dieser Grundlage beruht das Kirchenrecht, über das der Papst verfügt, während das weltliche Recht dem Kaiser zugeschrieben wird. Den dritten Pfeiler des irdischen Rechts bildet das angemessene Gewohnheitsrecht.

Der Abschnitt vom 3. Artikel des ersten Teiles bis zum 85. Artikel handelt vom Verhältnis zwischen dem Menschen und seinem Eigentum, vor allem vom ererbten Besitz, dem Erbrecht sowie dem Familienrecht, dem Ursprung der Freien und Unfreien sowie der Vormundschaft. In der dritten Einheit (I. 86- I. 117.) spricht der Text vom Gericht und dessen Personal. Wie bekannt, waren an den Gerichtshöfen des Landes und der Städte keine gelehrten Juristen tätig, sondern solche Personen, die ihre Kenntnisse aus der Praxis und der Erfahrung bezogen haben. Im Spiegel wird ausführlich angegeben, über was für Erfordernisse der Richter, der Anwalt, der Gerichtsdiener, die Zeugen usw. verfügen sollen. Ferner werden hier die einzelnen Prozessregeln und die Formen der Beweisführung, angefangen mit dem Zeugenbeweis bis hin zum Gerichtsduell, beschrieben. Die vierte Einheit ist bereits im zweiten Teil zu finden (II. 118- II. 145.); sie schildert das Verhältnis von Reich und König. Der König als Vertreter des Volkes wird nach strengen Regeln von den Fürsten gewählt. Der König ist der oberste Richter, weltliche und Kirchenoberhäupter erhalten ihre richterliche Macht von ihm.

Die letzte Einheit (II. 146-III. 377.) schließt das reiche Rechtsmaterial für die einzelnen Rechtsdisziplinen zusammen. In dem Abschnitt über das Landrecht erscheinen verschiedene Ebenen des Lebens und der Arbeit. Es wird auf die Regeln des Strafrechts und des Dorfrechts, innerhalb des Finanzrechts auf die Artikel des Zinses und des Wuchers eingegangen. Unter diesen Artikeln tauchen auch die Sonderrechte der Frauen sowie die des Klerus, der Juden, der Schwachsinnigen und der Rechtslosen auf. Es enthält Artikel über die Art und Weise der Verfassung von offiziellen Urkunden, über wilde Tiere und Haustiere, über Schadensfälle sowie über den Verkehr. Dies sind vielleicht die interessantesten Seiten des Rechtsbuches, da sie ein Bild des damaligen Alltags vermitteln. Dies gilt nicht nur im übertragenen Sinne, da die illustrierten Handschriften, dem Sachsenspiegel ähnlich, einzelne Regeln auch im Bild festhalten. Dies war auch nötig, da die meisten Menschen in dieser Zeit weder schreiben noch lesen konnten. Am Ende des Werkes steht das Buch über das Lehnsrecht, das durch die Regelung der vielfältigen Verhältnisse zwischen dem Lehnsherrn und Vasallen die zeitgenössische Gesellschaft darstellt.

Hinsichtlich des Stadtrechts bilden sich im mittelalterlichen Ungarischen Königreich zwei Rechtsbereiche heraus. Nördlich der Linie Wien-Pressburg-Ofen-Kaschau ist die Wirkung des Sachsenspiegels und des Magdeburger Rechts nachzuweisen, während südlich davon der Schwabenspiegel wirkte. In die Zips gelangte das Magdeburger Recht

auf dem Weg zwischen Breslau und Krakau; das süddeutsche Recht verbreitete sich entlang der Donau in Richtung Osten. Zwischen diesen Rechtsbereichen war aber keine scharfe Grenze vorhanden. Das Schemnitzer Recht entstand unter dem Einfluss des Iglauer Rechts und verbreitete sich unter den niederungarischen Bergstädten Kremnitz, Neusohl, Dilln, Libethen und Briesen. Das Silleiner Recht kam – wie dies Herr Piirainen nachgewiesen hat – aus Karpfen in diese Stadt.[13]

Auf die Tatsache, dass die zwei Rechtsbereiche sich nicht scharf unterschieden, macht uns das Recht der Pentapolis, des im 16. Jahrhundert zustande gekommenen oberungarischen Städtebündnisses (Kaschau, Leutschau, Bartfeld, Epperjes und Zeben), aufmerksam. Darin vermischen sich die Regeln der beiden Rechtsbereiche. Dieses Mischrecht übernahmen auch die Marktflecken der Tokajer Weingegend, darunter die von Deutschen bewohnte Stadt Gönc.[14] Es kann festgestellt werden, dass die aus verschiedenen Regionen kommenden Hospes ihrem eigenen Recht entsprechend in der neuen Heimat gelebt haben und es dabei zu einem juristischen Transfer gekommen ist, durch den diese Rechte gegenseitig aufeinander gewirkt haben.

Das war auch südlich der erwähnten Linie nicht anders. Den bereits erwähnten, von Gusztáv Lindner herausgegebenen Kodex brachte der Bürgermeister, Königsrichter und Kämmerer Thomas Altenberger im Jahre 1481 nach Hermannstadt. Der Band enthält außer dem Schwabenspiegel das Magdeburger Weichbildrecht, das in erster Linie das Magdeburger Verwaltungsrecht beinhaltet, und das Iglauer Rechtsbuch, von dessen Wirkung bereits die Rede war. Dass der Kodex gebraucht wurde, beweist, dass man aus dem Mustertext des Eides, der auf der Schlussseite geschrieben stand, nach der Annahme des Protestantismus (1596) die Stellen mit Maria und den Heiligen der Kirche gestrichen hat.[15]

Der Kaschauer Schwabenspiegel wurde bereits im 19. Jahrhundert von Carl Gustav Homeyer im Kaschauer Archiv entdeckt, zur Publikation kam es jedoch, wie bereits erwähnt, erst im Jahre 2000 dank der Bemühungen von Professor Piirainen und Herrn Jörg Meier. Das Werk besteht aus einem Register, dem Landrecht und dem Lehnsrecht. Ersteres beinhaltet 286, letzteres 138 Regeln. Zwar ist die Anzahl der Regeln niedriger als die in der Kurzform, ihre Anordnung lässt jedoch darauf schließen, dass der Kaschauer Schwabenspiegel als eine Variante der Kurzform zu betrachten ist. In den Abschnitten 1–4 fasst Johannes Härkcher, der das Werk im Jahre 1430 als Kopist oder Verfasser zu-

(13) *Harald Rainer Derschka 2002. 1–2.*

(14) Hauser Sándor: *Tanulmányok Pásztó történetéből. [Studien zur Geschichte von Pásztó] Pásztói Füzetek 17.* Anmerkung 30; Eike von Repgow: *A Szász tükör. [Der Sachsenspiegel]* hrsg. von Blazovich László–Schmidt József. Szeged 2005. 74.

(15) *Az Altenbergerféle codex nagy-szebeni kéziratának szövegkinyomtatása.* Kiadja: Dr. Lindner Gusztáv. Kolozsvártt 1885. IV. *Der Codex Altenberger. Textabdruck der Hermannstädter Handschrift.* Hrsg. Dr. Gustav Lindner. Klausenberg 1885. IV.

stande brachte, die Grundprinzipien zusammen. Die nachfolgenden Einheiten bis zum Artikel 45 behandeln das Eigentums- und Erbrecht, darauf folgen bis zum Artikel 80 die prozessrechtlichen Regeln. Der Abschnitt über den König und das Reich geht bis zum Artikel 107. Im fünften, wesentlich längeren Teil finden wir die Artikel über das Familienrecht. Es wird ferner auf die Regeln der Viehhaltung und die bezüglich der wilden Tiere eingegangen. Gleiches gilt für die Regeln über die Juden, unter denen Regel 197 den Eid der Juden enthält. Der Kopist oder Verfasser folgte bei der inhaltlichen Strukturierung des Bandes letzendlich dem Beispiel der Kurzform bzw. er übernahm eine Variante davon. Wir sind der Ansicht, dass man dieser Spur folgen sollte, wenn man hinsichtlich des Ursprungs weitere Zusammenhänge erschließen möchte.

Dem Landrecht des Schwabenspiegels entsprechend gibt es auch in unserem Band einen Artikel, der besagt, man solle von den Mobilien des Verstorbenen dem Ehegatten und den Kindern jeweils ein Erbteil zukommen lassen.[16] Diese Mobilienregel wurde später auch auf die Immobilien angewendet, wie dies das Ofner Stadtrecht beweist.[17] Diese Entwicklung im Eigentums- und Erbrecht ist vollkommen logisch. Das Gleiche geschah wahrscheinllich auch in Kaschau. Die Antwort erhalten wir aber erst nach der Untersuchung der Quellen. Im Falle des Magdeburger Rechts sieht es jedoch anders aus. Da erhält der Ehegatte des Verstorbenen die Hälfte des Erbes, die andere Hälfte ging an die Kinder – dafür liefern die Zipser Willkür und das Käsmarker Gerichtsbuch Beispiele.[18]

Im vorliegenden Beitrag wurden einige Aspekte der Untersuchung des Kaschauer Schwabenspiegels vorgestellt, mit deren Hilfe die Zusammenhänge des Werkes mit anderen Arbeiten zu erschließen sind, bzw. anhand praktischer Beispiele seine Wirkung auf das ehemalige Kaschauer Gewohnheitsrecht nachzuweisen ist.

(16) Harald Rainer Derschka 2002. 27. 5. sz.

(17) Blazovich László – Schmidt József: *Buda város jogkönyve II.* Budapest 2001, 479. Nr. 313.

(18) László Blazovich: *Spišské právo s saské zrbaldo.* In: *Z Bardejova do Prešporku. Spoločnosť, súdnictvo a vzdelanosť v mestách v 13.–17. storoči.* Eds. Csukovits Enikő–Tünde Lengyelová. Presov–Bratislava 2005. 90–98. (Bártfától Pozsonyig. Városok a 13–17. században)

Jarosław Bogacki

„Die Schlesischen Provinzialblätter" (1785––1849) als Gegenstand sprachhistorischer Untersuchung

Schlesien wurde mit dem Friedensvertrag von Berlin (28. Juli 1742) nach dem Ersten Schlesischen Krieg zwischen Preußen und Österreich (1740–1742) zu einer neuen Provinz Preußens und machte flächenmäßig – und die Bevölkerungsstärke betreffend – ein Drittel des preußischen Staates aus. Nach dem Zweiten Schlesischen Krieg (1744–1745), der ebenfalls ein Eingreifen Preußens in den österreichischen Erbfolgekrieg bedeutete, wurde Schlesien infolge des in Dresden unterzeichneten Friedensvertrages (25. Dezember 1745) als ewiges Besitztum Preußens anerkannt. Die Zugehörigkeit des Großteils Schlesiens zu Preußen wurde auch nach dem Siebenjährigen Krieg (1756–1763) mit dem Frieden von Hubertusburg (15. Februar 1763) definitiv bestätigt. Der habsburgischen Monarchie gelang es nur, ihre Souveränität in dieser Region über das Teschener und Troppauer Schlesien zu behalten. Der langjährige und nicht friedliche Übergang Schlesiens von der Oberhoheit der Habsburger unter die Herrschaft der Hohenzollern brachte für diese Provinz eine Reihe von Veränderungen mit sich, die sowohl im administrativen, religiösen, gesellschaftlichen als auch im wirtschaftlichen und im kulturellen Leben der Provinz zu verzeichnen waren. *(Vgl. Czapliński / Kaszuba / Wąs / Żerelik 2002: 187–264)*

Schlesien erhielt von Friedrich dem II. eine weitgehende Autonomie, die unter anderem darin bestand, dass diese Provinz – anders als die älteren Provinzen Preußens – nicht

dem Generaldirektorium zu Berlin, sondern dem Generaldirektorium zu Breslau unterstand, das von einem zu dieser Aufgabe ernannten Provinzialminister vertreten wurde. Dieses Amt bekleidende Personen waren immer vertraute Beamte des Königs von Preußen. *(Vgl. Czapliński / Kaszuba / Wąs / Żerelik 2002: 204–207)*

Noch während des Ersten Schlesischen Krieges strebte Friedrich II. eine effektive Erfassung von Steuern und Abgaben in Schlesien sowie eine ordentliche Verwaltung der neu gewonnenen Gebiete an und gründete zu diesem Zweck am 25. November 1741 zwei Kriegs- und Domänenkammern, die eine in Glogau und die andere in der größten Stadt Schlesiens, Breslau. Auf einen Befehl des Königs durften die an ihnen tätigen Beamten keine Schlesier sein, deswegen wurden zum Dienst an der jeweiligen Kriegs- und Domänenkammer Beamte aus den alten preußischen Provinzen, vor allem aus Brandenburg, berufen. *(Vgl. Czapliński / Kaszuba / Wąs / Żerelik 2002: 205)*

Am 31. Januar 1785, 22 Jahre nach dem Siebenjährigen Krieg, erschien in Breslau der erste Band der *Schlesischen Provinzialblätter*, des bedeutendsten Periodikums der Spätaufklärung in Schlesien. Die Herausgeber dieses bis 1849 erscheinenden Monatsjournals waren Karl Konrad Streit (1751–1826) und (bis 1812) Friedrich Albert Zimmermann (1745–1815). Beide waren Schlesier und zugleich Beamte an der oben genannten Kriegs- und Domänenkammer zu Breslau, woraus man schließen kann, dass die Einschränkung, Schlesier an der Kammer nicht einzustellen, zum Zeitpunkt ihrer Einstellung nicht mehr galt. Beide waren nicht nur Schlesier, sondern sie kamen bereits in Preußen zur Welt. Karl Konrad Streit war als Kammer-Sekretär tätig, darüber hinaus begründete er in Breslau 1775 die so genannten Streitschen Leseanstalten – eine privat organisierte Leihbibliothek, eine Journal-Gesellschaft, eine Englische Lesegesellschaft und eine Gelehrte Zeitungs-Gesellschaft. *(Vgl. Brenkner 1996: 19–20)* Friedrich Albert Zimmermann, auf den der Provinzialminister von Hoym durch dessen Aufsatz über die Schlesische Steuerverfassung aufmerksam wurde, war zunächst in seinem Dienste bei der Kriegs- und Domänenkammer zu Breslau tätig. Seine Arbeit an der Kammer und die zufrieden stellende Erfüllung von Aufträgen des Ministers hatten ein großes Vertrauen des Ministers ihm gegenüber zur Folge, sowie die Beförderung, zunächst zum Gesandtschaftssekretär in Warschau, dann zum geheimen Sekretär im Büro des Ministers von Hoym, weiterhin zum Regierungsrat, der an die Spitze des gesamten Kassen- und Rechnungswesens der Provinz Schlesien gestellt wurde. Ausgezeichnet wurde er auch mit der Ernennung zum geheimen Regierungsrat.

Sowohl Streit als auch Zimmermann waren Vertreter des schlesischen Kreises der Aufklärer, zu dem auch Carl Gottlieb Svarez, Ernst Ferdinand Klein, Johann Gottfried Morgenbesser, Johann Gottlieb Schummel, Johann Timotheus Hermes, Johann Kaspar Friedrich Manso, Karl Georg Heinrich von Hoym, Christian Garve, Karl Gotthelf Lessing und andere mehr gehörten (nicht alle waren Schlesier). Einige von ihnen schrieben für die *Schlesischen Provinzialblätter*. Unter den Korrespondenten, die ehrenamtlich tätig

waren, befanden sich Pfarrer, Kantoren, Buchhändler, Ärzte, Apotheker, Lehrer und Beamte. 1826 hatte diese zum Aufbau und zur Wahrung der schlesischen Identität beitragende Zeitschrift ihre Korrespondenten in 63 schlesischen Ortschaften; 1840 gehörte sie mit einer Auflage von 2100 Exemplaren zu den auflagenstärksten Zeitschriften Preußens.

In dem ersten Band des Journals konnte man lesen:

> *Die Provinzialblätter wollen 1. alle Fortschritte, die Kultur, Industrie, Moralität und Aufklärung in dieser Provinz tun, zur Erweckung, auch die Rückschritte, soweit es die Klugheit erlaubet, zur Schau berichten. Sie breiten sich über Religions- und Erziehungswesen, über Literatur, Polizei, Handel, Manufakturen, Künste, Ökonomie, Naturkunde, Justiz, Arzneikunde usw. aus. […] Dem Zweck der Monatsschrift gemäß aber werden vorzüglich Aufsätze gewünscht, die auf das Bedürfnis Schlesiens, auf seinen Grad der Kultur, der Moralität, der Aufklärung, auf seine Vorurteile usw. stete Rücksicht nehmen oder die zu nähern Kenntnis dieses Landes durch möglichst detaillierte Beschreibungen guter heimischer Anstalten, fehlerhafter Einrichtungen, Gebräuche usw. führen. (Schlesische Provinzialblätter 1785/1: auf dem Umschlag, zit. nach Gerber 1995: 26–27)*

Dies spiegelt sich tatsächlich in dem breiten Spektrum an Themen wider, die in dem Journal angeschnitten wurden. Die Autoren, Korrespondenten und Herausgeber lieferten mit ihren Beiträgen dem gebildeten Publikum Schlesiens interessante Nachrichten von Schlesien und für Schlesier, d.h. sie wollten *den Schlesier mit seinem eigenen Vaterlande näher bekannt machen (Fülleborn 1789/9: 538)* und eine regionale Identität aufbauen bzw. verstärken.

Zum ersten Mal wurden im Jahr 1793 die *Schlesischen Provinzialblätter* um einen Anhang mit Privat- und Geschäftsanzeigen bereichert und in demselben Jahr um die *Literarische Chronik Schlesiens* ergänzt. Als fester Bestandteil der Zeitschrift ist die bereits in der ersten Nummer enthaltene *Historische Chronik*, die die Nachrichten aus dem Bereich *Litteratur, Theater, Landespolizey [Landesordnung], Toleranz, Schul= und Armenwesen, Handel und Fabriken, Mechanik, Garnpreise, Todesfälle, Heyraten, Geburten, Dienstveränderungen, Verkäufe adelicher Güter, Unglücksfälle, Brandschäden, Diebstähle, Krankheiten, vermischte Nachrichten usw. (Schlesische Provinzialblätter 1785/1: Inhaltsverzeichnis)* an den Leser brachte.

Dieses Nachrichtenmagazin wurde schnell zur Pflichtlektüre des Bildungsbürgertums und des Adels Schlesiens. Als Beispiel für den Leseerfolg der ersten Bände des Journals möge hier ein Ausschnitt aus einem Leserbrief unter dem Titel *Ueber den ersten Jahrgang der schle=sischen Provinzialblätter, nebst eini=gen Vorschlägen zu ihrer Vervollkommnung* dienen, abgefasst von einem uns nicht, dem Herausgeber jedoch namentlich bekannten Absender:

> *Meine Frau, mein Freund G. – mein Nachbar T. – wir alle freuen uns jeden Monat auf das blaue Büchlein, wie die Kinder auf das Weihnachtsfest; und der erste Abend, da es in*

meinen Händen ist, wird gewöhnlich einer unsrer liebsten und geselligsten im ganzen Monat: Mein gutes Weib sammt ihren Freundinnen wei=det sich zwar vornehmlich an dem weiblichern Theil der historischen Chronik, und wird nicht selten un=geduldig, wenn wir Männer uns zu lange bey den Nachrichten von dem politischen, ökonomischen und moralischen Zustande des Vaterlandes verweilen, oder wohl gar mit Ihren Philosophen über die Natur des Gebets zu räsonniren anfangen! Sie meint in treuer Einfalt ihres Herzens, daß alle diese Ver=nünfteleien ihr Gebet doch weder gläubiger, noch kräftiger machen könnten. Und darinn hat, nach meiner Meinung, das gute Weib ganz recht! (Schlesische Provinzialblätter 1786/3: 241)

Die Themenvielfalt umfasst unterschiedliche Textsorten bzw. Textmuster, derer sich die Autoren der einzelnen Beiträge bedienten. Ihre eindeutige Klassifizierung wird jedoch einem Sprachwissenschaftler nicht leicht fallen. Irreführend können dabei die Titel sein, bei denen die Begriffe *Nachricht/Nachrichten* oder *Brief* am stärksten frequentiert werden. Während Briefe heutzutage, in der Tradition der Empfindsamkeit, eher intimer Ausdruck privater Kommunikation sind, wenn sie nicht als Literatur fingiert sind, handelte es sich in der Aufklärung und im Publikationszusammenhang der Zeitschrift beim *Brief* um ein Mittel öffentlicher Kommunikation. Auch die *Nachricht* zeigt Abweichungen vom heutigen Verständnis. Als Beispiel möge hier der Beitrag *Einige Nachrichten und Bemerkungen über die Ueberschwemmung im Monat April aus der Gegend von Brieg (Bürde 1785/6: 519-548)* dienen. Nach den heutigen Kriterien würden wir diesen Text nicht als Nachricht, sondern als eine Reportage bezeichnen, denn der Autor, der zugleich Augenzeuge des Geschehens ist, ergänzt Fakten durch eigene Eindrücke. Vermerkt muss aber an dieser Stelle sein, dass der Text wie ein *Brief* eingeleitet und abschnittsweise geführt wird, denn die meisten in dem Journal veröffentlichten Beiträge wurden den Herausgebern als Briefe durch die Korrespondenten zugesandt. Diese publizierten sie – wie es scheint – ohne inhaltliche Veränderungen, also als Nachrichten/Reportagen/Biographien umhüllt durch einen brieflichen Rahmen. Der Autor des Beitrags bezeichnet das in seinem Brief beschriebene Geschehen als *das Historische* und nimmt Stellung dazu, wie man von so einem Geschehen berichten sollte und wie er dies tut:

Aber ein paar allgemeine Betrachtungen müßen Sie mir erst noch erlauben, eh ich zu dem Historischen meines Briefes übergeh. Es ist eine mißliche Sache um alles Beschreiben! Wer nur einmal den Versuch gemacht hat, eine Handlung, eine Begebenheit in Worte überzutragen, und zwar mit dem Gesetze, nichts davon und dazu zu thun, alle noch so schöne Auszierungen zu vermeiden und keinen anderen Zweck zu haben, als wahr zu seyn; der wird mir hierinn gewiß beypflichten. Will man nun auch noch eine gewiße bestimmte Wir=kung hervorbringen, so verstärken sich die Haupt=züge des entworfnen Gemähldes fast ohne unser Wißen, und gehn in Carrikatur über. Dis kann denn wohl, bey gehöriger

> *Behandlung des Gan=zen, viel Sensation machen. Es bleibt am Ende aber doch immer Täuschung; und ich habe für ge=wiße Empfindungen des menschlichen Herzens zu viel Ehrerbietung, als daß ich es gut heißen könn=te, sie durch irgend etwas Factizes in Bewegung zu setzen. (Bürde 1785/6: 521)*

Es finden sich auch Texte, die eindeutiger den *Nachrichten* zuzuordnen sind. Die Vermischung einer objektiven Beschreibungsebene des Geschehens mit einem subjektiven, oft kritischen oder belehrenden Kommentar ist aber als Regel anzusehen. Dies zeugt von den im 18. Jahrhundert noch nicht gefestigten Formen der journalistischen Aussage.

Bereits aus den Unsicherheiten im Hinblick auf die Textsortenzuordnung ergibt sich die Notwendigkeit, die in den *Schlesischen Provinzialblättern* veröffentlichten Texte auf ihren Textsortenstatus zu untersuchen. Sicherlich trugen diese Pressetexte der zweiten Hälfte des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Entwicklung moderner journalistischer Aussageformen der Gegenwart bei. Von großem Vorteil wäre bei dieser Untersuchung die Verbindung von linguistischen und literaturwissenschaftlichen Konzepten und Methoden, die m.E. bei den Pressetexten der Aufklärung nicht voneinander zu trennen sind. Die Texte der *Schlesischen Provinzialblätter* weisen nämlich eindeutig die Rhetorik der Aufklärung auf, was bereits nach der Lektüre einiger Bände auf der lexikalischen und syntaktischen Ebene zu entdecken ist. Außerordentlich interessant scheint die Fragestellung nach den sprachlichen Mitteln, die die Autoren der Beiträge in den *Schlesischen Provinzialblättern* zur Vermittlung von Ideen der Aufklärung in Schlesien und zur Wahrung der regionalen, schlesischen Identität sowie zur Integration Schlesiens mit den älteren Provinzen Preußens nach den Schlesischen Kriegen einsetzten.

Als aufklärerische Ideen, deren sprachliche Umsetzung untersucht werden sollte, wären zu nennen: kritisches Denken, Fragen und Zweifeln, religiöse Toleranz, Emanzipation des Bürgertums durch ökonomische Veränderungen und Prozesse der Modernisierung, Rationalismus, logisches Denken und Relevanz der Vernunft, Glaube an die Erziehbarkeit des Menschen, Erziehung und Bildung als eine der grundsätzlichen Aufgaben der Aufklärer sowie Erfahrung und wissenschaftliche Erkenntnis statt Vorurteilen und Aberglaube.

Diese sprachliche Umsetzung der Ideen der Aufklärung erfolgte auf verschiedenen Ebenen der Sprache. Auf der textlinguistischen Ebene handelte es sich um die Auswahl bestimmter Textsorten, wie *Brief, Nachricht, Kritik, Biographie, Nachruf* u.a., die als Plattform für die sprachliche Vermittlung der aufklärerischen Ideen dienten. Zu bestimmen wären zuerst die Kriterien, nach denen man die einzelnen Texte unterschiedlichen Textsorten zuordnen könnte, wobei dies nicht einfach sein wird, zumal einzelne Textsorten/Textmuster aus heute als zuverlässig geltenden Begriffsvorstellungen herausfallen. Des Weiteren müsste man die Themaentfaltung in den einzelnen Texten untersuchen und überprüfen, ob sich dabei gewisse Regularitäten erkennen lassen, die das Identitätsver-

ständnis, eine aufgeklärte Gesellschaft und eine vaterländische schlesische Gesellschaft zu bilden, unterstützen.

An dieser Stelle muss noch auf ein Merkmal der Epoche der Aufklärung eingegangen werden, das als zeitungs- und zeitschriftenformatübergreifend gilt und in der Literaturwissenschaft bei Zugrundelegung eines weiten Literaturbegriffs als Enthierarchisierung von literarischen Texten bezeichnet wird. Damit wird beschrieben, dass unter einem Dach – in unserem Fall in einer Monatsschrift – z.B. Nachrichten über Fabriken und Dramen nebeneinander zu stehen kamen und keiner der beiden Texte als wertvoller empfunden wurde. Dass das selektive Lesen des Lesers diesem Prinzip nicht unbedingt folgen musste, haben wir aus dem oben zitierten Leserbrief erfahren. Es ist jedoch ein Faktum, dass thematisch und strukturmäßig sehr unterschiedliche Texte in den *Schlesischen Provinzialblättern* nebeneinander stehen.

Die syntaktische Ebene liefert eine Reihe von Konstruktionen, die Gemeinsamkeiten aufweisen und die genannte Zielsetzung der Aufklärer unterstützen. So sind z.B. in unterschiedlichen Texten nominale Phrasen zu finden, bei denen durch entsprechende Attribuierung das durch Substantiv Bezeichnete positiv oder negativ im Sinne der Aufklärung präsentiert wird:

– *die gewöhnlich fehlerhafte Anlage der Anstalt [der Schule]*
– *ein Mann von sehr ausgebreiteten gründlichen Kenntnissen*
– *die zärtliche Anhängigkeit meines Herzens an unserm geliebten Vaterlan=de*

Sehr häufig finden sich innerhalb der Diskurse und innerhalb von Formen der Persuasion Rückgriffe auf die griechische Mythologie sowie auf die deutschsprachige Literatur, die den aufgeklärten Lesern – wie man vermuten kann – bekannt sein sollten:

1. *Von einem Lehrer: Zur Arbeit des Sisyphus verdammt,…*
2. *Aber wo nun anfangen, diese Herkulische Arbeit? Wo ihn auffaßen, den so tief versteckten Faden dieses gordischen Knotens? – Wo, meine Brüder?*
3. *Willst du hingegen blos den Pathen des grossen Moguls *) auf dem Catheder spielen; willst du ein zweyter Landvogt Geisler seyn, und verlangen, daß man sich auch vor deinem Hute bücken solle*

*) *Ein im Magdeburgischen sehr bekanntes Sprüchwort: Er thut so dick, als ob der grosse Mogul sein Pathe wäre!*

Hierbei bieten sich auch phraseologische Wendungen als Untersuchungsgegenstand an.

Auf der lexikalischen Ebene wären z.B. Anredeformen zu untersuchen, und zwar sowohl die pronominalen und nominalen als auch die verbalen. Sie können wohl von der Emanzipation des Bürgertums, von der Ständeordnung, von empfindsamen oder liberalen Tendenzen zeugen: *Sie, Ihr, Meine Brüder, Mein theuerster Freund!, Mein Theu-*

rer, mein stummer Wohlwünscher!, Mein Bester, mein Lieber, Mein Werthester, liebe Leser, liebe Mitbürger.

Sehr häufig ist auch die Anwendung von Metaphern und anderen Stilmitteln:
der gestrenge Herr, der schwarze Mann [Schulvisitator]
…wenn der schwarze Mann den Rücken gewandt hat, lachen wir uns ins Fäustchen, und drehen nun unser Rad wieder nach aller Bequemlichkeit.
Also auch hier fehlt es Gott Lob! nicht so ganz an Hülfe und Rath für den Weisen, wenn gleich die so sehnlich gewünschte Silber-flotte vom Staate ausbleiben sollte! [Gelder vom Staat]
leck gewordene Schiffe [Schulen]

Die beiden letzten Beispiele greifen das schon von Aristoteles genutzte Bild vom Staat als einem Schiff auf, das eine lange Deutungstradition hat. Am Ende des 18. und im 19. Jahrhundert wurde der Staat in der deutschen Publizistik und Literatur, auch und gerade in der Auseinandersetzung mit der Französischen Revolution, mit einem Schiff verglichen, in dem alle Bürger ihren Platz finden und dafür sorgen sollten, dass es nicht leck wird und untergeht.

Die aufgezeigten sprachlichen Phänomene verdeutlichen, dass sich die Diskurse der Spätaufklärung in Schlesien auf den Seiten der *Schlesischen Provinzialblätter* besonderer sprachlicher Mittel bedienen. Diese sollten klassifiziert und auf dem Hintergrund der Sozialgeschichte einer linguistischen Analyse unterzogen werden.

LITERATURVERZEICHNIS

Brenkner, Anne-Margarete (1996): *Über Aufklärer und Aufklärungsgesellschaften in Breslau.* In: Kunicki, Wojciech (Hrsg.): *Aufklärung in Schlesien im europäischen Spannungsfeld. Traditionen – Diskurse – Wirkungen.* Wrocław: Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego, S. 9–22.
Czapliński, Marek / Kaszuba, Elżbieta / Wąs, Gabriela / Żerelik, Rościsław (2002): *Historia Śląska [Geschichte Schlesiens].* Wrocław: Wydawnictwo Uniwersytetu Wrocławskiego, S. 187–246.
Gerber, Michael Rüdiger (1995): *Die Schlesischen Provinzialblätter.* Sigmaringen: Thorbecke.

QUELLENVERZEICHNIS

Bürde, Samuel Gottlieb: *Einige Nachrichten und Bemerkungen über die Ueberschwemmung im Monat April aus der Gegend von Brieg.* In: *Schlesische Provinzialblätter.* 1785/6, S. 519–548.
Fülleborn, Georg Gustav: *An die Herausgeber und Leser des Schlesischen Provinzialblatts und die Mitarbeiter an demselben.* In: *Schlesische Provinzialblätter.* 1789/9, S. 537–548.
P. (Name unbekannt, nur Initial): *Ueber den ersten Jahrgang der schlesischen Provinzialblätter, nebst einigen Vorschlägen zu ihrer Vervollkommnung.* In: *Schlesische Provinzialblätter.* 1786/3, S. 239–252.
Schlesische Provinzialblätter. 1785/1.

Wieland Carls

Das sächsisch-magdeburgische Recht – Sprach- und Rechtstransfer in Mittel- und Osteuropa Versuch einer Bestandsaufnahme am Beispiel der heutigen Slowakei

1. VORBEMERKUNG

Die Verdienste von Herrn Prof. Piirainen bei der Erforschung der deutschen Sprache in der Slowakei, bei der Registrierung der in slowakischen Archiven erhaltenen Textzeugen und bei der Edition von Dokumenten von herausragender Bedeutung sowie deren sprach- und rechtshistorischen Auswertung setze ich als bekannt voraus, nicht zuletzt weil mir an dieser Stelle für eine angemessene Würdigung der Raum fehlt.

2. DAS VORHABEN

Zielsetzung des hier vorgestellten Vorhabens ist es, und damit zeichnet es sich gegenüber der Forschung der letzten 200 Jahre zu diesem Thema aus,[1] nicht nur die Ver-

(1) Z. B. Kwiatkowska 1980: 145–149; Buchda 1984: 134–138 (mit ausführlicher Literatur); Lieberwirth 1986; Lück 1998, 1999, 1999/2000 und zuletzt Ebel 2004: 423–511.

breitung des sächsisch-magdeburgischen Rechts, sondern vor allem die Rezeption und Aneignung ausgehend von den landessprachigen Quellen in den Verbreitungsgebieten zu untersuchen, und von dieser Perspektive aus zu fragen, wie die Rechtstermini und Rechtsinstitute des sächsisch-magdeburgischen Rechts in die Sprache und damit auch in die Rechtspraxis transportiert wurden. Nur das Zusammenwirken von Rechts- und Sprachwissenschaft kann hier Erklärungen auf die Fragen liefern, warum bestimmte Rechtstermini auf die eine oder andere Weise übertragen oder vielleicht auch nicht übersetzt wurden, wie das Verhältnis zwischen vorhandenen Rechtsinstituten und dem sächsisch-magdeburgischen Recht war, ob und – wenn ja – inwiefern sich bestehendes und neues Recht beeinflusst haben. Die Ergebnisse dieser Untersuchungen sollen in handbuchartigen Publikationen dargestellt werden, die für jedes Untersuchungsgebiet die Rezeptionsvorgänge, eine Charakteristik der Quellen, ein mehrsprachiges Glossar, rechts- und sprachgeschichtliche Auswertungen ausgewählter Rechtstermini sowie kartographische Darstellungen umfassen.

Die geographischen Dimensionen des Untersuchungsgebietes sind immens, zumal die Ausdehnung zwar weitgehend bekannt ist, aber sich an den Rändern häufig noch Unschärfen zeigen, und auch im Innern bei zahlreichen Orten die Belege für eine stattgefundene Rezeption bzw. Geltung des sächsisch-magdeburgischen Rechts aktuell zu prüfen sind. In der beantragten Planung sind Untersuchungen zu Polen, Tschechien, zur Slowakei und Ungarn, zur Ukraine, zu Weißrussland, Estland, Lettland, Litauen, Rumänien, Russland, Bulgarien, Moldawien und zum ehemaligen Jugoslawien vorgesehen.

Auch die zeitliche Dimension der Untersuchung ist großzügig bemessen. Beginnend mit den ersten Rezeptionszeugnissen im 13. Jahrhundert und den erst im 14. bis 16. Jahrhundert vermehrt vorhandenen Übertragungen in die jeweiligen Landessprachen soll der Blick weit bis ins 19. und das beginnende 20. Jahrhundert reichen, bis in die Zeit der großen nationalen Rechtskodifikationen, die das noch heute gültige Recht in den Untersuchungsgebieten prägen. Dieses nicht gerade bescheidene Vorhaben kann nur gelingen, wenn in anderer Hinsicht Beschränkungen in Kauf genommen werden. So müssen die auszuwertenden Quellen nicht nur nach inhaltlichen Gesichtspunkten gewissenhaft ausgewählt werden, sondern auch ihre Verfügbarkeit und ggf. vorhandene Vorarbeiten (Konkordanzen, Editionen, Untersuchungen) sind als Auswahlkriterien zu berücksichtigen.

Zwar ist der Forschungsansatz, sich der Transformation, Rezeption oder Adaptation des sächsisch-magdeburgischen Rechts in den Ländern Ost- und Mitteleuropas aus der Perspektive der nichtdeutschen Quellen zu nähern, neu, dennoch kann die Sichtung und Aufarbeitung der Forschungsliteratur nicht unterbleiben, denn hier finden sich wertvolle Hinweise auf die relevanten Textzeugen, ihre Gemeinsamkeiten und Unterschiede, ihre Bedeutung und Verbreitung. Aus diesem Grunde wird während der gesamten Projektlaufzeit an einer Bibliographie gearbeitet, in die alle Titel aufgenommen werden, die sich mit dem sächsisch-magdeburgischen Recht, aber auch mit den für das Verständnis dieses

historischen Phänomens wichtigen Beiträgen aus anderen Fachrichtungen – z. B. zur Siedlungs- und Stadtgeschichte und natürlich auch zur Sprachgeschichte – auseinandersetzen.

Ein weiteres Verzeichnis, das erst im Entstehen ist, soll alle relevanten Textzeugen zur Rezeption des sächsisch-magdeburgischen Rechts in Ost- Mitteleuropa erfassen. Neben Rechtsbüchern, die schon in großem Umfang verzeichnet sind – zuletzt von Ulrich-Dieter Oppitz *(Oppitz 1990, 1990a, 1992)* mit seiner verdienstvollen Bestandsaufnahme auf der Grundlage der Vorarbeiten von Gustav Homeyer *(Homeyer 1931/1934)* –, bieten sich Rechtssammlungen, Schöppensprüche, Stadtbücher, Rats- und Gerichtsprotokolle sowie Kodifikationen und deren Entwürfe für eine Auswertung an.

3. DAS VORGEHEN

Begonnen wird mit einem Methodenband der anhand ausgewählter Rechtstermini eine exemplarische Untersuchung zur Übernahme bzw. Modifikation von Rechtsinstituten sächsisch-magdeburgischer Provenienz in die jeweilige Rechtssprache der Verbreitungsgebiete bieten wird. Quellengrundlage hierfür sind die „Magdeburger Urteile" *(vgl. Homeyer 1931/1934: 295; Kałužniacki 1886).* Anschließend sind Bände zu den einzelnen Untersuchungsgebieten geplant und teilweise bereits in Angriff genommen. Ein erster Schritt ist hierbei die Sichtung der Rechtstexte sächsisch-magdeburgischer Provenienz, deren Entstehung oder Rezeption im jeweiligen Untersuchungsgebiet nachweisbar sein müssen.

Für die Slowakei wird die Erforschung des Verhältnisses zwischen dem Recht der deutschen Siedler und der lokalen Rechtstradition als Desiderat bemängelt: „Die Frage, inwieweit die mitgebrachte Gerichts- und Gemeindeverfassung durch die lokale Rechtstradition (d. h. duch das schriftlich nicht fixierte einheimische Gewohnheitsrecht) beeinflusst oder ergänzt wurde, ist bis jetzt nur unzureichend erforscht." *(Papsonová 2003: 19)* Bei der Untersuchung dieses Gebiets können die angrenzenden Länder Tschechien und vor allem Ungarn (ehem. Schlesien, Böhmen, Mähren) nicht ausgeklammert werden. Für eine Untersuchung kommen vor allem folgende Rechtstexte in Frage:

Der einzige Text, der nicht nur sächsisch-magdeburgisches Recht überliefert, sondern auch in die Nationalsprache übersetzt wurde, ist das **Silleiner Recht** (1378; 1473 Übersetzung ins alttschechische bzw. slowakische), das auf Land- und Lehnrecht des Sachsenspiegels, auf das Sächsische Weichbildrecht, das Magdeburg-Breslauer Recht von 1261 und 1295, das Magdeburg-Görlitzer Recht und die so genannten Krakauer Extravaganten sowie auf eine wohl dem Einflussbereich des Meißner Rechtsbuches zuzuordnenden Quelle zurückgeht *(vgl. Oppitz 1990a: 62 u. Papsonová 2003: 37f.).*

Die Quellen für das **Zipser Recht** (15 Hss. 15.–18. Jh. in der Ostslowakei), von dem es keine bekannten Übersetzungen in die Landessprache gibt, sind der Sachsenspiegel,

aber auch das Iglauer Stadtrecht, Brünner Satzungen und flämisches Recht *(vgl. Oppitz 1990a: 45, ders. 1998: 1722f.; Edition von Piirainen / Papsonová 1992).*

Zu prüfen ist, ob sich weitere Quellen des Magdeburger Rechts ggf. im städtischen Bereich nachweisen lassen. Für Untersuchungen in Frage kommen ggf. auch das Meißner **Rechtsbuch**,[2] der **Schwabenspiegel** und die **Bergrechte** *(Piirainen 1994: 266 f.)* (ausgehend vom Bergrecht von Iglau/Jihlava).

Magdeburger Recht in Form von Schöppensprüchen bzw. von Kompilationen aus Schöppensprüchen, Rechtsweisungen und Privilegien sind meines Wissens nicht für die Slowakei nachgewiesen. Hier muss die tschechische Überlieferung mit einbezogen werden.[3]

In die heutige Slowakei kam das Magdeburger Recht bereits im 13. Jahrhundert aus Schlesien und ist zunächst in Karpfen/Krupina belegt. Von hier aus gelangte es 1370 wohl nach Sillein/Žilina, das vorher Teschener Recht besaß. Ob Teschen/Český Těšín seinerseits sein Recht auf eine heute nicht mehr schriftlich erhaltenen Fassung aus Neumarkt/Środa Śląska gründete, wie H. Brauner *(Brauner 1942: 265f.)* vermutet oder aber zunächst „nach dem sächsisch-fränkischen Recht von Löwenberg/Lwówek Śląski verfaßt war“ *(Piirainen 1972: 18)* und erst 1374 Breslauer Recht bekam, wie es Weizsäcker glaubhaft zu machen sucht, lässt sich auf Grund einer dürftigen Quellenlage wohl nicht zweifelsfrei klären. In jedem Fall wurde Sillein 1379 untersagt, weiter „nach dem Teschener Recht zu verfahren“ *(Piirainen 1972: 18).* Bis heute steht ein belastbarer Nachweis der Herkunft des Silleiner Rechts aus, konstatiert Mária Papsonová noch 2003 in ihrer Arbeit zum Silleiner Rechtsbuch. Abgesehen von der nicht letztgültig geklärten Provenienz dieses Textes wird ihm auch deshalb so großes Interesse seitens der Wissenschaft erwiesen, weil er fast einhundert Jahre nach seiner Niederschrift in die Landessprache übersetzt wurde. Diese Übersetzung hat Mária Papsonová in ihrer Arbeit beispielhaft ausgewertet. Sie macht deutlich, welche Schwierigkeiten sich allein bei der Trennung zwischen auszuwertenden Rechts- und nicht zu berücksichtigenden Nicht-Rechtswörtern zeigen. Dass eine Aussage über die Qualität der Übersetzung nur dann möglich ist, wenn auch Klarheit über die Qualität und Bedeutung der Übersetzungsvorlage besteht, ist ebenso nahe liegend wie problematisch, wenn – wie im Fall des Silleiner Rechtsbuchs – keine Vergleichshandschriften zur Verfügung stehen und somit schon der Nachweis von verderbten Stellen in der Übersetzungsvorlage von 1378 eine wichtige Aufgabe darstellt. Diese Stellen werden von Frau Papsonová in ihrem Wortverzeichnis auch mit den entsprechenden Passagen in der Übersetzung wiedergegeben und auch Auslassungen in der Übersetzung werden gekennzeichnet. Entweder lässt sich dann feststellen, dass die Übersetzer die fehlerhafte Stelle in der Vorlage erkannt haben

---

(2) Hierzu s. Weizsäcker 1941a: 29, Anm. 25; vgl. auch Oppitz1990a: 56.

(3) Weizsäcker 1922: 80–85; 1926: 549–567; 1937: 95–109; 1938a: 25–43; 1938b: 584–614; 1939a: 50–77; 1939b: 1–23; 1941b: 265–284; 1942/1943: 17–23; 1943; 1944: 7–50; 1956: 161–180.

und in der Übersetzung verbesserten, oder aber das eine Fehlübersetzung auf eine Wortverwechslung oder auf die wortwörtliche Wiedergabe der fehlerhaften Vorlage schließen lässt *(Papsonová 2003: 75)*.

Eine vergleichbar akribische Auswertung wäre für alle nationalsprachigen Rechtstexte sächsisch-magdeburgischer Provenienz wünschenswert, ist aber im Rahmen des hier vorgestellten Vorhabens nicht zu leisten. Mit der Beschränkung auf wenige auszuwertende Quellen und ausgewählte Rechtstermini, soll diesem Problem begegnet werden. Es wird jedoch eine möglichst umfassende Übersicht aller Handschriften erstellt werden, die sächsisch-magdeburgisches Recht beinhalten und die im Untersuchungsgebiet nachzuweisen sind oder in einer Sprache der Untersuchungsgebiete übertragen wurden.

Bei der kritischen Würdigung vorhandener Forschungsansätze lässt sich auf der Übersicht Wilhelm Weizsäckers von 1937 aufbauen.[4] Als zeitliche Grenze für seine Untersuchungen setzt er die Mitte des 14. Jahrhunderts fest, „da es [ihm] darauf ankam, die Anfänge und die Verbreitung des Stadtrechts herauszuarbeiten. Geht man zeitlich weiter, so droht [nach Weizsäcker] die verwirrende Fülle neu auftauchender Rechtsbeziehungen die erwünschte Übersichtlichkeit zu vernichten." *(Weizsäcker 1937: S. 97)* Wir werden allerdings nicht umhin kommen, diese Verwirrung in Kauf zu nehmen, wenn wir der Terminologie und den Rechtsinhalten des sächsisch-magdeburgischen Rechts auch in Rechtquellen wesentlich späterer Zeiten nachspüren wollen.

4. ZUSAMMENFASSUNG

Der umrissene breite Forschungsansatz und die Vernetzung verschiedener Wissenschaftsdisziplinen und Forschungseinrichtungen sind notwendig, denn nur so kann dieses Projekt, das sich mit einem länder- und sprachenübergreifenden Kulturtransfer beschäftigt, in einem entsprechenden Kontext angesiedelt werden. Dass es sowohl Stadtverfassungen als auch Rechtsprechung nach sächsisch-magdeburgischem Recht in zahlreichen Städten Mittel- und Osteuropas gegeben hat und dass eine Auseinandersetzung mit diesem Recht stattfand, ist unbestritten. Man setzte das eigene Recht in ein Verhältnis zu diesem Recht, indem man letzteres übersetzte – ins Lateinische und in die Landessprache. Hier gilt es heute anzusetzen und den Weg zu verfolgen, den das Recht und seine Sprache genommen haben.[5]

---

(4) Weizsäcker 1937; er nimmt Bezug auf seinen eigenen älteren Beitrag *(Weizsäcker 1926/1927)* sowie auf Künßberg 1926/1927, F. Schilling 1933: 559, Aubin 1934, Schultheiß 1936 und auf eine Karte *(Ebert 1936: Karte Nr. 24)*.

(5) Bewidmungen mit Magdeburger Stadtrecht: 1150 Stendal, 1160 Leipzig, 1174 Jüterbog, vorher schon Halle. Stendal wurde Mutterstadt für Kyritz (1237), Wittstock (1248) u. Neu-Ruppin (1256). Die Stadt Brandenburg, selbst Tochterstadt Magdeburgs, wurde Oberhof fast aller märkischen Neugründungen: Berlin, Kölln, Spandau, Eberswalde, Bernau, Treuenbrietzen, Strausberg, dieses

Angesichts eines Europas, das auf dem besten Wege ist, seinen Binnengrenzen die Freizügigkeit wiederzugeben, die sie im Spätmittelalter schon einmal zumindest in Ansätzen hatten, wird die Erforschung der Verbreitung des sächsisch-magdeburgischen Rechts ganz aktuell. Die Vielschichtigkeit der Erklärungsmöglichkeiten sowohl für den Grund der Verbreitung dieses Rechts als auch für die Folgen, die seine Verbreitung in den jeweiligen Ländern hatte, spiegelt sich in den zahlreichen Arbeiten zu diesem Thema. Als Phänomen, das sich mit unterschiedlicher Intensität über mehrere Jahrhunderte zeigte, kann es unmöglich auf eine einfache Formel gebracht werden. Die enorme Verbreitung des sächsisch-magdeburgischen Rechts steht außer Zweifel. Die Gründe dafür sind sehr unterschiedlich. Um das Wesen dieses speziellen Kulturaustausches darstellen und erklären zu können, bedarf es einer Forschung, die dicht an den Texten und in enger Kooperation mit den Forschern in den Untersuchungsgebieten die Beziehungen der jeweiligen nationalen Rechtssprache zur Sprache des sächsisch-magdeburgischen Rechts herausarbeitet und den Versuch wagt, die späteren nationalsprachigen Übersetzungen und Kodifikationen auf ihr Verhältnis zu diesem Recht zu untersuchen. Hierbei sind Präjudizien in Bezug auf die Qualität des sächsisch-magdeburgischen Rechts im Vergleich zu den vorher oder parallel geltenden Landesrechten fehl am Platze. In den kommenden Jahren sind Rechtstexte aus Polen, Tschechien, der Slowakei, aus Russland, der Ukraine, Weißrussland, dem Baltikum und Ungarn auszuwerten. Im Unterschied zu früheren Untersuchungen, die sich vor allem für den Weg der deutschsprachigen Rechtsquellen in die Empfängersprache interessierten, sollen in dem hier vorgestellten Vorhaben die landessprachigen Fassungen dieser Rechtsquellen im Vordergrund stehen.

Wenn es gelänge, auf diesem Wege nicht nur möglichst objektive und wissenschaftlich belastbare Erkenntnisse über die kulturellen Beziehungen zwischen den Rechtsordnungen Ost- und Mitteleuropas der Vergangenheit zu gewinnen, wäre dies sicher auch ein Wissen, dass die Wechselbeziehungen des heutigen Europa auf eine historisch gewachsene Basis stellt und damit festigen hilft.

---

wieder für Küstrin, Zellin, Bärwalde, Soldin, Werneuchen usw. Andere Tochterrechtsstädte, die ihrerseits Oberhöfe weiter Gebiete waren, sind Breslau/Wrocław, Krakau/Kraków, Thorn/Thoruń, Kulm/Chełmno, Leipzig, Neumarkt i. Schlesien/Środa Śląska, Schweidnitz/Świdnica, Leitmeritz/Litoměřice, Olmütz/Olomouc, Troppau/Opava, Lemberg/Ljwow, Posen/Poznań *(alle Angaben aus: Ebel 1952: 17f.).*

LITERATURVERZEICHNIS

Aubin, Hermann (1934): *Die deutschen Stadtrechtslandschaften des Ostens.* In: *Vom deutschen Osten. Max Friederichsen zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Herbert Knothe. Mit 13 Textfiguren sowie 25 Tafeln. (=Veröffentlichungen der Schlesischen Gesellschaft für Erdkunde e. V. und des Geographischen Instituts der Universität Breslau. 21. H.).* Breslau: Marcus, S. 27–52.

Brauner, H. (1942): *Schlesien und die Slowakei. Sieben Jahrhunderte schlesisch-slowakische Beziehungen.* In: *Karpatenland 12,* S. 263–274 (Angabe nach Piirainen 1972, Anm. 25).

Buchda, Gerhard (1984): *Magdeburger Recht.* In: *Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte.* Hrsg. von A. Erler […], III. Bd.. Berlin, S. 134–138 (mit ausführlicher Literatur).

Ebel, Friedrich (2004): *‚Do spreke wy vor eyn recht…' Versuch über das Recht der Magdeburger Schöppen.* In: *ders.: ‚Unseren fruntlichen grus zuvor', Deutsches Recht des Mittelalters im mittel- und osteuropäischen Raum. Hrsg. von Andreas Fijal, Hans-Jörg Leuchte und Hans-Jochen Schiewer.* Köln, Weimar, Wien: Böhlau, S. 423–511.

Ebel, Wilhelm (1952): *Deutsches Recht im Osten (Sachsenspiegel, Lübisches und Magdeburgisches Recht).* Kitzingen a. Main: Holzner. *(=Der Göttinger Arbeitskreis. H. 21).*

Ebert (1936): Ebert, Wolfgang / Frings, Theodor / Gleißner, Käthe / Kötzschke, Rudolf / Streitberg, G.: *Kulturräume und Kulturströmungen im mitteldeutschen Osten, 2 Bde.* Halle (Saale): Niemeyer. (=Veröffentlichung der Forschungsinstitute für Kultur- und Universalgeschichte und für neuere Philologie, Abt. ältere Germanistik, sowie des Instituts für Heimatforschung an der Universität Leipzig).

Homeyer, Gustav (1931/1934): *Die deutschen Rechtsbücher des Mittelalters und ihre Handschriften. Neu bearb. von Conrad Borchling, Karl August Eckhardt und Julius von Gierke. 1. Abt.: Verzeichnis der Rechtsbücher. Bearb. von Karl August Eckhardt; 2. Abt.: Verzeichnis der Handschriften. Bearb. von Conrad Borchling und Julies von Gierke.* Weimar: Böhlau.

Kałużniacki, Emil (1886): *Die polnische Recension der Magdeburger Urtheile und die einschlägigen deutschen, lateinischen und czechischen Sammlungen.* Wien: Gerold (= Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Kl. 111. H. 2).

Künßberg, Eberhard Frhr. von (1926/1927): *Rechtssprachgeographie.* Heidelberg: Winter. (=Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Kl. Abh. I).

Kwiatkowska, Irena (1980): *Die Stellung des sächsisch-magdeburgischen Rechts in der Normenhierarchie nach den Anschauungen der polnischen Juristen des 16. und 17. Jahrhunderts.* In: Willoweit, Dietmar/ Schich, Winfried (Hgg.): *Studien zur Geschichte des sächsisch-magdeburgischen Rechts in Deutschland und Polen (=Rechtshistorische Reihe. Bd. 10).* Frankfurt a. Main, Bern, Cirencester: Peter Lang, S. 145-149.

Lieberwirth, Rolf (1986): *Das sächsisch-magdeburgische Recht als Quelle Osteuropäischer Rechtsordnungen.* Berlin.

Lück, Heiner (1998): *Sachsenspiegel und Magdeburger Recht, Europäische Dimensionen zweier mitteldeutscher Rechtsquellen*. Hamburg.

Lück, Heiner (1999): *„Der Deutsche kommt also im Osten in kein Neuland…". Das Institut zur Erforschung des Magdeburger Stadtrechts (1940–1945).* In: ders./ Freitag, Werner (Hgg.): *Historische Forschung in Sachsen-Anhalt. Ein Kolloquium aus Anlaß des 65. Geburtstages von Walter Zöllner.* Stuttgart, Leipzig: Hirzel, S. 125–145.

Lück, Heiner (1999/2000): *Dr. iur. Fritz Markmann (1899–1949) als Erforscher und Editor des Magdeburger Rechts, Bernhard Diestelkamp zum 70. Geburtstag am 6. Juli 1999.* In: *Sachsen und Anhalt, Jahrburch der Historischen Kommission für Sachsen-Anhalt 22,* S. 289–314.

Oppitz, Ulrich-Dieter (1990) (1990a) (1992.): *Deutsche Rechtsbücher des Mittelalters. Bd. 1: Beschreibung der Rechtsbücher (1990), Bd. 2: Beschreibung der Handschriften (1990a), Bd. 3/I u. II: Abbildungen der Fragmente (1992).* Köln, Wien: Böhlau.

Papsonová, Mária (2003): *Das Magdeburger Recht und das Silleiner Rechtsbuch. Wörterbuch zur deutschsprachigen Vorlage des Landrechts (1378) und zu ihrer Übersetzung (1473).* Frankfurt a. Main: Peter Lang. Zugl.: Habil.-Schr.. (=Regensburger Beiträge zur deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft. R. B: Untersuchungen. Bd. 84).

Piirainen, Ilpo Tapani (1972): *Das Stadtrechtsbuch von Sillein. Einleitung, Edition u. Glossar.* Berlin, New York: de Gruyter. (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker. N. F. 46 (170).

Piirainen, Ilpo Tapani / Papsonová, Mária (1992): *Das Recht der Spiš/Zips. Texte und Untersuchungen zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei. Bd. 1–2.* Oulo: Oulun Yliopisto. (=Universität Oulu. Veröffentlichungen des Germanistischen Instituts. 8).

Piirainen, Ilpo Tapani (1994): *Charakteristika der deutschsprachigen Rechtskodifizierung des 14.–18. Jahrhunderts in der Slowakei.* In: *LSP and Theory of Translation.* 14th VAKKI Symposium. Vörå 12.–13.2.1994. (=Erikoiskielet ja käännösteoria. 14; Vaasan Yliopiston Käännösteorian ja Ammattikielten Tutkijaryhmä julkaisut. 19;). Vaasa: Vaasan Yliopisto, Humanistinen Tiedekunta, S. 261–270.

Schilling, Friedrich (1933): *Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums. Unter Mitw. von etwa 800 Mitarbeitern und in Verb. mit Hermann Aubin…* hrsg. von Carl Petersen, Otto Scheel, Paul Hermann Ruth, Hans Schwalm. Bd. I, Breslau: Hirt, S. 559 (Karte).

Schultheiß, Werner (1936): *Die Einwirkung Nürnberger Stadtrechts auf Deutschland, besonders Franken, Böhmen und Oberpfalz.* In: *Jahrbuch für fränkische Landesforschung 2,* S. 18–54.

Weizsäcker, Wilhelm (1922): *Zur Einführung des Magdeburgischen Rechtes in Mähren.* In: *Wissenschaftl.* Vierteljahresschrift zur Prager Juristischen Zeitschrift 2, S. 80–85.

Weizsäcker, Wilhelm (1926): *Die Ausbreitung des deutschen Rechts in Osteuropa.* In: Loesch, Karl Christian von / Ziegfeld, Arnold Hillen (Hgg.): *Staat und Volkstum.* (=Bücher des Deutschtums. Bd. 2). Berlin: Deutscher Schutzbund-Verlag, S. 549–567.

Weizsäcker, Wilhelm (1937): *Eindringen und Verbreitung der deutschen Stadtrechte in Böhmen und Mähren.* In: *Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung 1,* S. 95–109.
Weizsäcker, Wilhelm (1938a): *Breslau als Oberhof mährischer Städte.* In: *Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens 72,* S. 25–43.
Weizsäcker, Wilhelm (1938b): *Zur Geschichte des Meißner Rechtsbuchs in Böhmen und Mähren.* In: *Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Germanistische Abteilung 58,* S. 584–614.
Weizsäcker, Wilhelm (1939a): *Das deutsche Recht des Ostens im Spiegel der Rechtsaufzeichnungen.* In: *Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung 3,* S. 50–77.
Weizsäcker, Wilhelm (1939b): *Leitmeritz als Vorort des Magdeburger Rechts in Böhmen.* In: *Neues Archiv für sächsische Geschichte 60,* S. 1–23.
Weizsäcker, Wilhelm (1941a): *Die Verbreitung des Meißner Rechtsbuchs im Osten.* In: *Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung 5,* S. 26–38.
Weizsäcker, Wilhelm (1941b): *Zur Geschichte der Sammlungen Magdeburger Schöffensprüche im böhmischen Raum.* In: *Abhandlungen zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte. Festschrift für Adolf Zycha zum 70. Geburtstag am 17. Oktober 1941.* Weimar: Böhlau, S. 265–284.
Weizsäcker, Wilhelm (1942/1943): *Die Verbreitung des deutschen Stadtrechtes in der Slowakei.* In: *Karpatenland 13,* S. 17–23.
Weizsäcker, Wilhelm (Bearb.) (1943): *Magdeburger Schöffensprüche und Rechtsmitteilungen für den Oberhof Leitmeritz.* Stuttgart u. Berlin: Kohlhammer (= Die Magdeburger Schöffensprüche und Rechtsmitteilungen. R. IX: Sudetenland. 1. Bd.).
Weizsäcker, Wilhelm (1944): *Leitmeritz in der sudetenländischen Stadtrechtsgeschichte.* In: Peterka, Otto / Weizsäcker, Wilhelm (Hgg.): *Beiträge zur Rechtsgeschichte von Leitmeritz.* Prag: Volk-und-Reich-Verl., S. 7–50.
Weizsäcker, Wilhelm (1956): *Geschichtliche Wechselwirkungen deutsch-slawischen Rechtsdenkens.* In: *Zeitschrift für Ostforschung. Länder und Völker im östlichen Mitteleuropa 5,* H. 2, S. 161–180.

**Mikuláš Čelko, Juraj Spiritza,
František Žifčák, Jozef Petrovič**

Deutschsprachige Handschriften und Dokumente des Mittelalters und der Frühen Neuzeit in slowakischen Archiven

In den Jahren 2000–2005 wurden die Forschungen im Rahmen des Archivprojekts „Deutschsprachige Handschriften und Dokumente des Mittelalters und der Frühen Neuzeit in slowakischen Archiven“ durchgeführt. Der Vater des Gedankens, solch ein Projekt zu in die Wege zu leiten, war Prof. Ilpo Tapani Piirainen. Er hat nach langjährigen Forschungen eine gute Übersicht über die Archivdokumente und Archivbestände in slowakischen Archiven gewonnen, in denen viele Quellen mit reichem deutschsprachigen historischen und linguistischen Material seit der Mitte des 14. Jahrhunderts enthalten sind. Die fachliche Betreuung des Archivprojekts übernahm Prof. I. T. Piirainen; Koordinator der Aufgaben war Prof. Jörg. M. Meier (heute Universität Leiden). Von slowakischer Seite übernahm die Abteilung für Archive und Registraturen des Innenministeriums der Slowakischen Republik die fachliche Garantie; Koordinatoren waren zuerst Dr. J. Spiritza und vom Jahre 2002 an Mikuláš Čelko. Bereits vor der Realisierung des Projekts, gab es Fachberatungen, Besprechungen und Diskussionen mit Doz. Dr. Ivan Chalupecký, der für das zukünftige Projekt die slowakischen Archive und die Personen vorschlug, die Aufgaben für das Projekt übernehmen und erfüllen könnten. Besondere Aufmerksam-

keit widmete Doz. Chalupecký dem mittelalterlichen Siedlungsprozess in den Teilen und Regionen der Slowakei, in die Siedler aus verschiedenen Gebieten des deutschsprachigen Raumes gekommen waren und seit dem Mittelalter einen dominierenden Einfluss im Gebiet der heutigen Slowakei ausgeübt haben. Menschen aus verschiedenen Gebieten deutschsprachiger Länder siedelten in Pressburg (Bratislava) und Umgebung, im Raum des mittelslowakischen Bergbaugebiets mit seinen Bergstädten, Kammern, Herrschaften und Freien Königlichen Städten wie Altsohl (Zvolen), Karpfen (Krupina) und im Osten der Slowakei besonders in der Zips sowie in bedeutenden Freien Königlichen Städten mit wirtschaftlicher und kultureller Bedeutung wie Kaschau (Košice), Eperies (Prešov), Bartfeld (Bardejov), Zeben (Sabinov). Für die Forschungsaufgaben standen in der Westslowakei in den Archiven von Pressburg, Modern (Modra) und Tyrnau (Trnava) umfangreiche historische Quellen seit dem Mittelalter zur Verfügung.

Das Archivprojekt konnte mit Hilfe der Volkswagenstiftung realisiert werden. Ende 1998 haben Prof. I. T. Piirainen, Prof. J. M. Meier, Prof. Klaus Peter Wegera von der Ruhr-Universität Bochum mit Dr. Juraj Spiritza bei der Volkswagenstiftung in Hannover den Antrag auf das Projekt eingereicht. Obwohl bei der Stiftung auch viele andere Projekte für eine Förderung vorlagen, bekamen die Koordinatoren des Archivprojekts Anfang 2000 von Dr. Wilhelm Krull von der Volkswagenstiftung die positive Mitteilung, dass das Projekt bewilligt worden sei und die Stiftung die finanzielle Sicherung der Aufgaben des Projekts übernehmen werde. Von dieser Zeit an nahm die Volkswagenstiftung die Kontrolle der Projektaufgaben vor. Die Koordinatoren des Projekts mussten alljährlich für die Stiftung einen ausführlichen Bericht ausarbeiten und vorlegen. Hauptziel des Projektes war die Erfassung und Erschließung der deutschsprachigen historischen Quellen mit den modernen Methoden der Datenverarbeitung mit Hilfe von PC-Computern und Programmen. Den Rahmen des Projekts bildeten nicht allein historische Themen und Fragen zu den Siedlungsprozessen, Aufgaben und Tätigkeiten der deutschen Siedler, sondern vor allem die Eruierung und Beschreibung der archivalischen Quellen; zu diesen Themen gibt es mehrere Artikel.

In der Vorbereitungsphase legten die Koordinatoren für alle slowakischen Archive Forschungspläne fest. Das erste Arbeitsjahr erforderte die zeitliche und personelle Begrenzung der Bearbeiter auf vier Personen. Die bisherige Aufarbeitung der Archivbestände beeinflusste die Tätigkeit. Vornehmlich bei den Magistraten der Städte sind viele Bestände im Laufe der vergangenen Jahrzehnte bearbeitet worden, in vielen Fällen gibt es von den Handschriften nur unvollständige Findbücher. In den Archivbeständen der Magistrate kommen auch Findbücher aus dem 19. Jh. vor, die in Latein geschriebene Zusammenfassungen aus dem 19. Jh. enthalben, wie z. B. in Kremnitz (Kremnica). Aber es gibt auch noch nicht bearbeitete Magistrate, z. B. Königsberg (Nová Baňa). Die Forschung wurde uns in den gut bearbeiteten Archiven der Magistrate der Städte Pressburg, in Teilen von Neusohl, Bartfeld und Karpfen wesentlich erleichtert, die Archivbestände

der Kammern, der Kammerämter für Berg- und Hüttenwesen und der Berggerichte sind in viel besserem Zustand. Das Projekt nutzte auch die bisher ausgearbeiteten Kataloge und Findbücher, die zu verschiedenen Archivbeständen vorhanden sind und in denen deutschsprachige Dokumente vorkommen. Frau Thea Leixner hat z. B. Teile aus Findbüchern und Katalogen der Archivbestände bei den Magistraten der Städte Pressburg und Neusohl (Banská Bystrica) ins Deutsche übersetzt.

Anfangs stellten die Arbeiten am Projekt die Koordinatoren und Teilnehmer vor die Probleme, wie die Bearbeitung vorzunehmen sei, wie viele Angaben ein Regest haben solle und vor allem, welche Archivbestände zuerst und genau zu bearbeiten sind. Außerdem musste die Einteilung der Quellen in diplomatische Kategorien nach Urkunden, Briefen, Büchern und Rechnungen festgelegt werden. Regesten von Urkunden und Briefe beinhalten 7-10 Angaben, die Stadtbücher, Rechnungen, Kammerbücher, Ratsprotokolle und Kopierbücher viel mehr. Noch größer ist der Unterschied bei Testamenten und Eigentumsinventaren. Die Aufgabe des Projekts bestand darin, eine Datenbank mit Informationen von und über deutsche schriftliche Quellen in slowakischen Archiven anzulegen und die Ergebnisse in einem eigenen Sammelband herauszugeben. Während der Projektdauer wurde die Datenbank vom Germanistischen Institut der Ruhr-Universität Bochum bearbeitet. Die Teilnehmer haben ihre Forschungen auf 12 Archivbestände von Magistraten von Städten, mehreren Ämtern, Kammern und Herrschaften gerichtet. Bis zum Ende des Archivprojekts haben Teilnehmer von slowakischer Seite etwa 20 000 Regesten verarbeitet. Eine abschließende Bilanz des Archivprojekts wurde auf der Tagung in Schemnitz (Banská Štiavnica) im Mai 2005 gezogen. Die Forschung dokumentierte Ergebnisse zu den Siedlungsgebieten der Deutschen in der Slowakei, zur Entwicklung von Kanzleien und zu Tätigkeiten der Notare und Schreiber.

Etwa seit der Mitte des 14. Jahrhunderts gibt es aus der Produktion der Stadtkanzleien großer Städte wie Pressburg, Schemnitz, Kaschau, Neusohl neben den in Latein geschrieben Dokumenten auch deutschsprachige Dokumente, die meistens den Charakter von Rechnungen tragen. Im 16. Jahrhundert kommt es zu Veränderungen in der Struktur der Dokumente der Städte. Die Produktion der auf Slowakisch und Ungarisch geschriebenen Dokumente gewinnt an Bedeutung. Der Anteil von Dokumenten an der Gesamtheit der Korrespondenzen z. B. im Magistrat der Stadt Schemnitz in der Zeit von 1530 bis 1620 war folgendermaßen: deutsch 67,3 % bis 81%; lateinisch 11,7 % bis 32,1 %; ungarisch 0,39 % bis 6,2 %; slowakisch 1 % bis 4,2 %.

An den Archivmaterialen von Pressburg und Umgebung abeitete Dr. J. Spiritza – vor allem im Stadtarchiv Pressburg und im Staatsarchiv Pressburg, in den Zweigstellen Modern und Tyrnau. M. Čelko arbeitete im Gebiet der mittelslowakischen Bergstädte, František Žifčák bearbeitete die Quellen aus dem Archivbestand des Magistrats der Stadt Leutschau (Levoča), Jozef Petrovič die Quellen des Magistráts der Stadt Bartfeld. Von dort stammt das älteste deutschsprachige Dokument aus dem Jahr 1404.

Die Forschungsergebnisse im Rahmen Projekts waren auf internationalen Tagungen in Deutschland präsentiert worden, z.B. auf der Tagung „Aufgaben der künftigen Kanzleisprachenforschung“ (Haus Rothenberge November 2001), auf der Tagung „Die Deutsche Sprache in der Slowakei. Geschichte, Gegenwart und Didaktik“ (Haus Rothenberge April 2003) und auf der Tagung „Die Anfänge der deutschsprachigen Kanzleien in Europa“ (Bochum, Oktober 2003) sowie zum erfolgreichen Abschluss des Projekts auf der Tagung im Mai 2005 in Schemnitz. Die Teilnehmer erhielten von den slowakischen Fachleuten durch Beiträge in der Fachzeitschrift „Slovenská archivistika“ Informationen über die Tagungen. J. Spiritza und F. Žifčák publizierten in dieser Zeitschrift auch Bemerkungen zu Editionen historischer Quellen in slowakischen Archiven, die von Prof. Piirainen und Prof. Meier vorbereitet worden waren. Im Rahmen der Arbeiten am Projekt publizierte J. Spiritza mehrere Artikel in der Slovenská archivistika und im Sammelband „Aus der Vergangenheit der Zips“.

Nach Beendigung des Archivprojekts wurde unter der Leitung von Prof. Piirainen in Zusammenarbeit mit Prof. Meier und Prof. Wegera ein Sammelband vorbereitet, in dem über 14.000 Regeste deutschsprachiger Quellen in slowakischen Archiven seit der Mitte des 14. Jahrhunderts bis zum Jahre 1650 publiziert werden. Die drei Bände mit den Handschriftenbschreibungen im Umfang von über 4.000 Seiten sind im Druck und werden im Frühjahr 2009 erscheinen. Teilnehmer des Archivprojekts hoffen, dass dieser Sammelband nicht nur für Historiker und Archivare, sondern auch für Germanisten eine gute Hilfe zur Gewinnung der Übersicht über die deutschsprachigen Quellen sein wird.

QUELLEN

Ministerstvo vnútra Slovenskej republiky (Innenministerium der Slowakischen Republik). Štátny archív v Banskej Bystrici (Staatliches Archiv in Neusohl). Pobočka Banská Štiavnica (Zweigstelle Schemnitz). Dokumentácia archívneho projektu z rokov 1998-2005 (Dokumentation des Archivprojekts aus Jahren 1998–2005 einschl. Berichte von M. Čelko, J. Spiritza, F. Žifčák, J. Petrovič 02/2005).

Meier, Jörg / Piirainen, Ilpo Tapani / Wegera, Klaus-Peter (2009): *Deutschsprachige Handschriften in slowakischen Archiven. [German-language Manuscripts in Slovakian Archives]. Von den Anfängen bis zur Frühen Neuzeit. 3 Bde.* Berlin/New York: Walter de Gruyter.

Anna Just

Der quantitative und qualitative Wandel im Bereich der militärischen Funktions- und Rangbezeichnungen in der späten frühneuhochdeutschen Zeit (1500–1648)

1. EINLEITUNG

Grundlage folgender Ausführungen ist eine Doktorarbeit aus dem Jahr 2006, in der der Prozess der Entwicklung des Militärwortschatzes im ausgehenden Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit einer Analyse unterzogen wurde. Den Ausgangspunkt der Arbeit bildete die Annahme, dass das Phänomen der Umgestaltung des Lexikons, sei es durch Fremd- bzw. Lehngutaufnahme oder durch semantische Bewegungen, in einer sich damals erst entwickelnden Fachsprache wie der militärischen, besonders deutlich auftreten könnte, was sich auch bewahrheitete und an dem zu behandelnden Ausschnitt deutlich gemacht werden kann.

Vorab soll aber der zentrale Begriff *deutscher Militärwortschatz der späten frühneuhochdeutschen* Zeit problematisiert werden, da er bei vor allem unter Berücksichtigung des sprachgeschichtlichen sowie des historisch-politischen Hintergrunds klärungsbedürftig zu sein scheint. Zum einen ist zu festzuhalten, dass man vor 1648 streng genommen noch gar nicht von „Militärwesen", sondern lediglich von „Kriegswesen" sprechen sollte, da bewaffnete Streitkräfte bis zu diesem Zeitpunkt nur zeitlich begrenzt für die

bevorstehende kriegerische Auseinandersetzung zusammengestellt und danach in der Regel aufgelöst wurden. Somit entzieht sich der Begriff *militärischer Wortschatz* der herkömmlichen Definition des *Militärs*, nach der im Folgenden im engeren Sinne als „staatlich legitimierte und dauerhaft organisierte, d.h. reguläre Streitkräfte" zu verstehen sind.

Es ist aber nicht nur die fehlende Dauerhaftigkeit der damaligen Heere, die die oben genannte. Definition für Streitmacht der Vormoderne untauglich macht. Bis zum Ende des 15. Jahrhunderts kann im deutschen Reich auch noch nicht von einer *Staatsmacht* oder einem *Staat* gesprochen werden. Das Reichsgebiet setzte sich zusammen aus einer Vielzahl von Fürsten- und Herzogtümern, Grafschaften, geistlichen Territorien und freien Städten, deren jeweilige Landesherren dem Kaiser wohl in einigen Dingen verpflichtet waren, im übrigen aber souverän agierten, oft genug auch untereinander feindselig. So ist auch deutsche Militärgeschichte bis zu diesem Zeitpunkt nicht geschrieben worden, da insbesondere das Recht auf bzw. die Pflicht zur Landesverteidigung und die damit verbundenen Bemühungen um den Aufbau geeigneter Strukturen zunächst bei den Fürsten lag und nicht Angelegenheit des Reiches war. Dies begann sich allerdings mit dem Wormser Reichstag von 1495 zu ändern, auf dem erstmals verfassungsähnliche Regelungen zum Verhältnis zwischen Kaiser und Reichsständen erzielt wurden. Hier begann das Zeitalter der Reichsreform (1495–1648) *(Vogt 2002: 144ff.).*

Das Zeitalter der Reichsreform fällt in die sprachgeschichtliche Phase des Frühneuhochdeutschen (1350–1650). Mit dieser Feststellung gelangt man an eine weitere vage Komponente des zentralen Begriffs *deutscher Militärwortschatz*. Zum untersuchten Zeitpunkt ist die deutsche Sprache immer noch auf dem Weg zu einer sprachlichen Einheit. Eine Hochsprache gab es noch nicht, stattdessen Dialekte und große Schreibsprachen, die sich voneinander durch lautliche Besonderheiten, regionale Verschiedenheiten in der Grammatik und nicht zuletzt im Wortschatz unterschieden. In dieser Zeit setzen aber schon Vorgänge ein, die zur allmählichen Stabilisierung einer einheitlichen Schriftsprache beitrugen. Trotz der genannten Einschränkungen und Bedenken wurde dennoch an dem Begriff *deutscher Militärwortschatz* festgehalten: Die Ursprünge des militärischen Fachwortschatzes liegen nun einmal in dieser „vormilitärischen" Phase.

Die Zeit von 1500 bis 1648 lässt sich aus militärhistorischer Sicht zusammenfassend als eine Periode beschreiben, während der neue Wehrformen diskutiert und Ideen und Initiativen entwickelt wurden mit dem Ziel, die Nachteile der zeittypischen Söldnerheere zu vermeiden. Die militärische „Versuchsphase" fällt zeitlich mit der Verbreitung des Buchdrucks sowie der Rezeption antiken Gedankenguts und der Entwicklung der Wissenschaften zusammen. Nicht zuletzt erhielt das Wirtschaftsleben im betrachteten Zeitraum ebenfalls wichtige Impulse mit Auswirkungen auf das „Kriegshandwerk". All das

sind wichtige Faktoren, die auch das militärische Fachvokabular verstärkt beeinflusst haben. Die Heeresreformer bauten u.a. auf antiken Kriegslehren und deren Begriffswelt auf. Die vermehrte Anwendung des Buchdrucks sorgte für den Zugang zu den auf Deutsch niedergeschriebenen Kriegslehren sowie deren breitere Rezeption. Die internationale Zusammensetzung der Heere jener Zeit begünstigte den europaweiten Austausch militärischen Know-hows sowie dessen Terminologie.

Grundlage für die Untersuchung ist der militärische Wortschatz, wie er zu Beginn des betrachteten Zeitraums in Deutschland (d.h. im Deutschen Reich) vorlag und die Frage, wie er sich im Laufe dieser Periode entwickelt hat. Als Materialgrundlagen dienten in erster Linie Originalquellen aus der damaligen Zeit, dabei vor allem militärspezifische Textsorten wie z.B. Instruktionen, Vorschriften und Dekrete sowie zeitgenössische Fachliteratur, die damals üblicherweise auch als Ausbildungsgrundlage in den Streitkräften verwendet wurde und daher Originale bzw. Nachdrucke auch von militärischen Texten in ausreichender Zahl erhalten geblieben sind.

2. FUNKTIONS- UND RANGBEZEICHNUNGEN

2.1. ALLGEMEINES

Die zeitgenössischen Texte, in denen das Wehrwesen der frühen Neuzeit dokumentiert wurde, liefern reichlich Beispiele für Bezeichnungen, die die militärischen Funktionen und Ränge und damit auch die Kommando- und Befehlsverhältnisse im Zeitalter der Landsknechte und des Söldnertums zum Ausdruck bringen.

Bei der Uneinheitlichkeit der Bezeichnungen ist es jedoch leider unmöglich, ein vollständiges Bild hierfür zu entwerfen, zumal die Hauptbezeichnungen ständig, je nach begrifflichen Vorstellungen der Heeresreformatoren, mit unterschiedlichen Zusätzen versehen wurden und die einzelnen Texte, u.a. Artikelsbriefe, Bestallungsbriefe und Verpflegungsordonanzen überdies unterschiedlichen Kanzleien und Druckereien entstammten, was in Anbetracht der immer noch mangelnden einheitlichen deutschen Standardsprache für weitere Unklarheit sorgt.

Aus den genannten Gründen baut die bearbeitete Liste der gängigen Bezeichnungen vor allem auf Werken von Leonhart Fronsperger und Johann Jakob von Wallhausen auf: Sie gelten als die beiden bekanntesten Militärschriftsteller jener Zeit, Fronsperger zur Zeit der Landsknechte, Wallhausen hingegen in der Zeit um den 30jährigen Krieg.

2.2. ÜBERBLICK

Um einen Eindruck von der Vielfältigkeit der hier zur Debatte stehenden Begriffswelt und deren Variantenreichtum zu vermitteln, wird in den folgenden Tabellen die ganze Bandbreite der zu berücksichtigenden Bezeichnungen dargestellt, von denen später jedoch nur einige exemplarisch herausgegriffen werden.

Tabelle 1: Funktions- und Rangbezeichnungen der I. Führungsebene (nach Fronsberger)

I. („hohe") Führungsebene *in der Landsknechtszeit*
Generaloberst General Obersten Leutenant Kriegsräth Musterherren Commissarien Pfennigmeister Oberster Feldprofoss Oberster Feldprofandmeister Herold Schreiber Quartiermeister Brandtmeister Feldärzet

Tabelle 2: Funktions- und Rangbezeichnungen der II. Führungsebene (nach Fronsberger)

II. („niedere") Führungsebene *In der Landsknechtszeit*		
Fußvolk („Fussknechte")	**Reiterei** („Reisig Zeug")	**Artillerie** („Arckelley")
Oberst Sein Leutenant Fussknecht-Hauptleut Schultheiss Gerischtsschreiber Gerichtswebeln Gerichtsleut Wachtmeister	Feldmarschalk Sein Leutenant Alle reisigen Hauptleut oder Rittmeister Ire Leutnant Quartiermeister der Reisigen Wachtmeister der Reisigen	Feldzeugmeister Sein Leutenant Pfennigmeister der Arckelley Zeugwart Schantzmeister Geschützmeister Schantzbauwren-

Profandmeister Quartiermeister Profoss Hurnweybel Stockmeister Steckenknecht Nachrichter	Profoss der Reisigen Ritterschafft	Hauptmann Profoss der Arckelley Pulfferhüter Zeugdiener Büchsenmeister Feldscherer der Arckeley Schneller

Tabelle 3: Funktions- und Rangbezeichnungen der III. Führungsebene (nach Fronsberger)

III. („gemeine") Führungsebene *In der Landsknechtszeit*		
Fähnlein (Fußvolk)	**Geschwader** (Reiterei)	(–) (Artillerie)
Hauptmann Sein Leutenant Fenderich Feldweybel Führer Fuhrierer Zween gemein Weybel Capplan Schreiber Feldscherer Pfeiffer und Trommenschlager Rottmeister Trabanten Amesanten	Hauptmann oder Rittmeister Sein Leutenant Fenderich Fuhrier Capplan Trommeter	*Hier kein Eintrag, da die Artillerie zu jener Zeit noch keine solche Führungsebene besaß.*

3. QUANTITATIVE ASPEKTE DES WORTSCHATZWANDELS

3.1. ALLGEMEINES

In dem untersuchten Wortschatzbereich fällt vor allem die Fülle von Bezeichnungen und deren Varianten auf. Im Folgenden werden ausgewählte quantitative Aspekte der lexikalischen Analyse angesprochen.

Die überraschende Menge der Funktions- und Rangbezeichnungen (77) lässt sich zunächst nur durch das stete Anwachsen der Heere erklären, zumal das Kennzeichnende für das Militär in der Zeit nach 1500 sein Anwachsen in Verbindung mit sich neu entwickelnden Organisationsformen war. Die steigende Zahl der Söldner erforderte demnach sowohl zunehmend hierarchische Gliederungen als auch die kontinuierliche Integration von Spezialisten, z.B. für die „Logistik" der Truppen. Dies hatte zur Folge, dass für die erforderlich gewordenen Differenzierungen und Spezialisierungen der originäre eigene Wortschatz nicht mehr ausreichte bzw. dessen Fachbezeichnungen begrifflich nicht „dehnbar" genug waren, um die Veränderungen zu kompensieren: Es mussten neue Bezeichnungen auch für Funktionen und Ränge gefunden werden.

3.2. ZEITLICHE ENTWICKLUNG

Von den insgesamt 77 Bezeichnungen für Funktion und Rang sind etwa zwei Drittel bereits zu Beginn des untersuchten Zeitraums belegt, rund ein Drittel kommt in der zweiten Hälfte des 16. und in der ersten des 17. Jahrhunderts auf.
Die zeitliche Einordnung der Bezeichnungen in die jeweiligen Perioden orientierte sich dabei nicht an der Frage, wie alt das Wort ist, sondern wann dieses erstmals im Militärgebrauch nachgewiesen wurde. Hinsichtlich der „Lebensdauer" alter wie auch neuerer Bezeichnungen wurde angenommen, dass sämtliche ermittelten Bezeichnungen auch 1648 noch in Gebrauch waren.

Tabelle 4: Zeitliches Aufkommen der Funktions- und Rangbezeichnungen

<table>
<tr><th>Zeit</th><th>Summen</th></tr>
<tr><td>vor 1500</td><td rowspan="2">54</td></tr>
<tr><td>1500-1550</td></tr>
<tr><td>1550-1600</td><td rowspan="2">23</td></tr>
<tr><td>1600-1648</td></tr>
<tr><td>Summen</td><td>77</td></tr>
</table>

Die Gründe hierfür liegen auf der Hand: Streit und bewaffnete Konflikte sind wohl so alt wie die Menschheit selbst und haben kriegerischen Objekten entsprechend früh Bezeichnungen zugewiesen, die dann über die Jahrhunderte tradiert wurden, es sei denn, dass Veränderungen ihrer charakteristischen Merkmale oder völlig neue Gegenstände andere Bezeichnungen forderten.

Auch wenn die gewählte periodische Einteilung willkürlich erscheinen mag und auch die genaue zeitliche Einordnung oft genug fraglich bleibt, so deuten die Zahlen doch zumindest auf eine kontinuierliche, evolutionäre Weiterentwicklung des Wortschatzes hin, d.h. dass signifikante Schübe, die man z.B. im Vorfeld oder während des 30jährigen Krieges hätte erwarten können, nicht zu verzeichnen waren.

Es scheint also, dass der Grundwortschatz des Militärs bereits sehr früh angelegt und zu Beginn der Militarisierungsperiode bereits soweit entwickelt worden sei, dass es keines generellen sprachlichen Umbruchs oder einer völligen Neuorientierung bedurfte, um den wachsenden Anforderungen an das Militär in dieser Hinsicht gerecht zu werden. Die Militärsprache unterliegt diesbezüglich wohl auch einer „Gesetzmäßigkeit", der Sprachen generell zu unterliegen scheinen: Wandel vollzieht sich nur allmählich als kumulativer Prozess marginaler Veränderungen zwischen Stillstand und Fortschritt *(Keller 1994: 191ff).*

3.3. WEGE DES QUANTITATIVEN WANDELS

Während die Ursachen der quantitativen Veränderungen bereits kurz skizziert wurden, bleibt noch die Frage nach dem „Wie" zu erläutern. Der quantitative Wandel vollzieht sich vornehmlich auf zwei Wegen: Da ist zum einen die Aufnahme von Fremd- bzw. Lehnwörtern und zum anderen die „Lexikalisierung nativer Wortbildungen" *(Nübling 2006: 142).* Nicht zuletzt fallen sog. Wortdubletten ins Gewicht.

Der hohe Fremd- bzw. Lehnwortanteil an der Gesamtzahl der hier besprochenen Bezeichnungen ist nicht zu übersehen: Er liegt bei etwa 46 %, wobei französische und italienische Einflüsse dominieren, die ihrerseits überwiegend lateinisch geprägt sind. Im untersuchten Zeitraum wurde das Militärvokabular kontinuierlich durch Fremdwörter bereichert. Hierzu gehören beispielsweise: *Offizier, Adjutant, Capitain, Serg(e)ant, Corporal, Tambourin, Cornet, Auditeur* und *Major.* Ihre fremde Herkunft ist an dem seltsam anmutenden Schriftbild zu erkennen, obwohl der Prozess ihrer graphischen Integration allmählich einsetzt, wie etwa bei *Capitain des Armes* vs. *Capitän des Armes, Korporal* vs. *Corporal.* Die Versuche der graphischen Integration kommen dann am deutlichsten zum Ausdruck, wenn in ein und demselben Text beide Varianten nebeneinander vorkommen, z.B.

> als **Scherganten**/Führern/Corporaln […] welche er zuvor vom Hauptman eingenommen / den Feldweibeln oder **Cherganten** angesagt und befohlen […] Nach diesen dreyen Befelchen folgen die drey gemeine Befelch / als da bey jeder Compagnie,

sie seye von 300.200. oder 150 Köpffen / drei **Cherganten** oder Feldweibel / und sollen diese drey Feldweibel oder **Cherganten** alle eben hoch seyn / keiner einige Prærogativ“ *(Wallhausen 1615: 21ff.)*

Ein eigenartiges Beispiel für die Integration der Ausdrucksseite eines fremdsprachlichen Zeichens stellt das Wort *Landspassat* dar. *Landspassat* ist eine Verballhornung des frz. *Ambosat*, für den selbst unterschiedliche Schreibweisen belegt sind: *Ambesant, Ampposant, Ambosant*. *Ambosat* und *Landspassat* bezeichnen einen Soldaten, der als Sprecher eines Fähnleins fungierte, wobei zu festzuhalten ist, dass die Bezeichnung *Landspassat* verstärkt in der zeitgenössischen Literatur erst belegt ist, nachdem der Zuständigkeitsbereich eines Landspassaten erweitert worden ist und er zum Gehilfen des Rottmeisters/ Corporals wurde, mit dem er das Kommando über eine *Corporalschaft/Rotte* teilte.

Viele der erwähnten Fremdwörter traten in Konkurrenz zu bereits existierenden einheimischen oder auch fremdsprachlich gefärbten, aber seit langer Zeit tradierten Bezeichnungen, so dass eine Zeit lang beide Bezeichnungen nebeneinander in Gebrauch waren. Man vergleiche hier *Amt* vs. *Offizier, Feldweybel* vs. *Serg(e)ant, Rottmeister* vs. *Corporal, Trommelschläger* vs. *Tambourin, Schultheiß* vs. *Auditeur, Wachtmeister* vs. *Major, Hauptmann/Rittmeister* vs. *Capitain*.

Während *Offizier* die frühere Bezeichnung *Amt* völlig verdrängt hat, hat sich *Corporal* letztendlich gegen den heimischen *Rottmeister* nicht behaupten können, genauso wenig wie *Cornet* gegen *Fähnrich*. Aufschlussreich ist, wie frz. *Capitain* in den militärischen Sprachgebrauch aufgenommen wurde. Als Bezeichnung für einen Befehlshaber scheint „Kapitän“ zuerst beim Fußvolk gebraucht worden zu sein. Die Reiterei zog in der frühen Neuzeit dagegen die Bezeichnung „Rittmeister“ vor. Bei den Dragonern wiederum waren beide Bezeichnungen gleichzeitig geläufig, was darauf zurückzuführen ist, dass die Dragoner ursprünglich berittene Infanterie waren, folglich zur Truppengattung des Fußvolkes gehörten.

Die aus dem Französischen entlehnte Bezeichnung *Capitain* erwies sich als willkommen im militärischen Sprachgebrauch, zumal sie auch zwei weiteren gängigen Bezeichnungen Konkurrenz machte. Man vergleiche hier *Capitän des Armes* vs. *Rüstmeister* und *Capitän de Justica* vs. *Oberster Profos.*

Bezeichnenderweise verschwand die Bezeichnung *Hauptmann* – verdrängt durch das frz. Konkurrenzwort *Capitain* – dann für fast 200 Jahre aus dem deutschen Militärvokabular. Erst 1842 wurde sie durch König Friedrich Wilhelm IV. in der preußischen Armee wieder eingeführt *(Transfeldt 1986: 66)*, und zwar als Lehnübersetzung für frz. *Kapitän*, weil „in Französisch Capitaine, von dem Wörtlein *Capite* seinen Namen hat“ und *Hauptmann* „recht und billig in Teutsch […] vom Wörtlein *Haupt*“ *(Wallhausen 1615: 24)*.

Ein weiteres interessantes Dublettenpaar stellen die Bezeichnungen *Schultheiß* und *Auditeur* dar. Beide gehören in den Bereich der Militärgerichtsbarkeit und bezeichnen ei-

nen Militärgerichtsbeamten, müssen jedoch semantisch differenziert werden. Der Schultheiß war kein gelehrter Richter, zumal damals in weiten Kreisen des Volkes eine Abneigung gegen „römische" Rechtswissenschaft und winkelzügige Berufsjuristerei herrschte *(Fiedler 1985: 79)*. *Auditeure* waren dagegen gelehrte Juristen. Nachdem das ordentliche Kriegsgericht die eigentümlichen Schultheißen- und Spießgerichte in der Zeit des 30jährigen Krieges verdrängt hatte, traten diese an die Stelle der *Schultheiße*. Allerdings waren beide Bezeichnungen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts noch gleichzeitig im militärischen Sprachgebrauch vorhanden.

Heutzutage ist *Auditor* im militärischen Sprachgebrauch nach wie vor gebräuchlich, sein Gebrauch ist allerdings auf die Schweiz beschränkt und bezeichnet den Vorsitzenden eines Militärgerichts. Das Aufkommen von *Oberst* und *General* kann man dagegen als Resultat der Lexikalisierung ansehen.

Das Wort *Oberst*, das heute seiner Struktur nach ein substantivierter Superlativ ist, wurde ursprünglich den Rang- bzw. Funktionsbezeichnungen als Adjektivattribut vorangestellt, um den obersten Befehlshaber unter seinesgleichen hervorzuheben, wie etwa *Oberster Hauptmann, Oberster Wachtmeister, obrister Leutnant*, zumal es einen Hauptmann oder Wachtmeister auf jeder Führungsebene gab. In solcher Verbindung ist *Oberst* noch im ausgehenden 16. Jahrhundert belegt. Erst die Kriegsliteratur aus der Zeit um den 30jährigen Krieg liefert verstärkt Beispiele für *Oberst* als selbständiges von dem Grundwort unabhängiges Lexem.

Eine ähnliche Entwicklung hat das Wort *General* genommen. Der militärische Titel „General" trat im Deutschen zunächst in den Verbindungen *General Hauptmann, General Feldherr* und *General Oberst* auf. Hier hat vermutlich das französische Vorbild eine Rolle gespielt: Im Frasnzösischen erscheint das Wort ebenfalls in Zusammensetzungen wie *capitaine général, colonel général* usw. Der Zusatz „General" wurde zu der deutschen Rangbezeichnung hinzugefügt, um die höhere Stellung seines Trägers zum Ausdruck zu bringen.

Erst zu Beginn des 17. Jahrhunderts kommt „General" als eigenständige Bezeichnung in Gebrauch und wurde z.B. auch auf „Oberhäupter" von Truppengattungen angewendet. Im 16. Jahrhundert kommt die Bezeichnung *General*, allerdings in Verbindung mit *Oberst*, nur dem Oberbefehlshaber des Fußvolkes zu. Dagegen wird die Reiterei noch vom „Feldmarschall" und die Artillerie noch vom „Feldzeugmeister" befehligt.

Kurz vor dem 30jährigen Krieg wurden die Titel der Befehlshaber aller drei genannten Truppengattungen tendenziell vereinheitlicht: Es tauchen die neuen Bezeichnungen *General uber das Fußvolck, General uber die Reuterei* und *General uber die Arckelley* auf.

Sporadisch ließen sich in dem untersuchten Zeitraum auch Anzeichen des allmählichen Ausscheidens früherer Bezeichnungen feststellen. Als Beispiel sei hier die Bezeichnung *Fourier* angeführt. Im Laufe des 17. Jahrhunderts verschwindet sie aus dem militärischen Sprachgebrauch, was darauf zurückzuführen ist, dass die Aufgaben eines *Fouriers* einem Sergeanten als dem älteren Unteroffizier zufielen. Das Ämterverzeichnis bei Wall-

hausen enthält deshalb diese Furierstelle nicht mehr, statt dessen postuliert Wallhausen (1615: 28f.): „Den **Furierer** und Führer schaffe ab, dan sie dir nichts nütze […] Nim also deß **Furirers**/Führers und der dreyen Corporal ihre Besoldung“

4. QUALITATIVE ASPEKTE DES WORTSCHATZWANDELS

Im untersuchten Wortschatzbereich fällt vor allem die semantische Instabilität der Bezeichnungen auf. Zwar wurden manche Bezeichnungen mehrere Jahrzehnte lang durchgängig tradiert, doch ihre Inhalte konnten sich im Laufe der Zeit ändern. Man vergleiche hier die oben erwähnte Bezeichnung *Ambosat* bzw. *Landspassat*. Der Bedeutungswandel wird im Folgenden anhand der Bezeichnungen *Hauptmann, Rittmeister* und *Führer* aufgezeigt. Die allgemeine Bedeutung von Hauptmann lautet „Anführer, Oberbefehlshaber“. Das Wort bezeichnet eigentlich einen Mann, der am *Haupt*, d.h. an der Spitze einer Truppe/Formation steht, der in der Tat dessen „Haupt“ bildet und niemanden über sich hat. Diese frühe Bedeutung von *Hauptmann* kommt deutlich in dem vom dt. *Hauptmann* gebildeten pol. *Hetman* zum Ausdruck. Im ehemaligen Königreich Polen und bei den Kosaken bezeichnete das Wort im gleichen Sinne den Oberbefehlshaber des Heeres.

Als das aufzubringende Heer zahlenmäßig stärker wurde und der besseren Verwaltung bzw. Führung wegen einer Untergliederung in Abteilungen bedurfte, ging die Bezeichnung Hauptmann bereits in der Landsknechtszeit auf den „Anführer“ des einzelnen Fähnleins (beim Fußvolk) oder Geschwaders (bei der Reiterei) über. Dagegen kamen dem an der Spitze des gesamten Heeres stehenden Befehlshaber andere Bezeichnung zu (Oberst, General). Zum Ausgang des 16.Jh. ist ein Hauptmann derjenige, der eine Kompanie befehligt. Bei Wallhausen (1615: 24) ist zu lesen: „Ein jedes Fähnlein oder Compagnie hat sein caput oder Haupt, nemlich den Hauptmann oder Capitain […]“.

Die Bezeichnung *Rittmeister* hat einen ähnlichen Bedeutungswandel wie *Hauptmann* erfahren: Der ursprüngliche Anführer der Reiterei wurde zum Befehlshaber einer kleineren Formation der Krieger zu Pferd. Einen Bedeutungswandel erfuhr auch die Bezeichnung *Führer*, die sich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhundert auf einen „geringeren Kriegsbeamten“ bezog, wie es im Artikelbrief von 1508 steht. Bei der Reiterei war dies „ein feiner, geschickter einspänniger Knecht“, dessen Aufgabe es war, die Einteilung der Quartiere vorzunehmen. *(Frauenholz 1937: 44)* In diesem Punkt deckt sich die Bedeutung von *Führer* mit der von *Fourier*.

Einem Führer beim Fußvolk kam dagegen eine andere Funktion zu: „Sein Ampt und Befelch ist fast wie der Weybel“ *(Frauenholz 1937: 44)*, d.h. er hatte u.a. die Wachen zu regeln, Pulver und Proviant zu verteilen und für den inneren Dienst zu sorgen. Man darf auch vermuten, dass er die Fahne führte, die der Fähnrich erst zu Beginn des Gefechts übernahm *(Fiedler 1985: 75)*. Die zeitgenössische Literatur aus der Zeit um den 30jährigen Krieg liefert nur spärlich Belege für dieses Amt. Das ist darauf zurückzuführen, dass die Stelle des

„Führers“ mit der des Fouriers verschmolzen war und von einem Sergeanten als älterem Unteroffizier mit besonderem Auftrag besetzt worden war. *(Fiedler 1985: 163)*

Ein weiterer Grund für das Verschwinden dieser Bezeichnung liegt in der späteren (d.h. um die Zeit des 30jährigen Krieges) kritischen Beurteilung des Amtes selbst, wo es hieß, der Führer sei „unter einem Fähnlein mehr schädlich als nützlich“ gewesen, denn er sei „nur ein Aufwiegler und in Meutereien der Soldaten Advocat“ gewesen. Es verwundert also nicht, dass das Amt abgeschafft wurde. So schreibt Wallhausen: „Den Furierer und **Führer** schaffe ab / dan sie dir nichts nütze / wann du im Zug bist oder zuquartiren / nemme einen von den dreyen Cherganten zum Quartier machen der dir gefällig oder so du wilt / kanstu einen umb den andern zum quartiren brauchē. Der **Führer** ist unter einem Fähnlein mehr schädlich als nützlich / denn er nur ein Auffwickler ist / und sehr nützlich den Soldaten in Meutmacherey / wann die Soldaten meuteniren / so sind sie der Meutmacher ihre Advocaten.“ *(Wallhausen 1615: 28)*

Die Bezeichnung *Führer* taucht ebenfalls in den zeitgenössischen Texten auf. Nun hat sie bereits eine Bedeutungsverschiebung hinter sich und der alte „Führer“ aus der Landsknechtszeit ist in den Heeren des 30jährigen Krieges dienstlich nicht mehr verwendbar. Im heutigen militärischen Sprachgebrauch hat *Führer* eher eine allgemeine Bedeutung, die auch im heutigen militärischen Sprachgebrauch zum Vorschein kommt (z.B. in „Gruppen- oder Zugführer“). Ohne erläuternden Kontext wird „Führer“ als eine unpräzise Bezeichnung empfunden bzw. erinnert schmerzlich an nationalsozialistische Zeiten.

Auch aus onomasiologischer Perspektive erwies sich der hier zur Diskussion gestellte Wortschatzbereich als ergiebig. Exemplarisch seien hier die vielfältigen Bezeichnungen für den Sachverhalt „Befehlshaber über das ganze Heer“ angeführt: *Hauptmann, obriste Hauptmann. Oberst Veldhauptmann, Oberst Kriegshauptmann, Oberst Feldherr, Kriegsoberst, Veldoberst, General Hauptmann, General Feldherr, General Oberst, General* und *Kardinal*.

5. RESÜMEE

Es ist zunächst zu konstatieren, dass der Militärwortschatz im betrachteten Zeitraum einerseits bereits sehr reichhaltig und dabei erstaunlich nuancierend, andererseits nicht stabil war: Der quantitative wie auch qualitative Wandel vollzog sich im untersuchten Wortschatzbereich fortwährend. Diesbezüglich lassen sich einige Auffälligkeiten verzeichnen, als da sind:

Die allermeisten alten wie neuen Bezeichnungen wiesen eine hohe „Langlebigkeit“ auf: Es ließen sich nur vereinzelt vage Hinweise auf deren möglichen Untergang (z.B. durch Verdrängung) im Betrachtungszeitraum finden. Markant sind dagegen semantische Bewegungen: Gängige Bezeichnungen änderten ihre Inhaltsseite. Zahlreiche Fremdwörter drangen in den militärischen Sprachgebrauch ein.

Dem Reichtum sowie der Instabilität des Militärwortschatzes lagen in erster Linie außersprachliche Faktoren zugrunde, etwa die (auch sprachliche) Zersplitterung des

deutschen Reiches, die verzögerte Staatswerdung, die „internationale“ Zusammensetzung der Söldnertruppen und die Heeresreformen. Nicht zuletzt hat der Mangel an zentralstaatlicher Führung des Militärs für das Ausbleiben verbindlicher Normen auch in sprachlicher Hinsicht gesorgt.

LITERATUR

Fiedler, Siegfried (1985): *Kriegswesen und Kriegführung im Zeitalter der Landsknechte.* Koblenz: Bernard & Graefe Verlag.
Frauenholz, Eugen von (1937): *Das Heerwesen des Reiches in der Landsknechtszeit.* München: C.H. Beck´sche Verlagsbuchhandlung.
Keller, Rudi (1994): *Sprachwandel.* Tübingen und Basel: Francke Verlag.
Nübling, Damaris (2007): *Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels.* Tübingen: Gunter Narr Verlag.
Transfeldt, Walter (1986): *Wort und Brauch in Heer und Flotte.* Stuttgart: W. Spemann.
Vogt, Martin (Hrsg.) (2002): *Deutsche Geschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart.* Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
Wallhausen, Johann Jacob von (1615): *Kriegskunst zu Fuss.* Oppenheim.

Erika Mayerová

Zur Sprache der Pressburger Zünfte des 16. Jahrhunderts

Dieser Beitrag befasst sich mit der Sprache der Pressburger Zünfte. Es werden ausgewählte Statute sprachlich untersucht, und zwar Statute aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, um festzustellen, inwieweit diese Dokumente den frühneuhochdeutschen Stand erreicht hatten und welche mundartlichen Charakteristika zu beobachten sind.

1. ZUM HANDWERK IM ZEITALTER DER ZÜNFTE

Die ersten Kaufleute, die in die älteste Stadtansiedlung kamen, waren die Römer, die hier besonders mit den Kelten ihre Geschäfte tätigten. Zur Zeit der Völkerwanderung war der Handel unterbunden; neue Bedingungen für die Entwicklung des Handels bestanden erst im Großmährischen Reich. Für die Anfänge des Feudalismus war die verhältnismäßig geringe Trennung von Handwerk und landwirtschaftlicher Tätigkeit kennzeichnend. Die hauptsächlichen Berufe während dieser historischen Periode waren das Schmiede-, Töpfer- und Schmuckerzeugerhandwerk. Das Schmiedehandwerk knüpfte an alte keltische und römische Traditionen an, und dieses Handwerk produzierte bereits im 9. bis 12. Jahrhundert hochwertige Gegenstände und Erzeugnisse. Für das Handwerk des 10. bis 12. Jahrhunderts ist der Umstand bezeichnend, dass gewisse Berufe auf einzelne Dörfer konzentriert waren. Im Frühfeudalismus wurden Handwerker vielfach von weltlichen oder kirchlichen Feudalherren beschäftigt. Die wirtschaftlichen und sozialen Zustände änderten sich seit der Mitte des 13. Jahrunderts, als Tausende von Siedlern aus wirtschaftlich und sozial entwikelteren Verhältnissen, besonders aus Deutschland, in das

Gebiet der Slowakei einwanderten und durch ihr Wirken für weitreichende Änderungen im Bereich des Handwerks sorgten. Die eingewanderten Siedler wurden in den Städten sesshaft, die sie selbst auf- oder ausgebaut hatten. Diese Städte erhielten umfangreiche Privilegien und eine Selbstverwaltung. Die städtische handwerkliche Produktion der Slowakei im 13.–15. Jhr. ist auf diese Weise überwiegend an die Deutschen übergegngen. Durch Sonderrechte, die ihnen ungarische Herrscher gewährten, sicherten sie sich auf lange Zeit eine Monopolstellung. Den Angehörigen nichtdeutscher Handwerker gelang es nur selten, in diese Kreise vorzudringen. Das Dorfhandwerk, das insgesamt unbedeutend war, verblieb bei den slowakischen Bewohnern.

Die Hauptzentren waren im Mittelalter die Städte Banská Bystrica/Neusohl, Banská Štaivnica/Schemnitz, Bardejov/Bartfeld, Bratislava/Pressburg, Kežmarok/Käsmark, Košice/Kaschau, Kremnica/Kremnitz und Prešov/Preschau. Durch das Anwachsen der Anzahl jener Städte, in denen Handwerk betrieben wurde, wuchs auch die Gesamtzahl der Zünfte, als natürliche Begleiterscheinung des bestehenden Handwerks. Die Anfänge der Zünfte reichen ohne Zweifel in die Zeit der Stadtgründungen, also ins 13. Jahrhundert, zurück. Die ersten urkundlichen Beweise für die Existenz von Handwerkzünften stammen aber erst aus dem 14. Jahrhundert. In Städten, in denen das Handwerk am besonders weit entwickelt war, befanden sich auch die meisten Handwerkszünfte. Im 16. und 17. Jahrhundert waren die Bedingungen zur Gründung von Zünften günstig. Die mittelalterlichen Zünfte erhielten ihre Statute vom zuständigen Rat (oder von dem Richter, später von dem feudalen Grundherren, oder auch von der königlichen Kanzlei).

Die Angehörigen des Handwerks gliederten sich in drei Stufen. Es waren die Handwerksmeister, die Handwerksgesellen und die Handwerslehrlinge. Von einer Kategorie in die nächsthöhere zu gelangen, war nur nach Erfüllung gewisser Bedingungen möglich. Manche dieser Bedingungen waren sehr anspruchsvoll und daher schwer zu erfüllen. Jedes einzelne Handwerk hatte seine genaue Begrenzung und einen beschriebenen Inhalt. Die gleichzeitige Ausübung eines anderen Berufes war den Handwerkern nicht gestattet. Die zuständigen Zünfte wachten über die Einhaltung sämtlicher Grundsätze und Regeln.

Die erste Handelsansiedlung in Bratislava/Pressburg entstand im westlichen Teil der heutigen Stadt, auf der Wedritz. Die Stadt erhielt 1291 das große Privileg der Mautfreiheit von Andreas III. und 1344 die Marktfreiheit von König Ludwig I.

Am Ende des 17. Jahrhunderts gab es in Bratislava/Pressburg 45 Zünfte. Das wichtigste Pressburger Handwerk in der Periode der ersten Hälfte des 16. bis zur ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts war zunächst das Hutmachergewerbe und Gerbereigewerbe sowie andere Zweiggebiete der Lederherstellung.

Im Jahre 1978 veröffentlichte der Historiker Anton Špiesz 73 Statute der Pressburger Innungen des 16. –18. Jahrhunderts. Diese Statute sind im Original im Archiv der Stadt Bratislava/Pressburg sowie in verschiedenen Fonds der Magyar Országos Lévéltár in Bu-

dapest erhalten geblieben. Anton Špiesz erklärt, dass die Innungsstatute der Stadt bereits im Mittelalter existierten; sie sind schon im Jahre 1894 vom ungarischen Historiker János Király ediert worden.

Die Statute sind im Original zu 90 % in deutscher, aber auch in lateinischer und ungarischer Sprache verfasst worden. Ein Statut wurde in slowakischer Sprache niedergeschrieben, was an die Buntheit der nationalen Zusammensetzung des Handwerkswesens in der Stadt hindeutet (auch Angehörige anderer Nationalitäten wie Kroaten und Italiener befanden sich dort).

2. ZU EINIGEN SPRACHLICHEN ERSCHEINUNGEN

Unterscheidung des mhd. < î > und < ei >

Die beiden aufgrund von mhd. <î> und <ei> zu unterscheidenden Schreibungen <ei> und <ai> finden hier ihre Vertretung (die Untersuchung der Varianten <ey> und <ay> wurde aus schon erwähnten Gründen nicht einbezogen). V. Moser deutete eine diatopische Gliederung an, in der innerhalb des bairischen Schreibraumes der Ausgleich von mhd. <î>, <ei > zu fnhd./nhd. <ei> zuerst im Norden, später in der Mitte und zuletzt im Süden erfolgte *(Rössler, 2005: 34)*. Das Verhältnis zwischen den <ei> und <ai>-Graphien für mhd. <ei> steht in dem untersuchten Material 50 % zu 50 %, das heißt, dass der Gebrauch der obd. ai-Schreibung schwankt. Diese Tatsache spiegelt sich auch bei einem der am häufigsten vorkommenden Wörter wider, bei dem unbestimmten Artikel *ein*. Es wird auch nicht zwischen *ein* als unbestimmter Artikel oder Numerale und dem Präfix unterschieden. Dagegen zeigt das Lexem *Maister* eine ganz andere Schreibweise. In den 90 Belegen kommt die ei- Schreibung nur vier Mal vor.

In den untersuchten Texten tauchen die Formen mit dem erhaltenen ahd. *Vollvokal* auf: *dero, itzo, jetzo-* und als Analogie auch mehrmals *hinfüro*. Nach V. Moser (1909: 189) findet sich diese Erscheinung noch während der älteren frühneuhochdeutschen Zeit im Alemanischen nicht selten, dringt in die kaiserliche Kanzlei vor und wurde in den Kanzleisprachen bis zum 17. Jhr. verfestigt.

Auffallend ist der Einschub des Labialverschlusslautes b und p an ein in- oder auslautendes m. Nach Virgil Moser (1929: 43) ist dieses *mb/mp* im 16. /17. Jhr. allgemein üblich, vor allem nach einem kurzen Vokal: Es finden sich zahlreiche Belege: *umb, sampt, sambt, nimbt, frembden, aufnimpt, Sambstag, dorumb, Gehorsamb.* Des Weiteren zeigt sich dieser Labialeinschub vor *t/d: khombt, aufnimpt, frembde, nimbt, zuesampt, sampt.*

Während im Bairischen in mittel- und frühneuhochdeutscher Zeit *-nus/-nuß* ohne und *-nüs/-nüß* mit Umlaut nebeneinander vorkamen, galt im Ostmitteldeutschen meistens die Form *-nis* (Rössler, 2005: 205). In unserem Material kommt ausschliesslich in der obd. Schreibvariante *-nus* vor: *Straferkantnus, Erkantnus, Erlaubnus.* Diese Beobachtungen wurden auch bei den anderen Untersuchungen gemacht (Die ältesten Pressburger

Testamente und Das älteste Testamentenbuch von Sankt Georgen). Nach Rössler (2005: 208) vollzieht sich der Wechsel von obd. <u> zu omd. <i> in den österreichischen Drucken zäsural um die Mitte des 18. Jhrs. Wenn bis 1720 fast ausschließlich die Schreibung mit der Variante *–nus/-nüs* existiert, so wechseln die Autoren und Drucker innerhalb einer Generation fast vollständig zur omd. Form *-niss/-niß* (ebd.).

Für den mhd. Konsonanten k sind die Schreibungen <k>, <ck>, <kh>, <ckh> sowie <kch>, <gkh>, <gkch> Verschriftlichungsvarianten der Gutturalaffrikata im bair. Schreibraum, die seit der 2. Hälfte des 14. Jhrs. verwendet werden *(Moser, 1929: 65)*. In unserem Material sind Belege zu finden, die die Schreibungen <kh> und <ckh> aufweisen: *khlein, Khauf, khomen, khan, Stukh; Marckh, wirckhlich, truckhen*. Nach P. Wiesinger sind sie in der 1. Hälfte des 16. Jhrs. als Neuerung zu betrachten, in der 2.Hälfte des 16. Jhrs. gehen sie weitgehend oder ganz zurück *(Rössler: 2005, S.140)*.

Vom 14. Jhr. bis zur Mitte des 16. Jhrs. kommt in vielen Texten initiales <p> häufiger vor als <b>. In den untersuchten Texten sind nur spärliche Belege für diese initiale p- Schreibungen zu finden, genauso wie in dem ältesten Testamentenbuch von Svätý Jur/ Sankt Georgen, aber im Gegensatz zu den schon untersuchten Dokumenten (Die ältesten Pressburger Testamente (1429–1526).

Zu der Schreibvariation der Negationspartikel nicht/nit

Während sich im Bairischen im Laufe der frühneuhochdeutschen Zeit das aus mhd. *nicht* entwickelte *nit* verbreitete, behielt das Ostmitteldeutsche weitestgehend nicht bei *(Weinelt, 1938: 201)*Von ca. 30 Belegen dieser Negationspartikel kommt im untersuchten Material nur 6x die Form *nicht* vor. Die obd. Variante *nit* überwiegt also deutlich.

Zur Schreibung des Verbs sein in der 1., 3. Pers. Pl. und im Part. Prät.

Obwohl die im Mhd. vorwiegende Suppletion des Verbs *sein* im Verlaufe des Fnhd. vereinfacht wird, bleiben die monophthongischen und die diphthongischen Schreibungen auch noch im Fnhd. nebeneinander. Schon Herbert Weinelt (1938) stellt fest, dass die Belege (nicht nur aus dem Pressburger-Tyrnauer Gebiet) in so aussergewöhnlicher Zahl vorhanden sind, „ohne dass dadurch ein klares Bild enstünde“ *(Weinelt 1938: 207)*. In den untersuchten Texten sind nur diphthongierte Formen belegt: *erschien seind die erbarn N. Zechmaister und Maister beeder Handwerk…, die ersamen Maister… kommen sein* (3. Pers. Pl):

3. SCHLUSSBEMERKUNG

Anton Špiesz hat sich, um den Text leichter zugänglich zu machen, bei der Edition dieser Dokumente nach den Grundsätzen für die äußere Textgestaltung bei der Herausgabe von „Quellen zur neueren Geschichte“ aus dem Jahre 1933 gerichtet. Daraus folgt, dass er versucht hatte, den Text dem nhd. Stand anzunähern, was ich berücksichtigen und daher auf eine konsequente graphematische Untersuchung verzichten musste. In die

Untersuchung wurden nur solche sprachlichen Erscheinungen einbezogen, die aus dem Material zu erschließen und für die Untersuchung relevant waren.

Die Schreibweise der Pressburger Zünfte aus dem 16. Jahrhundert tendiert offensichtlich zu einer überregional vereinheitlichen Sprache, mit vielen dialektal-mittelbairischen Merkmalen, was Ilpo Tapani Piirainen in seinen zahlreichen Untersuchungen der deutschsprachigen Quellen aus Bratislava/Pressburg bereits festgestellt hatte. Eines muss jedoch hinzugefügt werden: Wenn als Materialbasis nicht die originalen mittelalterlichen Dokumente herangezogen werden, besteht die Gefahr, dass die linguistische Untersuchung nicht der sprachlichen Realität entspricht. Daher sollte nur mit dem handschriftlichen Material selbst gearbeitet werden.

LITERATUR

Forbat, Eugen (1959): *Dejiny bratislavského obchodu v 18. a 19. storočí/Die Geschichte des Bratislavaer Handels im 18. und 19. Jahrhundert*. Bratislava.
Rössler, Paul (2005): *Sprachvariation, Sprachregion, Konfession.* Frankfurt am Main: Peter Lang.
Moser, Hugo (1929): *Frühneuhochdeutsche Grammatik*. Heidelberg.
Stieberová, Mária (2002): *Z minulosti cechov v Bratislavskom Podhradí/Aus der Vergangenheit der Zünfte im Pressburger Schlossgrund.* In: *Zborník Filozofickej fakulty Univerzity Komenského, Historica XLV.* Bratislava, S. 173–178.
Špiesz, Anton (1972): *Remeslo na Slovensku v období existencie cechov/Das Handwerk in der Slowakei im Zeitalter der Zünfte).* Bratislava.
Špiesz, Anton (1978): *Štatúty bratislavských cechov (Statute der Pressburger Zünfte).* Bratislava.
Weinelt, Herbert (1938): *Die mittelalterliche deutsche Kanzleisprache in der Slowakei.* Rudolf Rohrer Verlag, Brünn/Leipzig.

Stanisław Prędota (Wrocław)

Über die Rigaer deutsch-polnischen Gesprächsbücher des 17. Jahrhunderts

0. Die ältesten Sprachführer für das Sprachenpaar Deutsch-Polnisch gehen bereits auf die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts zurück. Zahlreiche Lehrwerke dieses Typs sind später vor allem in den Städten im deutsch-polnischen Grenzraum wie Breslau-Wrocław, Danzig-Gdańsk, Thorn-Toruń erschienen. Von der Forschung sind sie bis jetzt nur lückenhaft erschlossen worden. Auch die Rigaer Gesprächsführer *Die Deutsche und Polnische Dialogi* (Riga 1684) sowie *Colloquia oder Deutsche und Polnische Gespräche* (Riga 1697) von Stanislaus Johannes Malczowski sind bisher nur von Stanisław Prędota berücksichtigt worden.[1] Malczowskis *Dialogi* und *Colloquia* weisen ein besonders starkes Lokalkolorit auf, daher ist es durchaus angebracht, zuerst auf die Besonderheit Rigas des 17. Jahrhunderts einzugehen. Danach präsentieren wir den Verfasser selbst und schließlich seine beiden deutsch-polnischen Gesprächsführer.

(1) S. Prędota: *Ansätze zum Sprachvergleich Polnisch-Deutsch bei Stanislaus Johannes Malczowski*, in: Bernd Balzer, Marek Hałub (Hrsg.), *Wrocław – Berlin. Germanistischer Brückenschlag im deutsch-polnischen Dialog*, Wrocław, Dresden 2006, S. 203–213; derselbe: *S.J. Malczowski als Polnischleher im Riga des 17. Jahrhunderts*, in: Maria Katarzyna Lasatowicz (Hrsg.), *Städtische Räume als kulturelle Identitätsstrukturen und andere Vergleichsregionen*, Berlin 2007, S. 145–153; derselbe: *O przysłowiach polskich w „Compendium" S.J. Malczowskiego*, in: *Problemy Frazeologii Europejskiej* VIII (2007), S. 107–120.

1. Riga ist schon seit dem Mittelalter eine der wichtigsten Handelsstädte im Ostseeraum. Die Stadt verdankt ihre schnelle Entwicklung und überregionale Bedeutung dem lukrativen Ostseehandel. 1201 durch den deutschen Missionsbischof Albert gegründet, wurde Riga 1225 eine freie Stadt und 1282 eines der ersten Mitglieder der Hanse.[2] Die Stadt eroberte sich bald eine starke Position als Vermittlerin einerseits zwischen dem vorwiegend agrarischen Hinterland, d.h. Livland, sowie Schweden und den Niederlanden andererseits. Diese Vermittlerfunktion verstand sie nicht nur zu behaupten, sondern auch noch nach Möglichkeit weiter auszubauen, unabhängig davon, ob sie während ihrer wechselvollen Geschichte zuerst zum Livländischen Orden, später zu Polen, Schweden und dann zu Russland gehörte. Ihre Glanzperiode erlebte sie um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Damals war sie nicht nur die wichtigste Stadt Schwedens, sondern zugleich auch dessen Getreidekammer. Die Rigaer Kaufleute waren damals Großabnehmer der Agrar- und Waldprodukte, die die polnischen Magnaten und der polnische Landadel aus Livland mit Flössen über die Düna (Daugava) nach Riga lieferten. Diese Güter exportierten sie weiter mit Schiffen, vor allem nach Schweden sowie auch in die Niederlande. Beachtenswert war stets – vom Mittelalter bis zum zweiten Weltkrieg – der starke Einfluss der deutschsprachigen Einwohner in dieser einstigen Hansestadt.

Die Handelskontakte zwischen den Rigaer Kaufleuten und ihren polnischen Partnern aus Livland beschränkten sich vorwiegend auf den Warenaustausch. Polen lieferten dabei ihre typischen Agrarprodukte: Roggen, Hafer, Hanf- und Leinsamen sowie Waldprodukte: Maste, Bretter, Planken, Fass- und Klappholz, Pottasche. Die Rigaer Krämer verkauften ihnen einfache Konsumgüter wie Salz, Heringe und Tücher, den Wohlhabenderen auch einige aus Westeuropa und Übersee eingeführte Luxuswaren wie verschiedene Gewürze, Tabak und Weine. Neben Polen, die für ihre Einkäufe bar bezahlen konnten, gab es auch solche, die auf Kredit kaufen mussten. Außerdem waren auch Polen, die sich aus unterschiedlichen Gründen gezwungen sahen, bei reichen Rigaer Kaufleuten kurz- bzw. langfristige Anleihen auf Wucherzinsen aufzunehmen, die sie dann mit ihren Landbau- und Waldprodukten zurückzahlen mussten.

2. Die biographischen Angaben über Stanislaus Johannes Malczowski sind spärlich. Kurze ihm gewidmete Artikel kann man lediglich in älteren polnischen Enzyklopädien finden.[3] Daraus lässt sich soviel entnehmen, dass er in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts als Grammatiker, Polnischlehrer in Riga und Stadtnotar des dortigen Magistrats tätig war.

(2) A. Brūders, *Rīga, eine Stadt zum Entdecken*, Riga 1998, S. 16 f.

(3) *Encyklopedia Powszechna*, Vol. XVII, Warszawa 1864, S. 856; S. Orgelbranda: *Encyklopedia Powszechna z ilustracjami i mapami*, Vol. IX, Warszawa 1901, S. 569.

Aus dem unlängst herausgegebenen Verzeichnis der polnischen Adelsgeschlechter kann man erfahren, dass die Adelsfamilien Malczewski vel Malczowski in vier Regionen Polens beheimatet waren. Die Geschlechter, die das Wappen Abdank führten, waren im Kreis Gniezno (Gnesen) und in der Wojewodschaft Wołyń (Wolhynien) sesshaft. Die Namensträger mit dem Wappen Tarnawa waren dagegen in den Kreisen Radom und Przemyśl ansässig.[4]

Einige Informationen über Stanislaus Johannes Malczowski enthalten auch die Titelseiten zweier Dissertationen im Bereich der evangelischen Theologie, deren Mitverfasser er ist.

Die erste davon, *Antipapismus orthodoxus…* von Johannes Gontkowski und Stanislaus Johannes Malczowski, sollte am 4. Oktober 1673 verteidigt werden.[5] Auf der Titelseite kann man folgende Angaben über die beiden Mitverfasser finden: publice per vices respondendo defendent duo novelli Confessores, antehac sub Papatu Hypodiaconis Franciscanorum Conventualium Johannes Gontkowski Russus Leopoliensi, Stanislaus Johannes Malczowski, ex Palatinatu Chelmensi, in minor Polonia, Nobilis. Darus kann man schließen, dass der zweite Mitverfasser dieser Doktorarbeit mit dem oben genannten Grammatiker, Polnischlehrer und Stadtnotar in Riga identisch ist.

1674 haben dieselben Mitverfasser Gutkowski und Malczowski wiederum eine andere Dissertation in Kiel herausgegeben.[6] Hier können nur Vermutungen angestellt werden, warum es zur dieser zweiten Dissertationsverteidigung gekommen ist, und ob sie erfolgreich war.

Zusammenfassend können wir also feststellen, dass Stanislaus Johannes Malczowski ein Adliger aus dem Kreis Chełm in Kleinpolen war. Er trat in den Franziskanerorden ein, wo er die Subdiakonsweihe bekam. Aus unbekannten Gründen verließ er aber das Kloster. Danach versuchte er 1673 in Rostock und ein Jahr später in Kiel im Bereich der evangelischen Theologie zu promovieren. Es ist fraglich, ob diesem zweiten Promotionsversuch ein Erfolg beschieden war oder nicht. Danach ging er nach Riga, wo er um das Jahr 1680 den Posten des Polnischlehrers erhielt.

Die Hauptinformationsquelle über Malczowskis Werke ist die *Bibliografia polska* von K. Estreicher, worin insgesamt zehn Titel verzeichnet worden sind.[7] Bei meinen Nachforschungen fand ich sechs von diesen Titeln in den polnischen, deutschen, litauischen und schwedischen Bibliotheken:

---

(4) T. Gajl, *Polskie rody szlacheckie i ich herby*, Białystok 2003, S. 127.

(5) Johannes Gontkowski, Stanislaus Johannes Malczowski, *Antipapismus orthodoxus in praecipuis Christianae religionis Articulis, & dogmatibus Ecclesias inter Augustanae Confess. invariatae addictas & Pontificios controversis…* Rostochii 1673.

(6) Johannes Gontkowski, Stanislaus Johannes Malczowski, *Dissertatio de capite ecclesiae, pontificiis et nominatim Becano qui caeteris videri vult accuratior opposita*, Kilonij 1674.

(7) K. Estreicher, *Bibliografia polska*, Vol. XXII, Kraków 1908, S. 84 f.

1) *Die rechte Anführung der Jugend oder: Der rechte und gründliche Weg zu der pohlnischen Sprache…*, Riga 1680,
2) *Die deutsche und polnische Dialogi…*, Riga 1684, Selbstverlag, Wilcken,
3) *Compendium oder: Kurtzer begrieff der Polnischen Sprache…*, Riga 1687, Nöller,
4) *Der Jugend zu Nutz Deutsch und Polnisches vermehrtes und verbessertes Vocabularium…*, Riga 1688, Nöller,
5) *Nova et Methodica Institutio in Lingua Polonica…*, Riga 1696, Nöller,
6) *Colloquia oder deutsche und polnische Gespräche…*, Riga 1697,

Trotz meiner intensiven Nachforschungen ist es mir bis jetzt noch nicht gelungen, drei weitere in der *Bibliografia polska* genannte Titel zu finden:

a) *Polnische Grammatik*, Riga 1680,
b) *Kaufmanns Canzeley*, Riga 1684,
c) *Vollständige polnische Grammatik*, Riga 1697.

Der Vollständigkeit halber verweisen wir noch auf drei Schriften in polnischer Sprache, die von Malczowski erhalten geblieben sind. In der Königlichen Bibliothek in Stockholm befindet sich ein Loblied zu Ehren der Gottesmutter.[8] Es muss noch untersucht werden, warum er als Protestant ein solches Marienlied verfasst hat.

Außerdem hat W. Gruszczyński in der Lettischen Nationalbibliothek in Riga unlängst zwei Gelegenheitsgedichte von ihm entdeckt:

a) *Lot Szczęsliwy do Wiecznoci ztego Ogniem Marsowym wszędzie zápalonego Swiátá Nieboszczká godney pámiecie Sláchetnie urodzonego J.M. Páná V. Hansa Hinrycha Berensa Rádnego Páná, y w Sadách Kupieckich Assessorá…*, Ryga 1701,
b) *Omen Powszechny Szczęsliwosci Złączenia Małzenskiego Przezacnych Domow Jego Mosci Pana Pawla Brockhayzena Sekretarzá Miástá Jego: kr.: Msci: Rygi z Jey Moszia (!) Panna Sophja Breewerowna…*, Ryga 1690.[9]

3. Keine polnische Bibliothek verfügt zur Zeit über Malczowskis Gesprächsführer *Die Deutsche und Polnische Dialogi…* Das einzige erhaltene Exemplar befindet sich in der Thüringischen Universitäts- und Landesbibliothek in Jena (Signatur: Gl. XI 46 [1]).[10]

(8) S.J. Malczowski, *Encomium álbo sławá błogosłáwioney Pánny Máryi czystey Dziewice…*, Ryga 1692. K. Estreicher erwähnt es auch in seiner oben genannten Bibliografia polska. Anstelle des genauen Titels heißt es dort nur: Traktat o Matce Boskiej.

(9) W. Gruszczyński, *Wokabularze ryskie na tle XVI- i XVII-wiecznej leksykografii polskiej*, Warszawa 2000, S. 101.

(10) Hiermit bedanke ich mich bei der Thüringischen Universitäts- und Landesbibliothek in Jena für die CD *Die Deutsche und Polnische Dialogi…* von S.J. Malczowski.

Malczowskis Gesprächsführer weist das Sedezformat auf und zählt insgesamt 16 + 112 Druckseiten. (Außer Betracht lassen wir hier den Anhang mit Mustern von persönlichen und Handelsbriefen). Der einleitende Teil umfasst 16 nicht nummerierte einspaltige Seiten. Nach der Titelseite folgt eine sechsseitige Widmung an seine Mäzene, Rigaer Patrizier und Würdenträger, und eine zweiseitige Einleitung. Unmittelbar danach finden sich Hinweise für Deutschsprachige über den Lautwert der polnischen Buchstaben und eine Übersicht über die polnischen Zahlwörter. Den eigentlichen Kern des Buches bildet aber der zweispaltige polnisch-deutsche Gesprächsführer.

Die ausgereifte typographische Gestaltung der *Dialogi* ist als benutzerfreundlich zu bewerten. Ausschlaggebend sind dabei Kolumnentitel und die Verwendung von Buchstaben unterschiedlicher Größe. Sowohl deutsche als auch polnische Texte sind in Fraktur gedruckt.

Aus der Einleitung des Verfassers erfahren wir, dass Malczowski seine *Dialogi* für zwei Benutzergruppen vorbereitet hat. Einerseits war es die deutschsprachige Rigaer Jugend, die Polnisch lernte. Andere Adressaten waren Rigaer Kaufleute und Krämer, die an Handelskontakten mit Polen interessiert waren. Darüber hinaus wird von Malczowski noch ein deutsch-polnisch-lateinisches Wörterbuch angekündigt, das aber – wie es scheint – entweder nicht herausgegeben wurde oder inzwischen verschollen ist. Die *Bibliografia polska* verzeichnet jedenfalls nur ein deutsch-polnisches Wörterbuch von ihm, das zwei Auflagen hatte.[11]

Malczowskis *Dialogi* bestehen aus elf Kapiteln. Im Original sind sie nicht nummeriert, aber für unsere Zwecke haben wir sie mit römischen Ziffern versehen. Hier werden ihre deutschen Titel angeführt und die Anzahl der darin enthaltenen Gespräche angegeben.

I. Unterschiedliche Begrüssungen in Gespräche abgetheilet – 6 Gespräche.
II. Handel und Kauffmanschafft – 8 Gespräche.
III. Von den Holtz = Wahren oder Flösser – 3 Gespräche.
IV. Von Seyden und Lacken – 5 Gespräche.
V. Von den Gewürtzwahren – 1 Gespräch.
VI. Von Eisen = Wahren oder Buden – 1 Gespräch.
VII. Von Saltz, Toback und Herings=Handel – 3 Gespräche.
VIII. Wenn ein Pohl in den Weinkeller kompt – 1 Gespräch.
IX. Von dem Hutstaffirer – 1 Gespräch.
X. Ein Kauffmann und Pohl [12]– 1 Gespräch.
XI. Vor die Reisenden – 2 Gespräche.

(11) K. Estreicher, *op. cit.*, S. 85.

(12) Der entsprechende Kolumnentitel heißt aber: Von dem Reisenden.

Aus dieser Übersicht wird ersichtlich, dass die Themenwahl in den *Dialogi* zielbewusst beschränkt ist. Aus pragmatischen Gründen dominieren dabei Themen aus dem Gebiet der Handels- und Gesellschaftskontakte zwischen den Rigaer Kaufleuten und den polnischen Adligen, die nach Riga kommen, um ihre Landbau- und Waldprodukte feilzubieten und notwendige Konsumgüter zu erwerben. Nach der darin vorherrschenden Problematik können die obigen Kapitel in sechs Themenkreise eingeteilt werden.

Zum ersten Themenkreis können Kapitel I und X gerechnet werden. Sie sind der Aufnahme und Pflege der Gesellschafskontakte zwischen den Rigaer Kaufleuten und den polnischen Adligen gewidmet, die nach Riga kommen, um hier Geschäfte zu machen. Es ist auffallend, dass die Rigaer ihre polnischen Handelspartner besonders vornehm und höflich behandeln. Alles beginnt mit einer Begrüßung des Gastes schon bei seiner Ankunft in Riga, dann folgt eine formale Einladung zum Empfang im Hause des Kaufmanns und die Krönung ist der Empfang selbst, bei dem traditionelle Rituale der Gastfreundschaft zu beachten sind.

P. Proszę rácz że W.M.M. jeść.	Fr. Ich bitte der Herr wolle belieben zu essen.
Niedaj się W.M. częstować / bo myśmy do tego nieprzywykli.	Mein Herr lasse sich nicht nöthigen dann wir sind des Nöthigens nicht gewohnet.
Gosp. Przepijam do W.M.M. Páná. Przez zdrowie W.M.M. Páná.	W. Ich bringe es dem Herrn zu. Auff seine gute Gesundheit.
Gość. Wielce dziękuję W.M.M. Pánu / amego siebie nieprzepominájąc.	Ich bedancke mich / des Herrn mit eingeschlossen.
Gosp. Proszę W.M.M. Páná.	Ich bitte dem Herrn er beliebe zu nehmen.
P. W.M.M. Pan nic nie jesz.	Frau. Dera Herr isset nichts.
Gość. Jużem jadł z łaski W.M.M. Páństwá.	Gast. Ich habe recht wohl gesessen.

Páni. Proszę ná te pieczenie / ná sztukę mięsá / ná tego kapłuná (indyká) pieczonego.	Frau. Der Herr esse von dem Braten / von dem Grapen = Braten / gebraten Kapauen (Kalckunen).
Gość. Moiá Mościa Páni przepijam do Wmości. Zá zdrowie sám Je. Mości W.M.M. Páni.	G. Ich trincke E.L. zu. Die Gesundheit Ihrer Herrn.
P. Wielce W.M.M. Pánu dziękuję.	Fr. Ich bedancke mich. (S. 18–19)

Den zweiten Themenkreis bilden Kapitel IV und V. Dabei handelt es sich um den Handel der stolzen Rigaer Kaufleute mit dem polnischen Landadel aus Livland, der dort seine Landbau- und Waldprodukte feilbot. Die Rigaer Handelsgewohnheiten und -bräuche werden dabei realitätsgetreu vorgeführt. Der heutige Leser bekommt den Eindruck, mit lebensechten Situationsgesprächen zu tun zu haben. Man spürt auch, dass die Konversation den Handelspartnern Freude macht, z.B. beim Feilschen. Wie von selbst wird dabei der notwendige Fachwortschatz aus dem jeweiligen Handelsbereich vermittelt. Ein beredtes Zeugnis möge davon die nachfolgende Kostprobe ablegen.

K. Coż są zá towary leśne ná tych płytach?	K. Was ists für Holtz auf den Flössern?
P. Jest hollenderka / wásilká fráncuská wielka i máła / tarcice dębowe / tarcice sosnowe (jodłowe).	P. Es ist Hollandisch-Holtz / Faß-Holtz, Frantz Holtz / klein und groß / Eichen und Fichten Flancken.
K. Ják drogo kopá sosnowych tárcic?	K. Wie theuer ein Schock Fichten Plancken?
P. Jáko które tárcice są.	P. Nachdem die Plancken sind.
K. Ják długie są Mości Pánie?	K. Wielang sind sie mein Herr?

P. Są po dziesięci / po jedenastu / po piętnastu y po dwudziestu sążni.	P. Sie sind zu 10, 11, 15 auch zwanzig Faden.
K. A w grubinie?	K. Und in der Dicke?
P. W grubinie Mości Pánie po pułtorá i po dwá dumy.	P. In der Dicke mein Herr zu anderthalb auch zwo Daumen.
K. Jabym rad tych kupił / po dzieszęci sążni.	Ich wollte gerne kauffen von denen zu 10. Faden.
P. Możesz W.M.M. Pan dostác	P. Die kan der Herr bekommen.
K. Ják drogo sztuká?	K. Wie theuer ein Stück?
P. Zá pułzłotego.	P. Zu halben Gulden.
K. To drogo.	K. Die sind zu theuer.
P. Są álbowiem dobre tárcice.	P. Es sind gute Plancken. (S. 50–51)

Zum dritten Themenkreis werden Kapitel IV–VII und IX gerechnet. Sie beinhalten Konversationen zwischen den Rigaer Krämern und polnischen Landadligen aus Livland. Diese Kleinhändler boten ihren mehr oder wenigen bemittelten Kunden nicht nur einfache Konsumgüter, sondern auch gewisse eingeführte Luxuswaren an. Malczowski präsentiert Kramläden mit Tüchern, Gewürzen, Eisenwaren, Salz, Tabak, Heringen und Weinen. Zugleich wird auch der Fachwortschatz aus den erwähnten Bereichen vermittelt. Auch hier ist Malczowski bemüht, die Realien des Rigaer Kramhandels naturgetreu wiederzugeben. Ansonsten können gewisse Übereinkünfte zwischen hiesigen Gesprächen und Konversationen in den Kapiteln II und III nicht übersehen werden.

P. Masz Wmość piękna purpurę albo karmazyn?	P. Hat mein Herr fein Purpur oder Carmasin?

K. Mam Mości Pánie (dostániesz W.M.M. Pan) zaraz W.M.M. Panu pokażę.	Ja mein Herr (der Herr solls bekommen) ich wils dem Herrn alsobald zeugen.
Oto Mości Pánie piękna purpura / y sám też przedni karmazyn.	Sehet mein Herr dass ist fein Purpur und hier ist auch fein Carmasin.
P. Ják drogo łokieć purpury?	P. Wie theuer ein Elle Purpur?
K. Jáki łokieć Mości Pánie wileński albo ryski?	K. Was für Elle mein Herr Willensch oder Rigisch?
P. Wileński.	P. Willensch.
K. Dam W.M. Pánu zá dziesięć złotych łokieć.	K. Ich will dem Heren die Elle vor 10 Gulden lassen.
P. To bárdzo drogo.	P. Das ist zu teuer.
K. To niedrogo / ja W.M.M. Pánu dam łokieć ryski zá ośm złotych.	K. Das ist nicht zu theuer / ich wils dem Herrn nach Rigisch Ellen vor 8 Gulden lassen.
P. Powiedz W.M.M. Pan jednym słowem / bo ja nie chcę długo z Wmością tárgowáć.	P. Der Herr sage mit einem Wort / dann ich wil nicht lange mit dem Herrn Dingen. (S. 57–58)

Den vierten Themenkreis repräsentiert Kapitel VIII. Es enthält Gespräche zwischen einem Rigaer Weinkellerbesitzer und einem polnischen Edelmann, der dorthin gekommen ist, um zuerst verschiedene Weinsorten zu probieren und dann Weinvorräte anzulegen.

W. Ja Wmości dam dobrego winá.	W. Ich will dem Hn guten Wein geben.
P. Proszę przynieś mi Wmość ná spróbowánie.	P. Der Herr bringt mir die Proben?

W. Oto Mości Pánie to dobre wino.	W. Daß ist schöner Wein mein Herr.
P. Daj że mi W.mość tego sámego.	P. Der Herr gebe mir von demselben.
W. Dam ja tego samego W.M.M. Pánu á nie inszego.	W. Ich will dem Hn von demselbigen geben und von keinem anderen.
Owo Mości Pánie jużem nápełnił.	Hier mein Herr ich habe schon gefüllet.
P. Bárdzo dobrze: ják wiele w puzdro i baryłkę weszło?	P. Sehr wohl: wie viel ist eingegangen in dem Flaschen Futter und Tönchen?
W. Hispánskiego winá w puzdro piętnaście sztofów / á hochlandskiego winá w báryłę dwádzieściá i siedm.	W. Spanisch Wein in dem Flaschen Futter fünffzehn Stoff und Hochlandisch Wein in dem Tönchen sieben und zwanzig Stoff.
P. A to skąd Pánie Brácie / wszák w puzdrze nie więcej nád dwánaście flasz?	P. Woher kompt diß /– es sind in dem Flaschen Futter / nicht mehr als zwölf Flaschen.
W. To prawdá, ále więcej wchodzi w jednę flászę ániżeli sztof winá.	W. Das ist wahr / es gehet aber mehr in eine Flasche als ein Stoff Wein.
P. Proszę poráchuj Wmość wielem tu Wmości winien.	P. Ich bitte der Herr wolle zusammen rechnen was ich dem H. hier schuldig bin. (S. 92–93)

Der fünfte Themenkreis umfasst Kapitel XI. Es handelt sich hier um Gespräche zweier Rigaer Kaufleute, die eine Kaleschereise von Riga nach Vilnius unternehmen. Unterwegs dient ihnen das Polnische als Verständigungssprache mit der einheimischen Bevölkerung. Eigentlich geht es dabei weiniger um regelrechte Konversationen, als vielmehr darum, praktische Auskünfte während der Reise einzuholen. Solche Informationen erteilen ihnen zufällig begegnete Menschen und Bedienstete in Herbergen.

Panie Gospodarzu pozwólcie nam noclig u siebie.	Herr Wirth vergönnet uns das Nachtlager bey euch.
Dobrze zá jedź W. Mość.	Recht wohl fahret herein.
Witam Wmości.	Willkommen mein Herr.
Usiądź że Wmość sobie z drogi.	Der Herr ruhe sich von der Reise.
Bog zápłáć, Pánie Gospodarzu násiedzieliśmy się dosyć ná wozie.	Grossen Dank Herr Wirth / wir haben uns müde gesessen auff dem Wagen.
Macie co dobrego do trunku (do picia)?	Habt ihr was gutes zu trincken?
Czegoż się Wmości podobra / mam piwo i dobry miód.	Was beliebet dem Herrn ich habe Bier und guten Meedh.
Dajcie nam sklenicę (kufel) miodu.	Gebt uns ein Stoff Meedh.
Záprawdę jam bárdzo strudzony.	Warlich ich bin sehr Müde.
Wolałbym raczej spáć aniżeli jeść.	Ich wollte lieber schlaffen als essen.
Pánie Gospodarzu, któraż godziná teráz w noc.	Herr Wirth was ist die Zeit in der Nacht
Już jest jedenasta.	Die Glock ist schon 11.
Nie macie siána albo słomy do posłánia.	Habt ihr nicht Heu oder Stroh zum Lager.
Zaraz / dziewko przynieś sám siána dla páná.	Alsobald / Magd bring her Heu vor dem Herrn. (S. 109–110)

4. Das Gesprächsbuch *Colloquia* von Malczowski ist gegenwärtig in den polnischen Bibliotheken nicht vorhanden. Das einzige Exemplar, vor dem zweiten Weltkrieg in den

Krasiński-Sammlungen in der Nationalbibliothek in Warschau aufbewahrt, ist von den deutschen Besatzern während des Warschauer Aufstandes im Jahre 1944 vernichtet worden. Unsere weiteren Erörterungen stützen sich auf das defekte Exemplar aus der alten Universitätsbibliothek *Vilnius (Signatur: III 18633),* in dem Druckseiten 39–42 fehlen.

Im Weiteren werden wir versuchen, *Colloquia* kurz zu charakterisieren. Vorausgeschickt werden einige allgemeine Angaben über diesen Gesprächsführer.

Malczowskis *Colloquia* weisen Oktavformat auf. Dieses Werk umfasst insgesamt 287 + 16 Druckseiten. Nach den einspaltigen Widmungen an eine Reihe Rigaer Patrizier, die mit Namen und Titeln genannten werden, und dem Vorwort des Verfassers folgen acht Kapitel, von denen die sieben ersten zweispaltig und das achte einspaltig gedruckt sind.

Die typographische Gestaltung der *Colloquia* kann als benutzerfreundlich bezeichnet werden. Dazu trägt vor allem die konsequente Verwendung von Buchstaben unterschiedlicher Größe bei. Sowohl deutsche als auch polnische Texte sind in Fraktur gedruckt. Die Rechtschreibung des Deutschen ist noch recht schwankend. Davon zeugen folgende Dubletten: *Ahrt* (S. 82), *Art* (S. 63), *besprächen* (S. 26), *besprechen* (S. 1), *beständig* (S. 85), *Bestendigkeit* (S. 86), *darumb* (S. 88), *drumb* (S. 88), *doppelt* (S. 162), *duppelt* (S. 163), *gelahrt* (S. 81), *gelehrt* (S. 85), *lernen* (S. 4), *erlehrnen* (S. 4), *Seegen* (S. 3), *Segen* (S. 64), *um* (S. 61), *umb* (S. 49), *Waarheit* (S. 85), *Wahrheit* (S. 85). Deutsche Komposita werden in gewissen Fällen nicht zusammengeschrieben, z.B. *Schul Sachen* (S. 65) *Strusen Wahren* (S. 88), *Eichen Plancken* (S. 121), *Eisen Kramer* (S. 144), *Herings Handel* (S. 151), *Hirsen Grütze* (S. 190).

Dem Vorwort des Verfassers ist zu entnehmen, das die *Colloquia* für zwei Zielgruppen bestimmt sind. Einerseits geht es nicht nur um junge deutschsprachige Rigaer, die in der dortigen polnischen Schule Polnischunterricht hatten, „sondern auch welche nach Pohlen / ob sie schon daselbst keine Manuduction haben / verschicket werden". Andererseits ist es auch „vor alle Liebhabern der Pohlnischen=Sprache (…) damit so wohl die incipienten daraus die Fundamenta der Polnischen=Sprache fassen / alß auch alle Liebhaber die Benennungen der Wahren / Beschaffenheit derselbigen finden / und sich derselbigen in Kauff und Verkauff mit den Polen bedienen können". Außerdem kündigt Malczowski dort auch an, bald ein deutsch-polnisch-lateinisches Wörterbuch zu veröffentlichen. Es scheint aber, dass dieses Wörterbuch nie erschienen bzw. ganz verschollen ist. Aus der oben genannten *Bibliografia polska* geht jedenfalls hervor, dass er nur ein deutsch-polnisches Wörterbuch herausgegeben hat, das zwei Auflagen hatte.[13]

Der Gesprächsführer von S.J. Malczowski setzt sich aus acht größeren Einheiten zusammen, die hier Kapitel überschrieben werden. Dazu gehören:

---

(13) K. Estreicher, *op. cit.*, S. 85.

Caput I handelt von den Gesprächen welche die Jugend in und außerhalb der Schule gebrauchen und sich mit ein ander besprechen.
Caput II : Sein Titel kann hier nicht angegeben werden, denn im defekten Einsichtsexemplar sind die entsprechenden Seiten nicht vorhanden. Die einzelnen Gespräche betreffen feine Manieren und Umfangsformen.
Caput III handelt von den Schul Sachen und feinen ehrbaren Sitten.
Caput IV handelt von der Kaufmannschafft und allerhand Strusen Wahren.
Caput V handelt von allerhand Wald=Wahren und Flösser.
Caput VI handelt von allerhand Krahm=Wahren / alß Seyden / Lacken / Eysen / / Toback und der gleichen.
Caput VII hält in sich Gespräche vor die Reisende.
Caput VIII hält in sich allerhand Kauffmans Briefe / Contracten und Obligationes.

Aus dieser Übersicht geht deutlich hervor, dass die Themenwahl der Gespräche zielbewusst begrenzt ist. Dabei dominieren Themen aus dem Bereich der Handels- und Gesellschaftskontakte zwischen den Rigaer Kaufleuten und den polnischen Edelleuten, die nach Riga kommen, um dort ihre Produkte abzusetzen und dann bestimmte Konsumartikel zu erstehen. Nach der darin behandelten Thematik lassen sich die oben genannten Kapitel in sechs thematische Gruppen einteilen.

Die erste thematische Gruppe bilden Kapitel I und III. Im Mittelpunkt stehen die polnische Schule in Riga, der Polnischunterricht an dortigen deutschsprachigen Schüler und einige Fragen, die für diese Lernenden relevant sind.

Die Dialoge zwischen den Schülern einerseits sowie zwischen ihnen und ihrem Polnischlehrer andererseits sind nach der vom damaligen Katechismusunterricht übernommen Frage-Antwort-Methode gestaltet worden. Im Grunde genommen handelt es sich hier um nichts Anderes als nur um memorierte grammatische Regeln, die von braven Schülern rezitiert werden. Dabei betreffen sie die Rechtschreibung und Aussprache sowie die Flexion des Polnischen und haben propädeutischen Charakter. Sie sind an der lateinischen Grammatik orientiert, und mit Vorliebe bedienen sie sich auch der lateinischen Fachtermini. Gewissermaßen bilden sie also eine Art Substitut für den fehlenden grammatischen Teil, der sonst in damaligen Gesprächführern üblich war.

Es gilt hier hervorzuheben, dass Kapitel I und III schulischen Charakter haben. Sie sollen die Lernenden stufenweise darauf vorbereiten, die dem Leben abgelauschten Dialoge in Kapiteln IV bis VII zu beherrschen.

Kennzeichnend für Gespräche in den Kapiteln I und III ist vor allem ihre besonders auffallende Sprachunüblichkeit. Sie enthalten also katechismusartige Fragen und Antworten, die für den damaligen Grammatikunterricht charakteristisch waren, z.B.

Felician. Verdencke mirs nicht lieber Richarde, wann ich dich fragen werde! Worumb ist das ł oben durchgestrichen? Richardus. Das ł oben durchgestrichen brauchen sehr die Pohlen; wann du es aber willst deutlich außsprechen / so muß du die Zunge über die oberste Zähne schlagen (...) Felicyan. Wybacz mi miły Rychardzie gdy cię spytam czemu ł ná gorze przekryślone jest?	Rychard. Ł na gorze przekrzyslone zażywáią bárdzo Polacy / ále gdy chcesz wyráźnie wymowić / musisz językiem rzucić przez gorne zęby. (S. 8).

Zur zweiten thematischen Gruppe wird Kapitel II gerechnet. Dabei geht es um die Pflege vornehmer Manieren und Umgangsformen. Es ist bemerkenswert, dass die Rigaer Kaufleute großen Wert auf eine angemessene und besonders höfliche Behandlung ihrer polnischen Handelspartner legen. Dazu gehören die Begrüßung bei der Ankunft in Riga, die formale Einladung zu einem Empfang im Hause des Kaufmanns und schließlich der Empfang selbst, wobei bestimmte Rituale der Gastfreundschaft vollzogen werden müssen.

Frau. Ich bitte der Herr wolle belieben zu essen. Der Herr muß sich bey uns nicht nöthigen lassen / dann wir sind des nöthigens nicht gewonnet. Wirth. Ich bringes es dem Herrn zu / auff meines Herrn gute Gesundheit.	Páni. Proszę racz WM. Moy Mosci Pan jesc. Nieday się WM.Moy Pan częstowáć u nas / albowiem mysmy do tego nie przywykli. Gospod. Przepiiam do WM. Mego M. Pána / zá własne dobre Zdrowie W.M.M. Páná. (S. 56).

Zur dritten thematischen Gruppe gehören Kapitel IV und V. Ihre Thematik betrifft den Handel der selbstbewussten deutschsprachigen Kaufleute in Riga mit den polnischen Landadligen, die dort ihre Landbau- und Waldprodukte feilbieten. Es fällt dabei

sofort auf, dass die Rigaer Handelsgewohnheiten und -bräuche dabei sehr deutlich zum Ausdruck kommen. Im Gegensatz zu hölzernen schulischen Dialogen in den Kapiteln I und III haben wir es hier mit situationsgebundenen und lebensnahen Gesprächen zu tun. Sie wirken sprachüblich und ungekünstelt. Man spürt auch Freude an der Konversation, z.B. beim Feilschen, zwischen den Geschäftspartnern. Eher beiläufig wird auch der notwendige Fachwortschatz aus dem Bereich der gehandelten Waren vermittelt. Die nachstehende Kostprobe möge diese Ausführungen veranschaulichen.

Kauff. Was ist für Holtz auff den Flössern?	Kup. Coż są zá Towary leśne ná tych Płytach?
Pohl. Es ist Hollandisch-Holtz / Faßholtz / Frantzholtz klein und groß / Eichen und Fichten Plancken.	Pol. Jest Hollenderká / Wasilká / Francuská wielka y mała Tárcice dębowe y Sosnowe.
Kauff. Weil ich höre dass mein Herr Fichten Bretter hat / so wollte ich dieselbige von dem Herrn abhandeln / wann ich nur wissen möchte wie theuer er ein Schock verkauffen will?	Poniewasz słyszę że Waszmość moy W.Pan masz Tarcice dębowe / tedybym te od Wászmości kupił / gdy bym tylko słyszał , ják drogo Wászmość chcesz Kopę przedáć (S. 114)

Die vierte thematische Gruppe wird von Kapitel VI gebildet. Im Mittelpunkt stehen Gespräche zwischen Rigaer Krämern und polnischen Adligen aus Livland. Diese Händler befriedigen die Nachfrage ihrer mehr oder weniger vermögenden Kunden nach einfachen Konsumgütern sowie nach einigen importierten Luxuswaren. Dort werden der Reihe nach Kramläden mit Tüchern, Gewürzen, Eisenwaren, Salz, Tabak, Heringen und Weinen präsentiert. Dabei wird auch die Fachlexik aus den genannten Bereichen vermittelt. Sonst weisen die Gespräche selbst viele Übereinkünfte mit denen in Kapiteln IV und V auf.

K. So beliebe der Herr nur lesen – ich will es dem Herrn abwegen.	Korz. Chciey tedy Wmosc moy M. Pan czytáć / ja Wászeci odważę.
Pohl. Ein Ließpfunt Pfeffer. Zwey Lißspfunt Ingbier.	Pol. Pudek Pieprzu. Dwá Pudki Imbieru.

Ein Pfunt Saffran. Ein Pfunt Cannel. Ein Pfunt Negelchen. Ein Ließpfund Mandeln. Halbpfunt Cubeken. Dreyviertel Pfunt Cardimon. Zwey Pfunt Kümmel. Ein Ließpfunt Rosinen. Ein Ließpfunt Corinten. Zwey Ließpfunt Canarien Zucker. Ein Ließpfunt Revenat. Anderhalb Ließpfunt Baumöl in diesem grossen Kruch oder in ein Tönchen wo der Herr hat?	Funt Száfránu. Funt Cynamonu. Funt Gozdzikow. Pudel Migdałow. Pułfuntá Kubeby. Trzy Cwierci Funtá Kardymonii. Dwá Funty Kminu. Pudek Rozynkow Wielkich. Pudek Rozynkow drobnych. Dwá Pudki Cukru Kánáru. Pudek Cukru Fáryny. Pułtory Pudki Oliwy od tey wielkiey Báni albo do Baryłki / jeżeli Wászeć masz?

Störend für heutige Leser kann nur eine übertriebene barocke Höflichkeit sein, die in Gesprächen zwischen den Rigaer Kaufleuten und den polnischen Adligen zum Ausdruck kommt. Dasselbe gilt natürlich auch für Dialoge zwischen den Krämern in Riga und ihren polnischen Kunden.

Zur fünften thematischen Gruppe gehört Kapitel VII. Dabei handelt es sich um Gespräche deutschsprachiger Kaufleute während einer Geschäftsreise mit einer Kalesche von Riga nach Vilnius, wobei sie sich unterwegs des Polnischen als Verständigungssprache bedienen. Dabei geht es nicht um regelrechte Konversationen, sondern vielmehr um Einholen von verschiedenen praktischen Informationen während der Reise. Um Auskunft werden zufällig begegnete Menschen und Bedienstete in Herbergen gebeten.

Laur. Welchen Weg sollen wir nehmen? Bauer. Reiset zu rechter Hand. E Laur. Habt ihr nicht Heu oder Stroh zum Lager? Wirth. Alsobald / Magd bringe her Heu vor die Herrn. Mache vor die Herren das Bette zu rechte.	Wáw. Ktorąż Drogą jácháć mamy? Chłop. Udaycie się ná Prawą rękę (S. 184). Wáw. Niemacie Siáná álbo Słomy do Posłánia? Gospod. Záraz / Dziewko przynieś sám Siáná dla Pánow. Posciel Łoszko dla Pánow. (S. 186).

Die sechste thematische Gruppe bildet Kapitel VIII. Im Gegensatz zu allen vorangehenden Kapiteln geht es hier um die schriftliche Beherrschung des Polnischen. Dem Lernenden werden zuerst Beispiele von privaten und Geschäftsbriefen präsentiert. Dann findet er zahlreiche Muster von damals üblichen Kontrakten und Obligationen. Diese juridischen Texte dienen dem Rechtsschutz des Rigaer Importhandels aus Livland, z.B.:

> Formul eines Contracts wie derselbige auff die Wald und Strusen=Wahren / ohne gewissen Preiß soll gestellet werden.
> Formula Kontráktu jáko ten ná Towáry Leśne y Strugowe / bez pewney Ceny ma być pisány (S. 252).
> Formula eines Contracts wie derselbige auf Wald= und Strusen=Wahren mit gewissen Preiß soll gestellet werden.
> Formuła Kontraktu jáko ten ná Towary Leśne y Strugowe spewną Ceną Pisány y sporządzony być powinien (S. 256).
> Eine andere Fomul von Obligation auff zwey Persohnen mit Wahren laut Contract zu bezahlen.
> Jeszcze insza Formuła Obligu ná dwie Osoby ná wypłácenie Towárámi według Kontráktu (S. 274).

Im Kapitel VIII kommt Malczowski als Stadtnotar sehr deutlich zum Zuge. Man sieht ihm an, dass er seine Freude daran hat, sich bei der Abfassung dieser aus dem Leben gegriffenen Handelsdokumente auf seine jahrelange Notarerfahrung in Riga zu stützen.

Als Anhang folgt – unmittelbar nach Kapitel VIII – *Erinnerung. Wie man sich in den Tituln zu verhalten hat*, d.h. die offizielle Titulatur, die damals in der polnischen Korrespondenz verwendet wurde. Sie betrifft vor allem verschiedene weltliche und kirchliche Würdenträger, z.B.:

> An einen Bischoffen.
> Przenaywielebnieyszemu Jáśnie Wielmożnemu Jego Mości Księdzu N.N. z Bożej Łáski y stolice Apostolskiey Biskupowi N. Memu Wielce Mościwemu Pánu.
> An einen Fürsten.
> Jaśnie Oświeconemu Książęciu Jego Mości N.N. ná N. A Memu Wielce Miłościwemu Pánu.
> An einen Rector.
> Przewielebnemu w Bogu Jego Mości Księdzu N.N. Rectorowi soc. Jesu Połockiemu (Wileńskiemu)

5. Zusammenfassend darf die Tatsache hervorgehoben werden, dass die interessierten deutschsprachigen Einwohner von Riga, Danzig, Königberg und anderer Städte mit

Malczowskis *Dialogi* und *Colloquia* die Möglichkeit bekommen haben, sich mit Polen zu verständigen. Mit diesen Gesprächsführern sollten drei Ziele erreicht werden:

1) Im Vordergrund steht die Beherrschung der gesprochenen polnischen Standardsprache des 17. Jahrhunderts. Malczowski legt großen Wert darauf, den Lernenden auch noch angemessene Verhaltensnormen beizubringen.
2) Zusätzlich geht es dabei noch um die Vermittlung des polnischen Fachwortschatzes im Bereich der Warenkunde.
3) Der Beherrschung des geschriebenen Polnischen ist Kapitel VIII der Colloquia gewidmet. Darin kann der Interessierte erlernen, wie man persönliche und Geschäftsbriefe verfassen sowie bestimmte wichtige Handelsdokumente redigieren soll.

Malczowskis *Dialogi* und *Colloquia* haben auch eine Bedeutung für die Erforschung des gesprochenen Deutschen im Riga des 17. Jahrhunderts. Zugleich geben sie noch eine gewisse Auskunft über das gesprochene Polnisch des 17. Jahrhunderts, das in Livland gebräuchlich war.

LITERATUR

Bąk, S. et al. (Red.): *Słownik polszczyzny XVI wieku*, Bd. 1–32 (A – przodujący), Wrocław 1966–2004.
Bruder, A.: *Rīga, eine Stadt zum Entdecken*, Riga 1998.
Cieśla M.: *Dzieje języków obcych w zarysie*, Warszawa 1974.
Estreicher K.: *Bibliografia polska, Bd. XXII*, Kraków 1908.
Górski K, et al.: *Zasady wydawania tekstów staropolskich, Projekt*, Wrocław 1955.
Gruszczyński W.: *Wokabularze ryskie na tle XVI-wiecznej i XVII-wiecznej leksykografii polskiej*, Warszawa 2000.
Orgelbrand S.: *Encyklopedia powszechna z ilustracjami i mapami, tom IX*, Warszawa 1901.
Prędota S.: *Ansätze zum Sprachvergleich Polnisch-Deutsch bei Stanislaus Johannes Malczowski.* In: Bernd Balzer, Marek Hałub (Hrsg.), Wrocław – Berlin. *Germanistischer Brückenschlag im deutsch-polnischen Dialog*, Wrocław, Dresden 2006, S. 203–213.
Prędota S.: *S. J. Malczowski als Polnischlehrer im Riga des 17. Jahrhunderts*, In: Maria Katarzyna Lasatowicz (Hrsg.), *Städtische Räume als kulturelle Identitätsstrukturen und andere Vergleichsregionen*, Berlin 2007, S. 145–153.
Prędota S.: *O przysłowiach polskich w „Compendium" S.J. Malczowskiego.* In: *Problemy Frazeologii Europejskiej VIII (2007)*, S. 107–120.
Reczek S.: *Podręczny słownik dawnej polszczyzny*, Wrocław, Warszawa, Kraków 1968.

Karl W. Schwarz

Leonhard Stöckel (1510–1560) „Lumen et Reformator Ecclesiarum Superioris Hungariae"*

EINLEITUNG

„Denn er (ist) in Wahrheit ein vernünftiger, wohlgelahrter, frommer und geistlicher Mann (...), desgleichen (sind) nicht viel zu finden." Dieses Lob aus dem Munde Philipp Melanchthon (1497–1560)[1] wurde dem Zipser Theologen, Pädagogen und Schulreformer Leonhard

---

* Der Beitrag wurde erarbeitet für das Geburtstagssymposion von Prof. Ilpo Tapani Piirainen (13.–15. 6. 2007), dem ich für viele Gespräche und literarische Gaben, insbesondere zur frühen Neuzeit, zur Reformation und zur Zips zu danken habe. Infolge einer dienstlichen Verpflichtung konnte ich am Symposion nicht teilnehmen, so wurde der Beitrag in meinem Privatissimum im Sommersemester 2006 vorgetragen und diskutiert. Für wertvolle Hinweise danke ich den Kollegen Moritz Csáky/Wien, Zoltan Csepregi/Budapest, Andrej Hajduk/Bratislava, Daniel Škoviera/Bratislava, Max Suda/Wien sowie Dr. Reinhart Mühlen/Mönchengladbach.

(1) *Philipp Melanchthon an die Ratsherren von Bartfeld, 23. Mai 1539,* abgedr. bei Eugen Abel, *Unedierte Briefe von Luther, Melanchton und Leonhard Stöckel,* in: *Ungarische Revue* 7 (1887) S. 705–724, 717 – zit. auch bei Tibor Fabiny, *Luthers Beziehungen zu Ungarn und Siebenbürgen,* in: Helmar Junghans (Hg.), *Leben und Werk Martin Luthers von 1526 bis 1546,* Berlin 1983, S. 641–646. 954–956, 645.

Stöckel (1510–1560)[2] zuteil. Er war beim *Praeceptor Germaniae* im wahrsten Sinne des Wortes „in die Schule" gegangen[3] und blieb seinem Lehrer eng verbunden, als er in seine Heimat zurückkehrte.[4] Denn dort setzte er das humanistisch-reformatorische Bildungs- und Schulprogramm um und gestaltete die königliche Freistadt Bartfeld/Bártfa/Bardejov zu einem Kristallisationspunkt dieser Schulreform aus, sodass man von ihr als dem *Wittenberg des Ostens* sprechen konnte.[5] Ihm aber wurde der Ehrentitel Praeceptor Hungariae verliehen.[6]

---

(2) Aus der Literatur ist hier anzuführen: Christian Schaeseus Transilvanus, *Oratio describens historiam vitae praecipuam clarissimi viri Leonharti Stöckelii,* Wittenbergae MDLXIII - Eine kritische Edition des Textes erschien in: Christian Schesaeus, *Opera quae supersunt omnia,* ed. Franciscus Csonka, Budapest 1979, S. 84–93 – dazu Lore Poelchau, *Christian Schesaeus' Vita Leonhardi Stöckel,* in: Dorothea Walz (Hg.), *Scripturus vitam. Festgabe für Walter Berschin zum 65. Geburtstag, Heidelberg 2002, S. 1109–1115; Georg Purkircher, Epitaphium clarissimi viri D. Leonarti Stokhelii…,* in: Georgius Purkircher, *Opera quae supersunt omnia,* ed. Miloslaus Okál, Budapest 1988, S. 91f.; Johann Samuel Klein, *Nachrichten von den Lebensumständen und Schriften evangelischer Prediger in allen Gemeinden des Königreichs Ungarn,* 2 Bd.e Leipzig-Ofen 1789, I, S.186–191; Daniel Škoviera, *Epistulae Leonardi Stöckel,* in: *Zborník filozofickej fakulty Univerzity Komenského Graecolatina et Orientalia* [hinkünftig: ZFFUK GLO] 7/8 (1975/76) Bratislava 1978, 265–359; Daniel Škoviera, *Nástup reformáčného humanizmu a obhajoba svetskej vzdelanosti a kultúry,* in: Mária Novacká (Hg.), *Od královstva ducha ku královstvu človeka,* Bratislava 1986, S. 63–174.

(3) Die wichtigsten Schicksale der Ev. Kirche A.B. in Ungarn…, Leipzig 1828, S. 122 f. 127f.; Wilhelm Fraknói, *Melanchthons Beziehungen zu Ungarn,* Budapest 1874, S. 9–13; Mathias Szlávik, *Die Reformation in Ungarn,* Halle/Saale 1884, S. 20–23; Adalbert Hudak, *Die Kirche unserer Väter,* Stuttgart 1953, S. 31f.; Adalbert Hudak, *Melanchthon und die Slowakei,* in: Desider Alexy (Hg.), *Ein Leben für Kirche und Volk. Festschrift für Prof. Dr. Roland Steinacker zum 90. Geburtstag,* Stuttgart 1960, S. 33–37; Tibor Fabiny, *Luthers Wirkungen in Südosteuropa,* in: *Lutherische Kirche in der Welt. Jahrbuch des Martin-Luther-Bundes* (hinkünftig: JMLB) 30 (1983) S. 94–106; Heinz Scheible, Melanchthons Beziehungen zum Donau-Karpaten-Raum bis 1546 (1985), jetzt in ders., *Melanchthon und die Reformation,* hrsg. von Gerhard May/Rolf Decot, Mainz 1996, S. 272–303; Andrej Hajduk, *Melanchthons Beziehungen zur Slowakei,* in: JMLB 44 (1997) S. 143–156;

(4) Rudolf Keller, *Luther als Seelsorger und theologischer Berater der zerstreuten Gemeinden,* in: Bengt Hägglund/Gerhard Müller (Hg.), *Kirche in der Schule Luthers. Festschrift für D. Joachim Heubach,* Erlangen 1995, S. 58–78, 66–73. Daniel Veselý, *Dejiny kresťanstva a reformácie na Slovensku,* Lipt. Mikulaš 2004, S. 122 f.

(5) Gabriel Adriányi, *Der Beitrag der Kirchen zur ungarischen Kultur zur Zeit der Staatsgründung und der Reformation,* in: *Südostdeutsches Archiv 24/25 (1981/82)* S. 19–30, 28 ff.; David Paul Daniel, *Bartfeld/Bardejov zur Zeit der Reformation,* in: Karl Schwarz/Peter Švorc (Hg.), *Die Reformation und ihre Wirkungsgeschichte in der Slowakei,* Wien 1996, S. 37–49; Max Josef Suda, *Der Melanchthonschüler Leonhard Stöckel und die Reformation in der Slowakei,* ebd. S. 50–66; Friedrich Gottas, *Zur Geschichte*

DIE ZIPS

Die Kenntnis dieser eindrucksvollen Landschaft im Karpatenbogen, am Fuße der Hohen Tatra, kann beim Durchschnittsstudenten in Wien nicht mehr vorausgesetzt werden.[7] Die Zips war ein Komitat innerhalb des Königreiches Ungarn, das schon seit dem 12./13. Jahrhundert Siedlungsgebiet deutscher Einwanderer gewesen ist[8], die als *„hospites Theutonici“*[9] von den ungarischen Königen gerufen worden waren, ihr Recht mitbrachten[10] und 1271 von König Stephan V. (reg. 1270–1272) das Privileg erhielten, das in der Folge 1370 in den 95 Artikeln der *Zipser Willkür* kodifiziert wurde und jene Rechte bestätigte und die Rechtskultur der Gemeinschaft der Zipser Sachsen *(Communitas Saxonum de Cips)* begründete.[11] Dazu gehörte das spezifische Recht, eigene königliche Richter zu haben und als wichtigstes geistliches Privileg, die freie Pfarrerwahl. Letzteres kam der Ausbreitung der Reformation zu-

---

der Deutschen in der Slowakei, in: Jörg Meier (Hg.), *Beiträge zur Kulturgeschichte der Deutschen in der Slowakei,* Berlin 2006, S. 9–55, 23.

(6) Johann Samuel Klein, *Leonhardus Stoeckelius communis Ungariae praeceptor,* Rintelii 1770; Harald Zimmermann, *Die deutsche Südostsiedlung im Mittelalter,* in: Günter Schödl (Hg.), *Land an der Donau (= Deutsche Geschichte im Osten Europas),* Berlin 1995, S. 21–88, 82.

(7) Ernst Hochberger, *Das Große Buch der Slowakei,* Sinn 2000[3]; Gabriel Adriányi, *Die Zipser Deutschen. Ihre Geschichte und ihre kulturelle Leistung,* in: Hans Rothe (Hg.), *Deutsche in der Habsburgermonarchie,* Köln–Wien 1989, S. 39–56; Jörg K. Hoensch, *Die Zipser,* in: Gerhard Grimm / Krista Zach (Hg.), *Die Deutschen in Ostmittel- und Südosteuropa. Geschichte, Wirtschaft, Recht, Sprache, Bd. 1,* München 1995, S. 143–158; Wynfrid Kriegleder / Andrea Seidler / Jozef Tancer (Hg.), *Deutsche Sprache und Kultur in der Zips,* Bremen 2007.

(8) Ilpo Tapani Piirainen, *Tradition der deutschen Rechte in den Handschriften der Frühen Neuzeit in der Zips,* in: Ryszard Gladkiewicz / Martin Homza (Hg.), *Terra Scepusiensis. Stav bádania o dejinách Spiša,* Levoča–Wrocław 2003, S. 577–591; Jörg Meier, *Untersuchungen zur deutschsprachigen Presse in der Slowakei,* Leutschau–Levoča 1993, S. 86 ff.

(9) Harald Zimmermann, *„Hospites Theutonici“. Rechtsprobleme der deutschen Südostsiedlung (1966),* Nachdruck in: ders., *Siebenbürgen und seine Hospites Theutonici. Vorträge und Forschungen zur südostdeutschen Geschichte,* Köln-Weimar-Wien 1996, 48–68.

(10) Jörg Meier / IlpoTapami Piirainen, *Der Schwabenspiegel aus Kaschau,* Berlin 2000.

(11) Ilpo Tapani Piirainen / Maria Papsonová, *Das Recht der Spiš/Zips. Texte und Untersuchungen zum Frühneuhochdeutschen in der Slowakei,* Oulu 1992; I.T. Piirainen, *Nachträge zum Zipser Recht. Die Handschrift 14 und 15 der Zipser Willkür,* Levoča 2001; ders., *Das Rechtsbuch der XI Zipser Städte. Rechtliches, Medizinisches und Sprachliches aus einer frühneuhochdeutschen Handschrift aus der Slowakei,* Levoča/Leutschau 2003.

(12) Karl Schwarz, *Die Reformation in der Zips,* in: Peter Švorc (Hg.), *Spiš v kontinuite času/Zips in der Kontinuität der Zeit,* Prešov–Bratislava–Wien 1995, S.48–67, 62 f.; Tadeusz M. Trajdos, *Reformacja i kon-*

gute.[12] Was die geistliche Jurisdiktionsgewalt betrifft, so bildete die Zips eine eigene reich privilegierte Propstei und unterstand direkt dem Erzbischof von Gran / Esztergom; erst unter Maria Theresia wurde diese Propstei als Bistum verselbständigt. Die Pfarrer der 24 Zipser Städte bildeten eine eigene Bruderschaft *(Fraternitas XXIV. Regalium parochorum)*, an deren Spitze ein Senior stand. In der Reformationszeit war dies der Pfarrer von Leutschau Georg Moeller / Molitoris, dessen Protokollbuch, die *Matricula Molleriana*, aus der Warte eines zunächst heftigen Gegners der Wittenberger Neuerer geschrieben, die wichtigste Quelle zur Reformationsgeschichte darstellt.[13] Im 14. Jahrhundert bildete sich, nach dem Vorbild der erwähnten Bruderschaft, ein Bund der 24 Zipser Städte *(XXIV regium civitatum fraternitas)*, deren Hauptstadt Leutschau war. Er wurde 1412 aufgelöst, als König Sigismund (reg. 1387–1437, ab 1410 römischer König) 13 Zipser Städte an seinen Schwager, den polnischen König Wladyslaw II. Jagiello (reg. 1386–1434) verpfändete. Weitere Quellen aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts belegen, dass es neben der Gemeinschaft der Zipser Sachsen einen großen Stuhl des Zipser Adels *(Sedes nobilium de Scepus)*, einen kleinen Stuhl der zehn Lanzenträger *(Sedes decem lanceatorum)*, das waren magyarische Grenzwächter, schließlich eine Gemeinschaft der Slawen *(Communitas Sclavorum)* und einen *Verband der Zipser Bergstädte* gab. Die beiden königlichen Freistädte in der Zips Leutschau / Levoča / Lőcse und Käsmark / Késmark / Kežmarok waren selbständig; Leutschau bildete jedoch mit den Städten Kaschau / Košice, Eperies / Prešov, Bartfeld / Bartfá / Bardejov und Zeben / Kisszeben / Sabinov den Städtebund der fünf oberungarischen Städte *(Pentapolitana)*.

Die Zips beherbergte demnach drei Ethnien: Slowaken, Magyaren und Deutsche – mit der für ganz Oberungarn typischen Sprachstruktur: auf den Schlössern sprach man Ungarisch, in den Städten Deutsch und auf dem Lande Slowakisch,[14] wobei bis zum Zweiten Weltkrieg die Zwei- und Dreisprachigkeit als „selbstverständlich“[15] galten.

---

trreformacja na Spiszu, in: *Terra Scepusiensis (Anm. 8)*, S. 467–486; Miklós Czenthe, *Die Reformation in Oberungarn bei den Zipser Sachsen*, in: Volker Leppin / Ulrich A. Wien (Hg.), Konfessionsbildung und *Konfessionskultur in Siebenbürgen in der Frühen Neuzeit*, Stuttgart 2005, S. 153–163.

(13) V. Bunyitay, R. Rapaics, J. Karácsonyi (Hg.), *Egyháztörténelmi Emlékek a Magyarországi hitujitás korából (= Monumenta Ecclesiastica tempora innovatae in Hungaria Religionis tom. II)*, Budapest 1904, S. 391 ff.

(14) Jörg Meier, *Historische Sprachkontakte und Mehrsprachigkeit in der Zips*, in: *Deutsche Sprache und Kultur in der Zips*, S. 11–22, 14.

(15) Meier, *Untersuchungen zur deutschsprachigen Presse*, S. 94.

LUTHERUS HUNGARICUS – PRAECEPTOR HUNGARIAE

Der unmittelbare Vergleich mit einem der Reformatoren wurde auch dem Magyaren Matthias Devai (1500–1545) zuteil, der wie Stöckel um 1530 in Wittenberg immatrikuliert war und als *Lutherus Hungaricus* in die Kirchengeschichte eingegangen ist, eine Auszeichnung, die seine reformatorische Gesamtleistung in den Blick nimmt und würdigt.[16] Der ehemalige Franziskaner, der in Krakau / Krákow seine humanistische Ausbildung genommen hatte, ist nur kurz in Wittenberg nachgewiesen (immatrikuliert 3. 12. 1529)[17] und veröffentlichte schon im Frühjahr 1531 in Ofen / Buda seine 52 reformatorischen Thesen *(„Rudimenta salutis“)*, denen noch in demselben Jahr eine Kritik am Heiligen- und Reliquienkult *(„Sententiae de sanctorum dormitione“)* folgte. In der weiteren Folge wurde er als Prediger in Kaschau / Kassa / Košice im Herbst 1531 verhaftet, eingekerkert und vor die bischöflichen Tribunale in Erlau / Eger / Jáger und Wien gezerrt. Der Jüngere hingegen, der knapp 20-jährige Stöckel (immatrikuliert nach dem 17. 10. 1530)[18], blieb fast ein Jahrzehnt in der Umgebung der Reformatoren, um sich dem Studium an der Leucorea zu widmen, aber auch in der Schulpraxis in Eisleben und als Privatlehrer am kursächsischen Hofe zu wirken. An seinem Beispiel können die mannigfachen Beziehungen zwischen Philipp Melanchthon und Ungarn[19] nachgezeichnet werden. Bis 1560 waren nicht weniger als 442 Studenten in Wittenberg nachgewiesen, die aus dem ungarländischen Raum stammten[20]: aus Ungarn selbst, aus Oberungarn *(Hungaria superior)*, der heutigen Slowakei, aus Siebenbürgen und schließlich aus Slawonien und Kroatien. Sie wurden zumeist als Hungari geführt, gleichviel ob sie nun zur deutschen, magyarischen oder slowakischen Ethnie gehörten.

(16) István Botta, *Dévai Mátyás, a Magyar Luther,* Budapest 1990, S. 74–77.

(17) Agnes Ritoók-Szalay, *Ein unbekannter Brief von Mátyás Dévai,* in: JMLB 39 (1992) S. 71–82.

(18) Jenõ Sólyom, *Luther és magyarország,* Budapest 1996 [Nachdruck von 1933], S. 172.

(19) Heinz Scheible, Philipp Melanchthon. *Eine Gestalt der Reformationszeit,* Karlsruhe 1995, S. 136-148 und Karte 2 mit einer Auflistung der Orte, an denen sich Korrespondenzpartner Melanchthons aufhielten. Aus Alt-Ungarn sind hier zu nennen: Bartfeld, Eperies, Großwardein / Oradea / Nagyvárad, Hermannstadt / Sibiu / Nagyszeben, Kaschau, Käsmark / Kežmarok / Késmárk, Klausenburg / Cluj-Napoca / Kolozsvár, Kremnitz / Kremnica / Körmöcbánya, Kronstadt / Braşov / Brassó, Preßburg / Bratislava / Pozsony, Saros, Sárospatak, Sárvár, Schemnitz / Banská Štiavnica / Selmecbánya und Ödenburg / Sopron.

(20) Géza Szabó, *Geschichte des Ungarischen Coetus an der Universität Wittenberg 1555–1613,* Halle/Saale 1941, S. 16.

LEONHARD STÖCKEL – EIN SCHÜLER MELANCHTHONS

Stöckel wurde zunächst nicht zur Prominenz der Melanchthonschüler gezählt,[21] aber als bedeutsamer Schüler steht er fest.[22] Denn er gilt als die „markanteste Gestalt“ der Zipser Sachsen bei deren „Übergang zum evangelischen Bekenntnis“, ja als „geistlicher Urheber der Reformation“ in der Zips[23] und war ein wichtiger Korrespondenzpartner[24] und Interpret seines Wittenberger Lehrers und Freundes.[25] In der *Matricula Molleriana*, dem oben schon erwähnten Protokollbuch der Fraternität der 24 Zipser Pfarrer, heißt es im Zusammenhang mit seiner *peregrinatio*, dass er von Breslau nach Wittenberg gekom-

(21) Heinz Scheible (Hg.), *Melanchthon in seinen Schülern. Vorträge gehalten anläßlich eines Arbeitsgesprächs vom 21. bis 23. Juni 1995 in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel,* Wiesbaden 1996. - Hier aber im Beitrag von Richard Wetzel (Christoph Pezel [1539–1604]. *Die Vorreden zu seinen Melanchthon-Editionen als Propagandatexte der „zweiten Reformation“,* aaO. S. 465–566) einzelne Hinweise zur Melanchthonrezeption in Ungarn, insbesondere zum Philippismus und Kryptocalvinismus in der Zips.

(22) Karl Schwarz, Praeceptor Hungariae: *Über den Melanchthonschüler Leonhard Stöckel (1510––1560),* in: Peter Kónya (Hg.), *Prvé Augsburské vyznanie viery na Slovensku a Bardejov (= Acta Collegii Evangelici Presoviensis V),* Prešov 2000, S. 47–67; Günter Frank / Martin Treu (Hg.), *Melanchthon und Europa 1. Teilband: Skandinavien und Mittelosteuropa,* Stuttgart 2001 – hier die Beiträge von Max Josef Suda, *Der Einfluss Philipp Melanchthons auf die Bekenntnisbildung in Oberungarn (Confessio Pentapolitana, Confessio Heptapolitana und Confessio Scepusiana),* S. 185–201; David P. Daniel, *Das umstrittene Erbe Melanchthons in Südosteuropa,* S. 259–272; Ágnes Ritoók-Szalay, *Warum Melanchthon? Über die Wirkung Melanchthons im ehemaligen Ungarn,* S. 273–284.

(23) Karl Reinerth, in: *RGG3 VI, Sp. 386 f.;* in der Zipserischen oder Leütschaverische[n] Chronica vndt Zeit-beschreibung des Caspar Hain, hrsg. von Jeromos Bal / Jenő Förster / Aurél Kauffmann, Lőcse 1910–1911 wird (S. 82: 1539) Stöckel als Urheber der Reformation der Pentapolitana erwähnt, ja im Blick auf die Reformation in Ungarn (S. 84 f.: 1540) sogar Johannes Honterus und Matthias Devay vorgereiht: *„De Viris Doctis, qui sub Luthero circa Annum Christi 1540 ingressi sunt Hungariam et Scholas atque Ecclesias reformarunt Primus fuit Leonhardus Stökelius Bartphensis factus Scholae Patriae Rector. 2 Johannes Honterus Coronensis Transylvanus factus in Patria Ecclesia Pastor et illius tractus superintendens. 3 Matthias Deway Hungarus factus Pastor Debrecinensis Ecclesiae.“*

(24) Heinz Scheible, *Melanchthons Beziehungen* (wie Anm. 3), S. 284-287; Daniel Škoviera, *Epistulae Leonardi Stöckel,* 265 ff.; ders., *Epistularum Leonardi Stöckel supplementum duplex,* in: Humanistica Lovaniensia 43 (1994) 295–303.

(25) Leonhard Stöckel, *Annotationes locorum communium doctrinae christianae Philippi Melanchthonis,* [posthum] Basel 1561.

men sei, *„ibi Lutherum ac Philippum docentes audivit, quibos semper fuit carissimus“*.[26] In der Chronik des Caspar Hain (1632–1687) wird unter 1560 sein Tod mit den Worten kommentiert:[27] *„Ist Herr Leonhardus Stöckelius Bartphensis, Magni Lutherj et Melanchthonis Discipulus, Lumen et Reformator Ecclesiarum Superioris Hungariae, zue Bartfeldt in seinem Vatterlandt in Gott seelig verschieden.“*

Über seine Biographie sind wir dank der Forschungen der beiden Pressburger Kollegen Daniel Škoviera[28] und Andrej Hajduk[29] relativ gut informiert. Geboren 1510 in Bartfeld - als Sohn des gleichnamigen Schmieds und Ratsherren und dessen Ehefrau Dorothea - wurde dem Knaben bereits eine ausgezeichnete humanistische Ausbildung zuteil: zuerst in seiner Vaterstadt, wo schon seit dem 15. Jahrhundert eine Lateinschule bestand, die von den humanistischen Interessen einer selbstbewussten deutschen Bürgerschaft Zeugnis gibt,[30] ab 1522 in Kaschau, zuletzt in Breslau / Wrocław. Wir kennen seine Lehrer: Zuerst war es Valentin Eck (1494–1556), latinisiert Ecchius, der aus der Stadt Lindau am Bodensee stammte und als Humanist einen guten Ruf hatte.[31] Ab 1522 war sein Lehrer der englische Humanist Leonhard Cox (+1540), ein begeisterter Erasmianer, in Breslau lehrten ihn Andreas Winkler (+1575) und Johann Metzler, zwei Schulmeister, die in der schlesischen Humanismus- und Reformationsgeschichte eine beachtliche Rolle spiel-

(26) *De vita & morte Leon. Stökelii,* in: *Matricula Molleriana,* p. 478 – Herrn Prof. PhDr. Ivan Chalupecký in Leutschau / Löcse / Levoca verdanke ich eine Fotographie dieser und der Seite 473, wo auf Stöckel Bezug genommen wird.

(27) Caspar Hain, *Zipserische oder Leütschaverische Chronica,* S. 108.

(28) *Škoviera, Epistulae L. Stöckel,* 265–359; ders., *Sprüchensammlung Apophtegmata von Erasmus in der Bearbeitung von Leonard Stöckel,* in: *ZFFUK GLO IX-X (1979)* S. 87–112; ders., *Leonard Stöckel und die Antike – die klassische Bildung eines Schulhumanisten,* in: *ZFFUK GLO XI/XII (1981)* S. 41–58.

(29) Andrej Hajduk, P*hilipp Melanchthon und Leonhard Stöckel,* in: *Communio Viatorum 20 (1977)* 171–180; ders., *Leonhard Stöckel,* in: *Zeichen der Zeit 34 (1980)* 229–232; ders., *Stöckelova kázeò o povzbudeni k láske,* in: *Metanoia. Zborník pri priležitosti sedemdesiatky Prof. ThDr. Karola Nandráskeho,* Bratislava 1998, S. 60–67; ders., *Leonard Stöckel. Život a dielo,* Bratislava 1999.

(30) Ilpo Tapani Piirainen / Vendelín Jankovič, *Reformationsbriefe aus Bardejov / Bartfeld,* in: *Neuphilologische Mitteilungen 92 (1991)* S. 501–511.

(31) Škoviera, *Epistulae L. Stöckel,* S. 267 ff.; ders., *Der Dialog de reipublicae administratione von dem Humanisten Valentin Ecchius,* in: *ZFFUK GLO XXIII / XXIV (1992)* S. 73–83; Rainer A. Müller, *Humanismus und Universität im östlichen Mitteleuropa,* in: Winfried Eberhard / Alfred A. Strnad (Hgg.), *Humanismus und Renaissance in Ostmitteleuropa vor der Reformation,* Köln-Weimar-Wien 1996, S. 245–272, 262 f.

ten.[32] Von Cox wissen wir nicht nur, dass er Hofmeister des späteren englischen Königs Heinrich VIII. gewesen war, sondern auch, dass er in Tübingen studiert hatte, am 12. Juni 1514 wurde er dort immatrikuliert, zeitgleich also mit Melanchthon, der von 1512 bis 1518 in Tübingen studierte und lehrte.[33] Cox wirkte zuerst in Lőcse / Leutschau / Levoča, er wurde am 16. März 1520 durch den Pfarrer Johannes Henckel (1481–1539) und den dortigen Stadtrat als Schulrektor angestellt, ging aber zum 13. Dezember 1521 in derselben Funktion nach Kaschau. Wir dürfen also davon ausgehen, dass Stöckel von einem Melanchthonschüler unterrichtet wurde, der ihm schon sehr früh von seinem berühmten Lehrer berichtete. So wird auch verständlich, warum er das dringende Verlangen hatte, diesen kennen zu lernen. Darüber berichtet er in einem autobiographischen Brief vom 25. August 1544.[34] Es wurde eine Freundschaft fürs ganze Leben.

AUGSBURG 1530

Als Stöckel in Wittenberg sein Studium aufnahm, waren die beiden Reformatoren gerade vom Reichstag in Augsburg zurückgekehrt. Das war das entscheidende Ereignis jenes Jahres, welches Melanchthon vom 3. April bis 11. Oktober 1530 in Augsburg festgehalten hatte. Über Luther war bekanntlich mit dem *Wormser Edikt* von 1521 die Reichsacht verhängt worden; er war nach dem mittelalterlichen Ketzerstrafrecht verurteilt, galt als „vogelfrei" und durfte deshalb das kursächsische Territorium nicht verlassen; so hielt er sich auf dessen südlichstem Zipfel, der Feste Coburg auf und blieb im ständigen Kontakt mit Melanchthon.[35] In Augsburg wurde am 25. Juni jenes Jahres die *Confessio Augustana*, die maßgebliche Bekenntnisschrift der Reformation, vorgetragen. Neunzehn Jahre später (1549) nahm Stöckel – gemeinsam mit anderen Theologen[36] – eine Adaptierung

(32) Škoviera, *Epistulae L. Stöckel,* S. 269; Günter Dippold, *Der Humanismus im städtischen Schulwesen Schlesiens,* in: Eberhard / Strnad (Hgg.), *Humanismus und Renaissance in Ostmitteleuropa vor der Reformation,* S. 229–244, 243.

(33) Škoviera, *Epistulae L. Stöckel,* S. 267; Scheible, *Melanchthons Beziehungen,* S. 284 Anm. 51.

(34) Heinz Scheible / Walter Thüringer, *Melanchthons Briefwechsel Bd. 4: Regesten 1544–1546,* Stuttgart-Bad Cannstatt 1983, Regest Nr. 3666.2, S. 120; Abel, *Unedierte Briefe,* S. 719–722; Škoviera, *Epistulae L. Stöckel,* S. 318–321.

(35) Heinz Scheible, *Melanchthon und Luther während des Augsburger Reichstags 1530 (1985),* jetzt in: ders., *Melanchthon und die Reformation,* Mainz 1996, S. 198–220.

(36) Max Josef Suda, *Der Melanchthonschüler Leonhard Stöckel und die Reformation in der Slowakei,* in: Karl Schwarz / Peter Švorc (Hg.), *Die Reformation und ihre Wirkungsgeschichte in der Slowakei,* Wien 1996, S. 50–66; ders., *Wer verfasste die Confessio Pentapolitana?* In: Peter Kónya / René Matlovič (Hg.), *Miscellanea anno 2000 = Acta Collegii Evangelici Presoviensis IX,* Prešov 2001, S. 18–23, hier S. 23 die aus der Textanalyse gewonnene dezidierte Feststellung, dass Stöckel die Confessio wohl unterschrieben haben mochte, „aber verfasst hat er sie nicht". Als Verfasser der

dieses Bekenntnisses für die Gemeinden in den fünf oberungarischen Städten Bartfeld, Kaschau, Eperies, Leutschau und Zeben/Kisszeben/Sabinov vor, die sogenannte *Confessio Pentapolitana*.[37]

MARIA VON ÖSTERREICH – ZWISCHEN LUTHER UND ERASMUS?

Am Reichstag in Augsburg 1530 nahm eine große Delegation aus Ungarn teil,[38] um Hilfe gegen die Türken zu erwirken. Die Schwester des Kaisers und Königin von Ungarn Maria von Österreich (1505–1558) wurde begleitet durch ihren Sekretär, den Domherrn Miklós Oláh (1493–1568), und ihren Hofprediger Johannes Henckel. Der Erstgenannte stammte aus Siebenbürgen, er richtete an den Papst und an die in Augsburg versammelten Deutschen Reichsstände einen verzweifelten Aufruf zur Hilfe für das von den Türken bedrängte und zu einem beträchtlichen Teil bereits eroberte Ungarn.[39] Letzterer

---

Bekenntnisschrift in ihrer letzten Fassung käme allenfalls der Pfarrer in Bartfeld Michael Radašin in Frage, ein gebürtiger Kroate, der zeitgleich mit Stöckel in Wittenberg studierte (immatrikuliert 31. 7. 1529 als Michael Liburnus) und der ab 1546 als Senior der Pentapolitana fungierte und an der Ausarbeitung der 16 Artikel der Synode von Eperies / Prešov (1546) auf der Grundlage der Confessio Augustana und der Loci communes von Melanchthon beteiligt war.

(37) Viktor Bruckner, *Die oberungarischen Bekenntnisse und die Confessio Augustana,* in: *Gedenkbuch anläßlich der 400-jährigen Jahreswende der Confessio Augustana,* Leipzig 1930, S. 1–67; Andrej Hajduk, *Die Confessio Pentapolitana,* in: JMLB 29 (1982) 139–149; ders., *Luthers and Melanchthons participation in theological disputes in Slovakia,* in: *Communio viatorum 27 (1984)* S. 153–160.

(38) Vgl. zur Reformationsgeschichte dieses Raumes: Jenő Sólyom, *Zwei Bekenntnisse – ein Glaube,* in: Oskar Thulin (Hg.), *Reformation in Europa,* Berlin 1967, S. 153-160; David Paul Daniel, *The Lutheran reformation in Slovakia: 1517–1618,* phil. Diss. *The Pennsylvania State University 1972;* ders., *The historiography of the Reformation in Slovakia,* St. Louis 1977; Mihály Bucsay, *Der Protestantismus in Ungarn 1521–1978,* Wien–Köln–Graz 1977; Monika Glettler, *Probleme und Aspekte der Reformation in Ungarn,* in: *Ungarnjahrbuch 10 (1979)* S. 225-239; D.P. Daniel, *The influence of the Augsburg Confession in south-east Central Europe,* in: *Sixteenth Century Journal 11 (1980)* 3, S. 99–114; M. Bucsay, *Die Bedeutung der Augsburger Konfession für die ev. Kirche in Ungarn,* in: *Monatshefte für evangelische Kirchengeschichte des Rheinlandes 30 (1981)* S. 91–109; Katalin Péter, *Die Reformation in Ungarn,* in: Ferenc Glatz (Hg.), *European Intellectual Trends and Hungary Bd. 4,* Budapest 1990, S. 39–52; David P. Daniel, *Hungary,* in: *Andrew Pettegree* (Hg.), *The early Reformation in Europe,* Cambridge 1992, S. 49–69; Gabriel Adriányi, *Religiöse Minderheiten im Königreich Ungarn im Zeitalter der Reformation,* in: Rudolf Zinnhobler u.a. (Hgg.), *Kirche in bewegter Zeit. Festschrift für Maximilian Liebmann zum 60. Geburtstag,* Graz 1994, S. 35–44.

(39) Gabriel Adriányi, *Der erste Erneuerer des katholischen Lebens nach der Reformation in Ungarn: Primas Miklós Oláh, Erzbischof von Gran (1493–1568),* in: Walter Brandmüller u.a. (Hgg.), Ecclesia mili*tans.*

stammte aus der Zips in Oberungarn, wo er in Leutschau (ab 1513) und Kaschau (ab 1522) als Pfarrer wirkte, ehe er 1525 an den Königshof nach Ofen/Buda gerufen wurde. Sieht man von einer Unterbrechung im Jahre 1527 ab, so blieb er ein halbes Jahrzehnt (bis 1530) als Hofprediger und Beichtvater in der unmittelbaren Umgebung der Königin.[40] In Augsburg nahm er Kontakt zu Melanchthon auf.[41] Über diesen ließ die Königin fünf Fragen zur Abendmahlstheologie, insbesondere zu der seit Jan Hus (1369–1415) virulenten Frage nach dem Laienkelch an Luther herantragen: Ob es zulässig sei, dass man aus politischer Rücksicht auf den öffentlichen Empfang des Kelchs verzichte und ihn insgeheim in der Privatsphäre vornehme. Für Luther kam ein solcher Kompromiss nicht in Frage, er verneinte strikte: Christus habe das Sakrament für den öffentlichen Gottesdienst eingesetzt, dass man seiner dabei gedenke durch Predigt und Bekenntnis, wie das aus seinen Einsetzungsworten hervorgehe.[42] Aus der Form der Fragestellung der Königin hat man die Schlussfolgerung gezogen, dass sich Maria als Privatperson das Anliegen der Reformation zueigen gemacht hätte. Nur hätte sie sich aus Rücksicht auf ihre Familie nicht öffentlich dazu bekennen mögen. Für diese These spricht nicht nur die Tatsache der Korrespondenz mit dem Reformator selbst, sondern auch die Auswahl ihres Hofpredigers Konrad Cordatus (1483–1546),[43] des Reformators der Bergstädte. Dass die Reformation in diesem Gebiet, das seit 1428 zum Witwengut der ungarischen Königinnen gehörte, so durchschlagenden Erfolg zeitigte, führte man auf die protektionistische Haltung der Königin zurück. Weiters ist hier zu erwähnen, dass die Königin reformatorische Einflüsse, die vor allem vom Onkel und Berater ihres Gatten, dem Markgrafen Georg von Brandenburg (1484–1543), einem Korrespondenzpartner des Wittenberger

---

Studien zur Konzilien- und Reformationsgeschichte. Festschrift Remigius Bäumer zum 70. Geburtstag, Bd. 2, Paderborn u.a. 1988, S. 491–517.

(40) Milica Bodnárová, *Spišský rodák Ján Henckel,* in: Peter Švorc (Hg.), *Spiš v kontinuite času,* S. 76–82; Ivan Chalupecký, *Die Familie Henckel und die Zips,* in: *Deutsche Sprache und Kultur in der Zips,* S. 281–287.

(41) Scheible, *Melanchthons Beziehungen,* 276; ders., *Melanchthons Briefwechsel Bd. 1: Regesten 1514––1530,* Stuttgart-Bad Cannstatt 1977, Regest Nr. 994.2, S. 414; ders., *Melanchthon. Eine Biographie,* München 1997, S. 153 ff.; dazu auch Keller, Luther als Seelsorger, S. 67 f.

(42) WA Br. V, 525–529, Nr. 1674; Keller, *Luther als Seelsorger,* S. 68.

(43) Igor Kiss, *Konrad Cordatus, der Reformator der mittleren Slowakei,* in: *Lutherische Rundschau 10 (1960/61)* S. 252–259; Deszõ Wiczián, *Beiträge zu Leben und Tätigkeit von Conrad Cordatus,* in: *Archiv für Reformationsgeschichte 55 (1964) S. 219 ff.; Peter F. Barton, „Veritas parit odium", in: Communio viatorum 25 (1982) S. 101–107; Imre Bencze, Konrad Cordatus, Luther Budárol indult küzdötársa,* in: Tibor Fabiny (Hg.), *Tanulmányok a Lutheri reformáció történetéből,* Budapest 1984, S. 132–149.

Reformators[44], herrührten, nicht nur nicht verhinderte, sondern dass sie auch deklarierte Lutheranhänger in ihrer Residenz zeitweilig beschützte.[45] Hier ist an Simon Grynaeus (1493–1541) zu denken, den Freund Melanchthons aus seiner Pforzheimer Schulzeit,[46] weiters an Vitus Oertel und Johannes Kresling. Freilich haben die ungarischen Landtagsgesetze, der 54. Gesetzartikel 1523 und 1524/25[47] diesen Ofener Humanistenkreis zerschlagen sowie den Einfluss der deutschen Berater am Hofe paralysiert.

Man wird diese Frühphase zwischen 1517 und 1526 in ihrer Bedeutung für die ungarische Reformationsgeschichte nicht überschätzen dürfen[48]; immerhin aber eilte der Königin der Ruf voraus, eine kluge und bemerkenswerte Frau gewesen zu sein[49] und Sympathien für die Kirchenreform gehegt zu haben. So wird auch verständlich, dass ihr Luther

(44) Zoltan Csepregi, *Notbischof auf dem Rechtsweg. Zur Reformation in den oberschlesischen Herzogtümern von Georg dem Frommen (1523–1543),* in: *Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte 70 (2001)* S. 28–42.

(45) Gustav Hammann, *Bartholomeus Francfordinus Pannonius, Simon Grynaeus in Ungarn,* in: *Zeitschrift für Ostforschung 14 (1965),* 228–242; Ute Monika Schwob, *Der Ofener Humanistenkreis der Königin Maria von Ungarn,* in: *Südostdeutsches Archiv 17/18 (1974/75),* 50–73; Katherine Walsh / Alfred A. Strnad, *Eine Erasmianerin im Hause Habsburg: Königin Maria von Ungarn (1505–1558) und die Anfänge der evangelischen Bewegung,* in: *Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 118 (1998),* 40–85; dies., *Eine „Ketzerin" im Hause Habsburg? Erzherzogin Maria, Königin von Ungarn und Böhmen (1505–1558) und die Anfänge der evangelischen Bewegung,* in: *JGPrÖ 115 (1999),* 7–25.

(46) Heinz Scheible, *Melanchthons Pforzheimer Schulzeit (1989),* jetzt in: ders., *Melanchthon und die Reformation,* hrsg. von Gerhard May / Rolf Decot, Mainz 1996, S. 29–70, 58–60.

(47) *„Alle Lutheraner und deren Gönner sowie alle Anhänger ihrer Sekte sollen als öffentliche Ketzer und Feinde der allerheiligsten Jungfrau Maria am Leben bestraft und aller ihrer Güter verlustig sein…". Dieser Beschluss wurde vom Landtag 1524/25 bekräftigt: „Alle Lutheraner sollen aus dem Lande ausgerottet und wo immer sie aufgefunden würden, nicht allein durch Geistliche, sondern auch durch Weltliche ungehindert gefangen genommen und verbrannt werden."*

(48) So die Warnung von Daniel, Lutheran reformation, 123 – mit Kritik an der These, dass die Reformation vom Ofener Königshof ausgegangen sei: So insbesondere Győcő Bruckner, *A reformáció és ellenreformáció története a Szepességen 1520–1745,* Budapest 1922 [dazu Julius Kirnbauer, *Geschichte der Reformation und Gegenreformation in der Zips,* in: *Karpatenland 1 (1928)* S. 25–33 und Johann Lipták, *Der Protestantismus in der Zips,* in: *JGPrÖ 60 (1939)* S. 49–74]; vgl. auch schon Ján Kvačala, *Kralovom Maria a jej účast v dejoch reformácie,* in: *Viera a veda 1 (1930)* S. 10–22. 59–72. 97–105.

(49) David Paul Daniel, *Piety, politics and perversion: Noblewomen in reformation Hungary,* in: Sherrin Marshall (Hg.), *Women in Reformation and Counter-reformation Europe, Bloomington – Indianapolis 1989,* S. 68–88, 69–76; vgl. auch noch Gernot Heiß, *Mary of Austria,* in: Peter G. Bietenholz (Hg.),

eine Auslegung von vier Trostpsalmen widmete, als ihr Gatte Ludwig II. (1506–1526) in der Schlacht von Mohács am 29. August 1526 sein Leben gelassen hatte.[50] Das trug dieser Vorwürfe des königlichen Bruders Ferdinand ein. Ihm gegenüber konnte sie nicht abstreiten, dass sie Lutherschriften gelesen hatte, aber es sei „vor längerer Zeit" gewesen, versicherte sie in einem ihrer zahlreichen Briefe (29. April 1527). [51] Im Übrigen könne sie nicht dafür verantwortlich gemacht werden, dass ihr jemand eine Schrift widme. Es gelang ihr jedenfalls, ihren Bruder zu beruhigen und ihn von ihrer „Rechtgläubigkeit" zu überzeugen.

Die These von der lutherischen Affinität der Königin stützte sich namentlich auf das Urteil des Wiener Erzbischofs, der sie *„en bruit d'estre bonne luteriene"* nannte;[52] vielleicht ist der erwähnte Erzieher des Königs Georg von Brandenburg der Urheber dieser Ansicht; er hatte nämlich 1529 der Stadt Ansbach ein Lied geschickt, von dem er behauptete, dass es von der Königin stammte: *„Mag ich Unglück nicht widerstahn"*, die Initialen sollen die anonyme Verfasserin deklarieren: *Maria in Ungarn nun Witwe* – und die Anfangszeilen der Liedstrophen ergaben ebenfalls den Namen Maria. Der Markgraf wusste noch mehr: die Königin soll das Lied *„wider iren Bruder"* geschrieben haben, weil dieser *„ir einen Christlichen prediger verjagt hat"*. [53]

Es dürfte feststehen, dass das Lied von reformatorischem Geist getragen ist, ebenso auch, dass es von Luther sehr geschätzt wurde, der es auch in sein Gesangbuch aufgenommen hat. Aber ob die Habsburgerin wirklich die Verfasserin des Liedes gewesen ist, musste aufgrund der Quellenlage offen bleiben.[54] Neuere Forschungen haben die These von der

---

Contemporaries of Erasmus, vol. 2, Toronto u.a. 1986, S. 399–401; Ursula Tamussino, *Maria von Ungarn. Ein Leben im Dienst der Casa de Austria,* Graz-Wien-Köln 1998; zuletzt Katherine Walsh / Alfred A. Strnad, *Eine Erasmianerin im Hause Habsburg.*

(50) *WA XIX, 552–615,* zuletzt herausgegeben von Enikõ Böröcz, *Magyar Luther Könyvek 5 = Luther Márton, Négy vigasztaló zsoltár Mária magyar királynéhoz [1526],* Budapest 1996; *WA Br. IV, Nr. 1047.*

(51) Peter F. Barton, *Die Geschichte der Evangelischen in Österreich und Südostmitteleuropa, Bd. 1: Im Schatten der Bauernkriege – Die Frühzeit der Reformation,* Wien 1985, S. 216; Gabriel Adriányi, *Luthers Beziehungen zu Ungarn,* in: Knut Schäferdiek (Hg.), *Martin Luther im Spiegel heutiger Wissenschaft,* Bonn 1985, S. 159–182, 173–175.

(52) *Nuntiaturberichte aus Deutschland 1533–1559, Bd. IV/2* (Legation Aleanders 1538/39), hg. von Walter Friedensburg, Gotha 1893, S. 396; zuletzt B[art] J. Spruyt, *„En bruit d'estre bonne luterienne": Mary of Hungary [1505–58] and Religious reform,* in: *The English historical review 109 (1994)* S. 275–307; Katherine Walsh / Alfred A. Strnad, *Eine Erasmianerin im Hause Habsburg,* S. 65.

(53) *Tibor Fabiny, Luthers Wirkungen,* S. 96.

(54) Friedrich Spitta, *Die ungarischen Königslieder: ein Blatt aus der hymnologischen Geschichte der Reformationszeit,* in: *Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst 14 (1910)* S. 325-343.

lutherischen Haltung der Königin nicht erhärtet, vielmehr sprechen einige Indizien eher für die Annahme einer Via-media-Position im Sinne des *„humanistischen Reformismus“* des Erasmus.[55] Der große Humanist Erasmus hat ihr denn auch - über Bitte von Henckel, der seit 1525/1526 mit ihm in Verbindung stand[56] – sein Werk *De vidua Christiana* (über den christlichen Witwenstand) gewidmet. Es ist davon auszugehen, dass Henckel seinen Meister auch über die Vorgänge am Reichstag informiert hat. Beide Parteien auf dem Reichstag haben auf Erasmus geblickt, um seine Einstellung zu den Reformanliegen der Wittenberger zu erfahren. Mit Luther hatte er zwar gerade die Klingen gekreuzt und 1524/25 die berühmte Kontroverse über den freien oder geknechteten Willen des Menschen ausgefochten: *Diatribe de libero arbitrio* (Vom freien Willen); *De servo arbitrio* (Vom verknechteten Willen); dabei kam es zu einer eindeutigen Scheidung der beiden um die Reform der Kirche ringenden Persönlichkeiten. Für Erasmus, der die Willensfreiheit des Menschen als Grunddatum der Schöpfung vertreten hat, war die lutherische Sündenlehre mit ihrem *„Non posse non peccare“* und ihre harmatologische Perspektive von der Sünde als einer den Menschen versklavenden Gewalt nicht zu akzeptieren. Mehr noch aber schockte ihn die ungestüme Antwort Luthers, der ihn als Atheisten und Gottesleugner beschimpfte. War damit der Bruch mit Luther vollzogen und nicht mehr zu revidieren, so bedeutete es aber noch kein Nein zur Reformation insgesamt. Die Humanisten unter den Reformatoren, Melanchthon in erster Linie, mochten sich vielleicht noch Chancen ausrechnen, ihn für ihr Programm zu gewinnen.[57] Beide Seiten reklamierten ihn als Bundesgenossen, richteten Briefe an ihn. Insgesamt sind 18 Briefe von Augsburg nach Freiburg im Breisgau abgegangen, wo der Humanist nach dem Wegzug von Basel 1529, infolge der Einführung der Reformation, Wohnung genommen hatte. Henckel korrespondierte mit Erasmus über das Abendmahl und über die drängenden Fragen der Kirche. Aus der Korrespondenz ergibt sich eine weitgehende Übereinstimmung in der Sorge um die Einheit der Kirche; es war sozusagen ein Gebot der Stunde angesichts der virulenten Türkengefahr in seiner Heimat. Nach dem Reichstag trennten sich aber seine Wege von denen der Königin, die als Statthalterin nach Holland übersiedelte. Henckel aber wurde nach einer vorübergehenden Tätigkeit (1531–1533) als Pfarrer in Schweidnitz / Świdnica Domherr in Breslau, eine Pfründe, die ihm durch die Fürsprache der Königin zuteil wurde. Er hatte sich schon 1527 in einem Brief an den Breslauer Domherrn Johannes Hess als Sympathisant der Reformation deklariert und wurde deshalb vielfach für die *„Neugläu-*

(55) So zuletzt die große Studie von Katherine Walsh und Alfred A. Strnad 1998: *Eine Erasmianerin im Hause Habsburg.*

(56) Adalbert Hudak, *Der Hofprediger Johannes Henckel und seine Beziehungen zu Erasmus von Rotterdam,* in: Kirche im Osten 2 (1959) S. 106–113.

(57) Heinz Scheible, *Melanchthon zwischen Luther und Erasmus (1984),* jetzt in: ders., *Melanchthon und die Reformation,* Mainz 1996, S. 171–196, 194 f.

bigen“ reklamiert;[58] wenigstens temporär dürfte dies auch zugetroffen haben. Die jüngsten Forschungen[59] haben freilich ergeben, dass er den dritten Weg verkörperte: jenen des *Humanismus*, den Weg des Desiderius Erasmus von Rotterdam (1469–1536).

LEONHARD STÖCKEL IN WITTENBERG

Dass es auch Wege gegeben hat, die vom Humanismus ins Zentrum der reformatorischen Theologie führten, kann am Beispiel von Stöckel gezeigt werden.

Als er 1529 seine Heimat verließ, um in Breslau sein Studium fortzusetzen, hatte die Reformation schon längst in Oberungarn Fuß gefasst. 1524/25 ist eine reformatorische Wirksamkeit in Bartfeld nachzuweisen, denn schon anfangs 1525 verbietet die königliche Kanzlei dem Rat der Stadt, *„irgendeinem Krakauer Magister zu gestatten, lutherische Irrlehren zu verbreiten“*. Der Krakauer Magister wird nicht mit Namen genannt, es war Wolfgang Schustel, der 1504 in der Universitätsmatrikel von Krakau als ungarischer Student aus Kaschau aufscheint, der nach Abschluss seiner Studien als Kaplan nach Bartfeld geholt wurde und sich als Befürworter einer *magisterialen Reformation* zu erkennen gab.[60]

In demselben Jahr 1529 waren zwei Charismatiker der neuen Bewegung in dieses Gebiet im ehemaligen Oberungarn (heute Ostslowakei) zurückgekehrt: der um die Reformation der Zips hochverdiente Georg Leudischer / Leutscher (+1560),[61] der 1530 zum Pfarrer in Käsmark gewählt wurde. Der zweite Rückkehrer war der in seiner Wirkung sehr unterschiedlich beurteilte Andreas Fischer (+1541), ein Anabaptist, der eine generelle Reform von Kirche und Gesellschaft unter strikter Befolgung des Dekalogs forderte.[62] Ich erwähne dies, um die Dynamik der Zeit zu illustrieren: Wir haben es längst

(58) Gustav Bauch, *Dr. Johann Henckel, der Hofprediger der Königin Maria von Ungarn,* in: *Ungarische Revue 4 (1884)* S. 599–627; ähnlich auch noch Peter F. Barton, *Martin Luther und der Südosten,* in: Georg / Renate Weber (Hgg.), *Luther und Siebenbürgen. Ausstrahlungen von Reformation und Humanismus nach Südosteuropa (= Siebenbürgisches Archiv 19),* Köln – Wien 1985, S. 3–35, 15 (Henckel als „pointierter Lutheraner“).

(59) In diesem Sinne zuletzt Milica Bodnárová, *Spišský rodák Ján Henckel,* in: Peter Švorc (Hg.), *Die Zips in der Kontinuität der Zeit,* S. 281 ff.

(60) Ilpo Tapani Piirainen / Vendelín Jankovič, *Reformationsbriefe aus Bardejov/Bartfeld,* in: *Neuphilologische Mitteilungen 92 (1991)* S. 501–511, 502; Miloslava Bodnárová, *Die Reformation in den ostslowakischen königlichen Städten in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts,* in: Schwarz /Švorc (Hg.), *Die Reformation und ihre Wirkungsgeschichte in der Slowakei,* S. 22–35; D.P. Daniel, *Bartfeld / Bardejov zur Zeit der Reformation,* in: ebd. S. 41.

(61) Daniel Veselý, *Georg Leudischer – ein lutherischer Prediger in der Zips,* in: Schwarz / Švorc (Hg.), *Die Reformation und ihre Wirkungsgeschichte in der Slowakei,* S. 67–79.

(62) Daniel Liechty, *Andreas Fischer and the Sabbatarian Anabaptists,* Scottdale 1989.

nicht mehr mit *einer* reformatorischen Bewegung zu tun, sondern mit einer Mehrzahl an reformatorischen Bewegungen mit unterschiedlichen Profilen: Neben den Oberdeutschen und Schweizer Reformierten die Anhänger einer „radikalen Reformation", Thomas Müntzer, dann die Wiedertäufer = Anabaptisten, die gerade in dem Gebiet Alt-Ungarns eine ganz erhebliche Bedeutung erlangten, schließlich eine radikale Gruppe derselben, die sich außerhalb der Konfessionalität stellte: die *Antitrinitarier* in Siebenbürgen[63] – – oder die *„Spiritualisten"* um Caspar von Schwenckfeld (1489–1561) in Schlesien: über alle diese Seitenströme der Reformation, deren *„linker Flügel"* sie heutzutage bezeichnet werden, verhängte Luther sein schärfstes Verdikt und tat sie als *„Schwärmer"* und Schwarmgeister ab.

Luthers theologische Erkenntnis von der Rechtfertigung des sündigen Menschen aus Gottes Gnade allein *(sola gratia)* und allein durch den Glauben *(sola fide)* aufgrund der Heiligen Schrift *(sola scriptura)* bildete die theologische Grundlage für verschiedene Schlussfolgerungen. Vor allem das Schriftprinzip, die Rückbindung an die Heilige Schrift, die ja nur aufgrund der biblischen Sprachkenntnisse des Humanismus (*ad fontes!* - zurück zu den Quellen) wieder entdeckt wurde und durch die Bibelübersetzung Luthers populär werden konnte, führte zu eminent kirchenkritischen Konsequenzen; es war ein Prinzip von revolutionärer Kraft, aus ihm leitete sich die Lehre vom allgemeinen Priestertum ab, die sich gegen den hierarchischen Aufbau der katholischen Kirche und den Vorrang des geistlichen Standes richtete. Hier setzten die „Schwärmer" ein und stellten ihren religiösen Individualismus, ihre Vorstellung von (ämterlosen) „Gemeinden der geisterfüllten Heiligen", gegen die Kirche und zwar sowohl in ihrer überkommenen römisch-katholischen als auch in ihrer neu gewonnenen reformatorischen Gestalt.

Zum Jahr 1529 ist schließlich noch nachzutragen, dass die Türken bis nach Wien vordrangen und die kaiserliche Residenzstadt belagerten. Luther veröffentlichte die Schrift: *Vom Kriege wider die Türken* (WA XXX/II, 116, 129 ff.). Das heißt: die Entwicklung der Reformation im Königreich Ungarn erfolgte unter der ständigen Bedrohung von Seiten der Türken, die seit 1526 die Mitte des Landes besetzt hielten.[64] Und auch der Kampf um die ungarische Königskrone zwischen dem von der Mehrheit des ungarischen Adels gewählten Johann Zápolya (+1540) und dem Bruder des Kaisers, dem aufgrund eines Erbvertrags zwischen dem Haus Habsburg und dem Haus Jagiello den

(63) Ludwig Binder, *Studien zur siebenbürgischen unitarischen Religionsgemeinschaft im 16. Jahrhundert,* in: *JGPrÖ 90 / 91 (1975), S.* 92–104.

(64) Carl Göllner, *Die Türkenfrage im Spannungsfeld der Reformation,* in: *Südostforschungen 24 (1975),* 61–78; ders., *Die Türkenfrage in der öffentlichen Meinung Europas im 16. Jahrhundert,* Bucuresti / Baden-Baden 1978; Ernst-Dieter Petritsch, *Das Osmanische Reich und Siebenbürgen im Reformationszeitalter,* in: Leppin / Wien (Hg.), *Konfessionsbildung und Konfessionskultur in Siebenbürgen,* S. 15–23.

Thron beanspruchenden Ferdinand von Österreich hat den Fortgang der Reformation begünstigt, denn obzwar beide Thronprätendenten „Altgläubige“ waren, mussten sie den „Neugläubigen“ Zugeständnisse einräumen, um sie als Bündnispartner zu gewinnen.

Stöckel saß drei Jahre im Wittenberger Hörsaal, danach wurde er über Empfehlung Melanchthons Lehrer an der 1525 gegründeten Schule in Eisleben; gelegentlich findet sich, angefangen in der *Matricula Molleriana*, der Hinweis, Stöckel hätte sogar das Rektorat dieser Schule zwischen 1534 und 1536 wahrgenommen.[65] Er sei sozusagen in seiner Funktion als Rektor mit dem dortigen Pfarrer Johannes Agricola Islebius (1494–1566) in Streit geraten, doch diese Annahme übersieht, dass der *„Magister Eisleben“* nicht Pfarrer, sondern Rektor der Lateinschule gewesen ist, bevor er Mitte Dezember 1536 nach Wittenberg übersiedelte66. Mag demnach Stöckel in Eisleben als Lehrer an der Seite des Rektors Agricola gewirkt haben, so war sein Wirken jedenfalls durch diesen sogenannten *Antinomistischen Streit* zwischen Melanchthon und Agricola beeinträchtigt und überschattet:[67] Agricola lehrte, dass man das Gesetz und die Predigt des Gesetzes aus der christlichen Kirche der Wiedergeborenen verbannen soll. Irritiert verließ Stöckel diese Stadt, um in Wittenberg seine Studien fortzusetzen, ehe er in seine Heimat zurückkehren wollte.[68] In diese Zeitspanne fällt der Studienaufenthalt des jüngeren Bruders Petrus Stöckel, der 1536 an der Leucorea immatrikuliert wurde. In diese Zeitspanne fällt auch eine kurze Tätigkeit als Privatlehrer in der kurfürstlichen Familie - nota bene über Empfehlung Melanchthons, der deshalb einen Wechsel nach Bartfeld ablehnte.

1538/39 wechselten zahlreiche Briefe zwischen Bartfeld und Wittenberg, darunter die erste Einladung an Stöckel, das Rektorat an der Schule seiner Heimatstadt zu übernehmen. Er scheint sich mit Melanchthon über diese Berufung beraten zu haben; jedenfalls antwortete dieser an seiner Stelle und bat die Bartfelder um Geduld,[69] denn Stöckel würde von seinem Dienstgeber noch nicht freigegeben werden. Doch diese ließen nicht locker und erneuerten die Einladung mit Schreiben vom 11. Jänner 1539. Stöckel reagier-

(65) Johann Samuel Klein, *Nachrichten,* I, 186, so auch David Paul Daniel, Bartfeld: *Bardejov zur Zeit der Reformation, 43.*

(66) Heinz Scheible, *Melanchthon,* S. 44. 83; Joachim Rogge, *Innerlutherische Streitigkeiten um Gesetz und Evangelium, Rechtfertigung und Heiligung,* in: Helmar Junghans (Hg.), *Leben und Werk Martin Luthers (wie Anm. 1),* S. 187–204. 785–787, 194 f.

(67) Scheible, *Melanchthon neben Luther (1994),* jetzt in: ders., *Melanchthon und die Reformation,* Mainz 1996, S. 153–170, 162 ff.

(68) Škoviera, *Epistulae Leonardi Stöckel,* Nr. 23, S. 318 ff., 319; vgl. auch Hajduk, *Melanchthon und Stöckel,* 172.

(69) Schreiben Melanchthons vom 23. Februar 1538 an den Stadtrat von Bartfeld – Abel, Unedierte Briefe, S. 715 f.; Scheible, *Melanchthons Briefwechsel Bd. 2,* Stuttgart-Bad Cannstatt 1978, Regest Nr. 2001, S. 356. Insgesamt dazu Hajduk, *Melanchthon und Stöckel,* 172 f.

te knapp, ohne einer Antwort von Melanchthon vorgreifen zu wollen. Auch Luther, an den sich die Bartfelder ebenso gewendet hatten, rät nun zur Rückkehr;[70] nun lenkte offenbar auch Melanchthon ein und empfahl ihn dem Stadtrat mit Schreiben vom 23. Mai 1539, auch wenn er für Stöckel lieber eine Aufgabe an seiner Universität gesehen hätte.

STÖCKELS RÜCKKEHR 1539 – REFORMATION DER SCHULE

Stöckel machte sich auf den Weg, eine gleichzeitig eingegangene Berufung nach Breslau ließ er völlig außer Betracht, im Juni 1539 kehrte er nach Bartfeld heim, um dort ab Herbst 1539 das Reformationswerk in Angriff zu nehmen. In der Zipser Chronik findet dieser Vorgang einen lapidaren Niederschlag[71]: *„Anno 1539. Hatt gelebet Herr Leonhardus Stöckel von Bartfeld ein Schüler Lutherj, welcher die 5 freyen Städte zur Augspurgischen Confession gebracht.“* Den Anfang nahm er bei der Schule; seine *Leges scholae Bartphensis*[72] (1540) sind der sprechende Beleg für sein Bemühen, das Schulprogramm der Reformation, wie es im *Unterricht der Visitatoren, an die Pfarrherrn im Kurfürstentum* Sachsen von Philipp Melanchthon (1527) proklamiert worden war,[73] für seine Heimat zu adaptieren, auch in Käsmark und Eperies kam Stöckels Schulordnung zum Tragen.[74] Wirkungsgeschichtlich bedeutsam war schon 1524 der Aufruf Luthers gewesen: *„An die Ratsherren aller Städte deutsches Lands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen“* (WA XV, 29 ff.), der alsbald die Grafen von Mansfeld veranlasste, in Luthers Geburtsstadt Eisleben 1525 eine Lateinschule zu gründen,[75] erst recht 1530 die Schrift: *„Sermon oder Predigt, daß man die Kinder zur Schule halten solle“*, in der er Elementarunterricht für alle Kinder, Knaben und Mädchen gleichermaßen forderte.

Die Reformation musste nicht bei Null anfangen, sondern konnte auf den Leistungen von Renaissance und Humanismus aufbauen[76]. Es wurden die gegen Ende des

(70) *WA Br. VIII, 406–409, Nr. 3321* – dazu Keller, *Luther als Seelsorger,* 72 f.; vgl. schon Fabiny, *Luthers Beziehungen zu Ungarn,* 645.

(71) Caspar Hain, *Zipserische oder Leütschaverische Chronica,* S. 82.

(72) Abgedruckt in: Johann Samuel Klein, *Nachrichten,* I, S. 332–341.

(73) Johann Liptak / Roland Steinacker, *Das deutsche evangelische Schulwesen in der Slowakei,* Stuttgart 1957, S. 9.

(74) Johann Liptak, *Geschichte des deutschen evangelischen Gymnasiums A.B. in Kesmark, 1931,* Nachdruck hg. von Ernst Hochberger, Sinn 1983, S. 4 ff.; Peter Vajcik, *Školstvo, študijné a školské poriadky na Slovensku v XVI. storočí,* Bratislava 1955, S. 59–67.

(75) Heinz Scheible, *Melanchthon,* München 1997, S. 44.

(76) David P. Daniel, *The impact of the Protestant reformation on education in Slovakia,* in: *Slovakia 34 (1989/90) Nr. 62/63,* 9–27, 16; Zuzana Kollárová, *Die evangelischen Schulen in der Geschichte der Zips,* in: Schwarz / Švorc (Hg.), *Die Reformation und ihre Wirkungsgeschichte in der Slowakei,* S. 125–136.

15. Jahrhunderts errichteten Erziehungs- und Bildungsinstitutionen, die im wesentlichen der Klerikerausbildung dienten, einem Transformationsprozess unterworfen. Weniger die Klosterschulen als vielmehr die städtischen Kirchenschulen, die auch zahlenmäßig stärker ins Gewicht fielen, wurden für die spätere Entwicklung wegweisend: die Schulen von Käsmark, Bartfeld, Leutschau, Kaschau und Kremnitz / Kremnica / Körmöcbánya, Neusohl / Banská Bystrica / Besterczebánya und Schemnitz/Banská Štiavnica/ Selmecbánya in der heutigen Mittelslowakei. Am Ende des 15. Jahrhunderts können 30 solcher Kirchenschulen gezählt werden, zu denen elf weitere Gründungen in den ersten beiden Dekaden des 16. Jahrhunderts hinzukamen, sowie dreizehn Dorfschulen. Sie ließen sich durchaus mit *Trivialschulen* in Deutschland vergleichen, deren Name vom *„trivium“* der Fächer Grammatik, Rhetorik und Logik abzuleiten ist. Es sind also Schulen, die zum *„quadrivium“*: Arithmetik, Musik, Geometrie, Astronomie, zur Akademieausbildung hinführen. Dieses klassische Modell der *„sieben freien Künste“*, der *septem artes liberales* wurde beibehalten, allerdings mit dem Geist der Reformation gefüllt.

Vor 1520 sieht David P. Daniel die Existenz von Schulen an mindestens 50 Orten in der Slowakei als nachgewiesen, zu ihnen gesellten sich weitere mindestens 83 Schulen, die zwischen 1520 und dem Ende des Jahrhunderts gegründet wurden, davon die überwiegende Mehrheit, nämlich 63, nach 1550. Davon waren höchstens zehn Schulen katholisch, einschließlich der Akademie, die der Erzbischof Miklós Oláh 1558/1561 in Tyrnau/Nagyszombat/Trnava gründete und in der die Jesuiten das humanistische Schulprogramm übernahmen. Mehr als hundert Schulen aber waren protestantisch, sie waren eingerichtet durch Stadtmagistrate oder auch durch Adelige, die zum Luthertum konvertiert waren. Hier ist an die Familien Illesházy, Thurzo, Révay, Balassa, Radvan, Mariássi zu denken - oder um zwei andere Beispiele zu nennen: die Eliteschule der Familie Perényi in Sárospatak oder die Schule des Gregor Horváth-Stanšič (1558-1597) auf seiner Burg in Nehre/Strážky/Nagyör, ein Hort des orthodoxen Luthertums - gegenüber einer stärker melanchthonisch geprägten Konkurrenz in Käsmark.

Nach dem Vorbild der Wittenberger richtete Stöckel ein dreistufiges Schulsystem (drei Abteilungen oder, wie es bei Melanchthon hieß: *Haufen*) ein, wobei Latein als Unterrichtssprache diente und im Mittelpunkt stand: nicht Deutsch, nicht Griechisch, nicht Hebräisch soll getrieben werden, wie es noch die Eislebener Schulordnung von 1525 vorsah, diese Vielfalt würde die „armen Kinder beschweren“, „multum, non multa“, viel (d.h. gründlich), nicht vielerlei soll geboten werden, heißt es in Melanchthons Kursächsischer Schulordnung von 1528. Es ist das so vorzustellen, dass die Schüler nicht jährlich von einer Stufe in die nächste wechselten, sondern vom Curriculum: vom Erlernen des Lesens und Schreibens anhand einer lateinischen Fibel in der ersten Stufe zum Studium der Grammatik in der zweiten Stufe und zur Dialektik und Rhetorik in der dritten Stufe. Jeder Schüler konnte erst dann in die höhere Stufe aufsteigen, wenn er mit dem Lehrinhalt vertraut war. In die dritte Stufe gelangten nur die fähigsten, die sich dann Vergil

und Ovid, vor allem aber Cicero *(De officiis)* zu widmen hatten. Die klassische Bildung und ein tugendhaftes und frommes Leben der Jugendlichen erscheint das vordringliche Bildungs- und Erziehungsziel, dazu kommt die Eloquenz, die durch Deklamationen und regelmäßigen Disputationen gefördert wird. Man spricht von *„Rhetorenschulen“*, [77] die zu einer sapiens et eloquens pietas ausbildeten, mithin auch eine Argumentationsfähigkeit *(artes dicendi, scribendi et legendi)* für Glauben und Recht anstrebten. Die Redegewandtheit wurde durch Cicero vermittelt; die Sorge für die klassische Rhetorik oblag Stöckel selbst; eine Bearbeitung der Offizien des Cicero hat er herausgegeben:[78] *Compendium officiorum Ciceronis.*

Die Curricula dieser Lateinschulen folgten den humanistischen pädagogischen Grundsätzen und führten die Schüler durch Vorschrift, Beispiel und Imitation von den Anfangsgründen des Lesens und Schreibens über Grammatik und Rhetorik zu den Kenntnissen der Dialektik und schließlich der Theologie.[79] Über allem aber steht als Hauptgrundsatz: *Prima debet esse cura scholasticis timor dei, qui est initium sapientiae.*

Der festgestellten Konfessionalisierung der Erziehung stand indes eine bewusste Laisierung der Schulaufsicht und -verwaltung gegenüber. Schon vor der Reformation des Schulwesens hatte sich an der Trägerschaft der Schulen ein tief liegender Wandel durchgesetzt: die alten Kirchen- und Klosterschulen wurden in städtische Lateinschulen umgewandelt, die sich dann als Kristallisationskerne der Reformation erwiesen. Ihren Unterhalt und ihre Verwaltung wurde durch Laien getragen. Mit den Dreißigerjahren des 16. Jahrhunderts beginnend wächst den Stadtmagistraten oder einzelnen Adeligen, die als Schulpatrone fungierten, die Verantwortlichkeit für das Schulwesen zu; sie setzen sie regelmäßig im Sinne der Reformation ein, die über die Städte und deren Schulen Einzug hält. Sie beanspruchten in der Folge auch das Recht, den Schulrektor zu ernennen und dessen Amtsführung zu beaufsichtigen, die Schulordnung festzulegen sowie die Unterrichtsmittel auszusuchen, den Personalbedarf zu prüfen und die Schulvisitation zu ordnen.

Stöckel verfasste noch mehrere pädagogische, humanistische und theologische Werke:[80]

– das bedeutendste davon ist sein Kommentar zum systematischen Hauptwerk seines Freundes „Loci communes“: *Annotationes locorum communium doctri-*

(77) Der Ausdruck stammt aus Straßburg und reflektiert die humanistische Methode des Straßburger Schulmannes Johannes Sturm, dessen Einfluss auf die Schulbildungen in Ostmitteleuropa nachgewiesen ist: Barbara Sher Tinsley, *Johann‘s Sturm‘s method for humanistic pedagogy,* in: *Sixteenth century Journal 20 (1989) 1,* S. 23–39.

(78) Škoviera, *Leonard Stöckel und die Antike,* S. 41–58.

(79) Daniel, *The impact,* S. 17.

(80) Ein Verzeichnis der Werke Stöckels findet sich bei Škoviera, *Epistulae L. Stöckel,* S. 279 f.

nae Christianae Philippi Melanchthonis (Basel posthum 1561).

- Er verfasste weiters einen Katechismus: *Catechesis D. Leonarti Stockelii pro iuventute Barthphensis composita* (Bartfeld um 1556),
- *Apophthegmata illustrium virorum expositione Latina et rythmis Germanicis illustrata per Lenartum Stoekelium, scholae Bartphanae rectorem* (Breslau posthum 1570), sein wichtigstes pädagogisches Werk,[81]
- *Formulae tractandarum sacrarum concionum per Euangelia communium feriarum totius anni in usu Ecclesiae Christi collectae authore Leonarto Stöckel* (Bartfeld posthum 1578), [82]
- schließlich als „Resumé seines Lebenswerkes“ ein katechetisches Predigtbuch: *Postilla seu ennarationes erotematiacae epistolarum et evangeliorum tam dominicalium quam festorum dierum, quibus etiam nonnulli sermones in festis sollemnioribus utiles adiuncti sunt* (Bartfeld posthum 1596).

DIE CONFESSIO PENTAPOLITANA

Abschließend soll ein kurzer Blick die *Confessio Pentapolitana*[83] geworfen werden, die für das theologische Hauptwerk des Bartfelder Reformators gehalten wurde.

Die theologischen Differenzen zwischen Zwingli und Luther, die sich 1529 in Marburg vor allem am unterschiedlichen Abendmahlsverständnis artikulierten, bedeuteten eine große theologische Herausforderung. Ihr stellten sich Philipp Melanchthon und Martin Bucer aus Straßburg. 1536 war es in Wittenberg zur Erarbeitung einer Abendmahlskonkordie gekommen, die Melanchthon 1540 in seine Neubearbeitung der Confessio Augustana *(Confessio Augustana variata)* „hineingeschrieben“ hat. Dieser Interpretationskampf um das rechte Verständnis der Gegenwart Christi in Brot und Wein schlug seine Wellen bis nach Oberungarn. Alle Seiten beriefen sich auf Melanchthon, der hier nicht unwesentlich von Luther abwich.[84] Diese Abweichungen waren auch der

(81) Daniel Škoviera, *Sprüchesammlung Apophthegmata von Erasmus in der Bearbeitung von Leonard Stöckel,* in: *ZFFUK GLO IX/X (1977/78),* Bratislava 1979, S. 87–112.

(82) Škoviera, *Stöckelova formula vianočnej kázne,* in: *Teologický zborník k 75. narodeninám Prof. ThDr. Karola Gábriša,* Banská Bystrica 1995, S. 85–95.

(83) Dazu eingehend Hajduk, *Confessio Pentapolitana;* ders., *Confessio Pentapolitana. Vznik Pentapolitany,* in: Karol Gábriš / Rudolf Koštial (Hg.), *Služba Cirkvi. Zborník venovaný Prof. Dr. Jánovi Michalkovi,* Lipt. Mikuláš-Bratislava 1982, S. 69–82; Daniel Veselý, *Dejiny kresťanstva a reformácie na Slovensku,* Lipt. Mikulaš 2004, S. 122 f. – zuletzt dazu Suda, *Der Melanchthonschüler Leonhard Stöckel,* 50 ff.

(84) Dazu eingehend Wilhelm H. Neuser, *Melanchthons Abendmahlslehre und ihre Auswirkung im unteren Donauraum,* in: *Zeitschrift für Kirchengeschichte 84 (1973),* 49-59.

Grund, weshalb sich der Obergespan des Turtzer Komitats Franz Révay (+1553) direkt an Luther wandte und seine Irritiertheit in dieser Frage bekannte. Luther forderte ihn zur Standhaftigkeit auf und warnte ihn, in Glaubenssachen der Vernunft das Richteramt zuzubilligen.[85] Als Révay bald darauf den Theologiestudenten Jacobus Szegedinus zu Luther schickte, um authentische Informationen zu erhalten, verfasste dieser ein längeres Schreiben mit sieben Punkten über das Abendmahl (WA Br. VIII, 296–298).

Ähnlich wie Melanchthon, der eine deutliche Vermittlungsposition in der Abendmahlsfrage einnahm, wurde auch dem Matthias Devai nachgesagt, dass er eine *media sententia* lehre. Er wurde darob sogar bei Luther verklagt.[86] Die ältere Literatur nahm Stöckel als Verfasser dieses nicht mehr erhaltenen Briefes an Luther an.[87] Möglicherweise aber war es der in Wittenberg[88] für Eperies ordinierte Bartholomäus Bogner (+1557), ein aus Kronstadt / Brasso in Siebenbürgen stammender Theologe, von dem der Anstoß zu diesem Schreiben nach Wittenberg ausgegangen ist. Luthers Antwort ist nach Eperies gerichtet und sie klagt bitter über die theologische Volte, die Matthias Dévai nachgesagt wurde. Es ist müßig, über diese häufig verhandelte Frage weiter nachzudenken: Ob er tatsächlich den Weg zur reformierten Abendmahlstheologie eingeschlagen habe oder der melanchthonischen Deutung gefolgt sei, ihr vielleicht eine leichte persönliche Färbung verliehen habe. Denn er ist bald darauf 1545 verstorben, der ersten lutherischen Synode in Ungarn, jener von Erdöd (1545), hat er aber den Weg gewiesen; in der *Confessio Augustana variata* von 1540 hatte diese ihre dogmatische Grundlage gefunden.[89] Dass er, wiewohl er dem Humanismus Melanchthons näherstand, *Lutherus Hungaricus* genannt wurde (Christian Schesaeus), zählt zu den Rätseln der an Rätseln reichen ungarischen Kirchengeschichte.

Die Confessio Pentapolitana wurde ebenfalls im Geist Melanchthons verfasst.[90] Den Hintergrund bildete das strenge Gesetz des Landtags 1548; denn der König meinte nach der Niederlage der evangelischen Reichsstände im *Schmalkaldischen Krieg* 1547 mit Rückendeckung seines kaiserlichen Bruders die „Religionsfrage" im Königreich Ungarn zu lösen. Der Gesetzesartikel richtete sich gegen Anabaptisten, Antitrinitarier und gegen die als *Sacramentierer* verballhornten Reformierten; alle genannten konfessionellen Dis-

(85) *Die wichtigsten Schicksale der Ev. Kirche A.B. in Ungarn…*, Leipzig 1828, S. 118 ff.

(86) Scheible, *Melanchthons Beziehungen,* 282–284.

(87) Erhalten ist hingegen ein Brief Stöckels an Revay vom 2. Februar 1544, in dem er den Begriff „media sententia" prägte und auf Devai bezog: *Monumenta Ecclesiastica Hungarica,* Bd. IV, S. 338.

(88) Scheible, *Melanchthon,* S. 180.

(89) Emmerich Tempfli, *Melanchthon und die Synode von Erdőd 20. September 1545,* in: Günter Frank / Martin Treu (Hg.), *Melanchthon und Europa,* Stuttgart 2001, S. 203–221, 205.

(90) Die wichtigste Edition ist von Viktor Bruckner durchgeführt worden: *Die oberungarischen Glaubensbekenntnisse und die Confessio Augustana,* in: ders. (Hg.), *Gedenkbuch anläßlich der 400-jährigen Jahreswende der Confessio Augustana,* Leipzig 1930, S. 1–67.

sidenten wurden zur Verbannung verurteilt. Als der König daraufhin Kommissäre veranlasste, das religiöse Leben im Lande zu überprüfen und die dabei aufgespürten Häretiker zu vertreiben, da beeilten sich die Lutheraner, ihre orthodoxe Lehre darzustellen. Sie beauftragten, so die bis vor kurzem unbestrittene Meinung der Reformationshistoriker, den kompetentesten Theologen ihrer Kirche, diese Dokumentation ihrer Rechtgläubigkeit zu verfassen: den Rektor der Bartfelder Schule Leonhard Stöckel. Dieser hatte schon 1539 eine geschlossene Annahme der Confessio Augustana durch die Theologen der fünf königlichen Freistädte erwirkt.

1547 hatte auch der „altgläubige" Senior der Zipser Bruderschaft Georg Moeller seinen hinhaltenden Kampf gegen die Neuerer aufgegeben. Er schuf damit die Voraussetzung, dass sich die Bruderschaft institutionell der Reformation anschließen konnte. Noch 1541 hatte er bitter in seiner Matricula Molleriana vermerkt, dass in der Zips keine katholischen Prediger aufzutreiben seien und noch 1543 wurde der Leutschauer Apotheker nach Wien geschickt, um ein *Privilegium contra Lutheranos* zu erwirken. Im darauffolgenden Jahr dankte der Zipser Propst Johann Horvath ab, ursprünglich der Prototyp eines prunksüchtigen Renaissancekirchenfürsten, der seinen Geistlichen schwere finanzielle Lasten aufgebürdet hatte, um seinen luxuriösen Lebenswandel zu finanzieren. Er heiratete eine Leutschauer Bürgerstochter und wurde evangelisch: *Das helle Licht des Evangeliums sei in Leutschau aufgegangen*, heißt es in der Chronik des Caspar Hain.

Die Verfasser der Confessio Pentapolitana folgten den orthodoxen Formulierungen Luthers und erläuterten so die theologischen Loci; sie verfuhren dabei sehr ausgleichend und unterließen jede Polemik gegen die Katholiken.

Wichtig war die Einstellung zur Abendmahlslehre und hier die Frage der Gegenwart Christi in den Elementen Brot und Wein: Hier bekennt sich die *Confessio Pentapolitana* zur Realpräsenz Christi im Sinne der *Confessio Augustana invariata* von 1530, nicht zur weiterentwickelten Fassung von 1540, unter der auch die Reformierten Platz gefunden hätten. So aber formulierte Stöckel in seinen Annotationes:[91] *Coena Domini est sacramentum, in quo cum pane & vino Christus suum corpus manducandum…* Diese auffallende Differenz, aber auch zahlreiche Unterschiede im Sprachgebrauch und bei der Auswahl der Bibelstellen veranlasste Max Josef Suda zur These, dass Stöckel nicht der Verfasser der Confessio Pentapolitana sein könne. Immerhin ist seine Mitarbeit aber nicht ausgeschlossen, möglicherweise ist sie das Ergebnis einer Kooperation zwischen ihm und dem Bartfelder Theologen Michael Radašin (1510–1566), der als Vorsitzender der Synode 1549 den königlichen Gesandten die Confessio Pentapolitana überreichte.[92]

(91) Leonhart Stöckel, *Annotationes Locorum communium doctrinae Christianae Philippi Melanchthonis* (Basel 1561), p. 130, zit. bei Suda, *Wer verfasste die Confessio Pentapolitana?*, S. 22; Jenő Sólyom / Zoltán Csepregi, *Az Ötvárosi Hitvallás,* in: Theologiai Szemle 42 (1999) 5, S. 283–294.

(92) Daniel, *Bartfeld / Bardejov zur Zeit der Reformation,* S. 46.

Diese hatte auch die Abendmahlspraxis der Altgläubigen unverändert gelten lassen, insofern drückte sie die denkbar größte Nähe zum Katholizismus aus. Denn der Gesetzartikel 5/1548 hatte die Herstellung der Religionseinheit auf der Grundlage der katholischen Lehre und der Unterdrückung der Ketzerei vorgesehen; der Gesetzartikel 11/1548 nannte aber als Ketzer die *Lutheraner* ausdrücklich nicht, weshalb sich jene als toleriert betrachteten. Die *Confessio Pentapolitana* wurde schließlich 1558 vom König und von mehreren Bischöfen anerkannt und bildete deshalb auch die Grundlage für zwei weitere Bekenntnisschriften, die *Confessio Montanarum civitatum [Confessio Montana, Confessio Heptapolitana]* (1559), das Bekenntnis der sieben Bergstädte in der Mittelslowakei: Kremnitz, Schemnitz, Neusohl, Libethen / Libetbánya / L'ubietová, Pukkanz / Bakabánya / Pukanec, Königsberg / Ujbánya / Nová Baòa und Dilln / Bélabánya / Banská Belá, verfasst von Ulrich Cubicularius / Kammerknecht[93] aus Schemnitz – und die *Confessio Scepusiana* (1568), das Bekenntnis der 24 Zipser Städte, verfasst von den beiden Melanchthonschülern Valentin Megander / Grossmann und Martin Cyriak Obsopäus / Koch.[94]

Alle drei Bekenntnisse wiederholten nicht einfach wörtlich die Confessio Augustana, sie basierten aber auf dieser und sie waren bemüht, den Unterschied zwischen Rom und Wittenberg nicht zuzuspitzen. Als vor 1980 die Frage aufgeworfen wurde, ob die römisch-katholische Kirche anlässlich des Augustana-Jubiläums dieses Bekenntnis als katholisches Bekenntnis anerkennen könnte, da ist mit Recht auf die *Confessio Pentapolitana* verwiesen worden. Damit hätte die „katholische Kirche lutherische Glaubensinhalte schon anerkannt“. [95]

Mit diesem Brückenschlag in die Gegenwart sei dieser Beitrag zu Ehren von Professor Ilpa Tapani Piirainen abgeschlossen. Die Bekenntnisse der Reformationszeit waren Dokumente zur Beweisführung der eigenen Orthodoxie und Orthopraxie, Dokumente zur Abgrenzung von heterodoxen Lehrmeinungen – sie sind Dokumente nicht nur der Kirchengeschichte, sondern auch der allgemeinen Kulturgeschichte der Slowakei, an deren Erforschung er mit sprachwissenschaftlicher und rechtshistorischer Fachkompetenz, aber auch mit theologischem Interesse beteiligt war und ist.

(93) Klein, Nachrichten, I, S. 80–86.

(94) Klein, Nachrichten, I, S. 241–248 vermutet, dass er ein Schüler Stöckels in Eisleben gewesen sei. - Vgl. zur letztgenannten Bekenntnisschrift auch Pál I. Fónyad / Remi Kick, in: Peter F. Barton / László Makkai (Hg.), *Ostmitteleuropas Bekenntnisschriften der Evangelischen Kirche A. und H.B. des Reformationszeitalters III/1: 1564–1576,* Budapest 1987, S. 223–236.

(95) Der um die Kirchengeschichte der Zips / Spiš hoch verdiente Kirchenhistoriker Adalbert Hudak stellte sogar die These auf, dass es für Rom leichter wäre, das reformatorische Grundbekenntnis anzuerkennen, wenn die Confessio Augustana durch die Confessio Pentapolitana ersetzt würde: Die katholische Kirche hat lutherische Glaubensinhalte schon anerkannt, in: *LWB Pressedienst Nr. 27/20. 8. 1979,* S. 2f.

Juraj Spiritza

Begegnungen eines Archivars mit den mittelalterlichen sowie frühneuzeitlichen deutschen Eigennamen in slowakischen Archiven

Professor Konrad Kunze, der an der Universität Freiburg in Breisgau deutsche Sprache und ältere deutsche Literatur lehrt, widmet sich auch der Namenkunde. Gleich am Anfang seines unlängst neu herausgegebenen Atlanten der Vor- und Familiennamen im deutschen Sprachgebiet stellt er fest, dass „der größte Teil des Wortschatzes aus Namen besteht [und die] „gehen“ jeden Menschen persönlich etwas „an [denn sie] sind ihm quasi auf den Leib geschriebene Geschichte und entwickeln als Kennzeichen des Individuums faszinierende Bedeutsamkeit.“

1. Das ausgedehnte und reich gegliederte Textsorten-Erbe der Selbstverwaltung der Städte in der Slowakei beweist, dass Kunzes Aussage auch im Zusammenhang mit ihrem mittelalterlichen oder frühneuzeitlichen Schrifttum seine Geltung nicht verliert. Aus synkretischen Gründen ist es wünschenswert ebenfalls auf die Kodizifierung eigener Rechtsordnungen in zahlreichen Städten nach mustergültigen deutschen Vorbildern,

auf die unzählige Vor- und Nachnamen, die auch ein Teil der historischen Verflechtung unseres Landes zum deutschen Sprachgebiet sind, hinzuweisen.

Nicht nur als Bücher angelegte deutschsprachige Aufzeichnungen der amtlichen Kommunikation, schriftlich festgehaltene Rechtshandlungen sowie Korpora, die der juristischen Absicherung der persönlichen Rechte und Pflichten der Bürger dienten (Einbürgerungsverzeichnisse, Grundbücher, Abschriften der letztwilligen Verfügungen, Rechnungsbücher, Steuerbücher usw.), sondern auch Urkunden, an die Stadt oder ihren Bürger adressierte litterae missiles, Herkunftsnachweise, Eheverträge, Schuldverschreibungen usw. erinnern an die nomina propria der einst im Gebiet der heutigen Slowakei heimischen Deutschen.

Eine ausgiebige, dabei nicht deutschsprachige Quelle der deutschen Vor- und Nachnamen ist auch das älteste erhaltene Buch der *Acta iudiciaria* der ostslowakischen Stadt Košice / Kaschau. Die darin enthaltenen 6210 zusammengefassten lateinischen Berichte über die Tagesordnungen eines der bedeutendsten Stadtgerichte im Lande vom 14. Juli 1393 bis zum 26. Juni 1405 erwähnen mehr als 20 000 involvierte Personen. Mehrere ihrer Beinamen (*Johannes BEYSDREK, BOESFFIRKIL*, wahrscheinlich wegen Fehlgeburt kinderlose *GOT-GIPT-GOT-NYMPT-IN, SCHEIS-IN-DEM-KLEIBIN, PETRUS SCHON-AWS-UND-EYN, Mathes SUCHENTOD, Michael TOTINREWBER* usw.) sind beredte Zeugen, dass bestimmte Männer, sogar auch Frauen, mit sehr bissigen Benennungen gekennzeichnet waren.

2. Zahlreiche Nachnamen (spätere Familiennamen) bestehen aus Ländern, Städten oder Gemeinden, aus deren die zugezogene Leute (bzw. ihre Vorfahren) stammten. Folgende Namen haben wir dem von 1427 bis 1529 geführten Protokoll mit der Beschriftung *Hie in disem puech sint verschriben alle geschaft, die erber lewt an iren leczten czeiten getan… haben und die unczebrochen…* beleiben schullen. *In der stat* [Bratislava] / *zu Prespurg* entnommen. Als Erblasser, Erben, Zeugen, Nachbarn, Gläubige, Schuldner usw. erscheinen in seinen purifizierten Texten z.B. *Simon OSTERREICHER*, Gursig [aus tschechischen Jiřík] *POHEM, Hanns PREWS, Paul REINISCHER, Gerger* [aus ungarischen Gergely] *UNGER, Niclas ZIPSER*. Die Nachnamen *AIGNER, DROPPAWER, EGERER, HAINBURGER, OLMUCZER (Hanns, prediger bey san Merten), PRANAWER* [aus Braunau im Waldviertel], *SALTZBURGER, WIENER, WOLFSTALER* usw. künden sogar von konkreten böhmischen, mährischen, österreichischen sowie schlesischen Ortschaften, die man am Ende des Mittelalters als Populationsquellen [nicht nur] der Stadt an der Donau in Betracht ziehen muss.

Der berühmte Skriptor *Liebhard EGKENFELDER*, Besitzer einer Bücherei mit fast fünfzig Kodizes sowie von 1441 bis 1456 Notar der Stadt Pressburg, war ein gebürtiger Bayer, aus Egkenfelden. Sein Pressburger Mitbürger hieß *Niclas REGENSBURGER*. Aus der gegenwärtigen Bundesrepublik stammten auch der Schmied *Michel PISINGER*

[aus Büssingen im Badener Land], *Stephan NURNBERGER*, der nach 1530 in Trnava / Tyrnau tätige Pfarrer aus Regensburg *Johannes KLUTSPERHUT*, der ab 1518 in Banská Štiavnica / Schemnitz amtierende Notar *Bartholomäus FRANKFURTER* sowie unzählige Handwerker, Kaufmänner, Lehrer, andere Bürger und zeitweilige Mitwohner.

3. Das bereits erwähnte Protokoll der Testamente der Stadt Pressburg umfasst auch eine beachtliche Zahl von Nachnamen, die aus Berufsbezeichnungen entstanden sind. Es führ als ihre Träger *Johann HAFNER, Peter STEINMETZ, Johann WACHSZIEHERS Witwe Dorota, Jakob FLAISCHHAKGERS Witwe Barbara, Jorig LEDRER, Lienhart PECK, Paul SCHREINER, Peter ZINGIESSSER* sowie andere an. Im Jahr 1495 war in Tyrnau ein *Wolffgangus PFARRER* als sellator, d.h. Sattler ansässig. Der in demselben Jahr in derselben Stadt lebende *NAGELKOPF* war kein Schmied, sondern rector altaris sancte Katherine. Am 7. August 1562 versicherte *Petter METZGER schuechmacher* dem Richter der Stadt Tyrnau, dass er alle Schulden tilgen werde. Ein Konzept vom 20. Mai 1637 beweist, dass der Bürger der Stadt Modra / Modern *Jacob SCHMIDT* seinen Lebensunterhalt als Maurer erwarb. Am 7. Oktober 1648 verbriefte in Pezinok/Bösing ihr Testament *Anna KURSCHNERIN… des Meister Georg… PELLIONIS… Fleischhackers Ehewirtin*.

Iohannes de nova villa hat mit in Spišská Nová Ves / Zipser Neudorf von 1475 bis 1513 gegossenen und noch immer funktionsfähigen Glocken und Taufbecken eine international messbare Meisterschaft bei der Herstellung bronzener Artefakte erreicht. In das Stadtbuch seines Heimatortes wurde am 17. Dezember 1513 eingetragen, dass dieser *Hannes WAGNER oder glokengisser…* gestorben ist. Obwohl er die Kunst des Bronzegusses ausübte, blieb er für den *Stadtschreiber WAGNER*. Alle erwähnten Beispiele lassen erkennen, dass mit den aus Berufsbezeichnungen hervorgegangenen Namen als Beweise sehr vorsichtig umzugehen ist.

4. Besonders schriftliche Nachlässe der westslowakischen Weinbaustädte Bösing, Modern und Svätý Jur / St. Georgen berichten, dass ihre Weine nicht nur im Lande, sondern auch in Polen und Schlesien guten Absatz fanden, bei der Belohnung eigener Stadtschreiber als Zahlungsmittel und oft auch als Bestechungsmaßnahme eingesetzt wurden. Erinnert sei an einen Brief, in dem der im 17. Jh. nach Wien gesandte St. Georger Notar *Tobias ROSENBERGER* aufgefordert wurde, er möge die ihm nachgeschickten 29 Eimer Wein [mindestens 1.624 Liter] den Gönnern seines Amtssitzes zweckmäßig zustecken! Mehrere Vermerke verraten, dass die Stadt Prešov ihrem Notar *Andreas* im Jahr 1451 sowie später als Lohn außer Geld ein halbes Fass Bier gewährte.

Auch die Trunksucht hat bei der Nachnamenbildung hat einen langlebigen Widerhall hinterlassen. Bereits im Oktober 1394 ist in Kaschau ein *Peter TRUNKIL* belegt. Am 23. März 1404 ist vor dem dortigen Gericht *Hannus TRINKSAWS* als Kläger erschienen, und im März 1510 äußerte *Caspar TRINCKESAUSZ* in Prešov seinen letzten Willen. Im

Jahr 1450 wurde in Pressburg *Phillip KUGERSAUF* zum Ratsmitglied gewählt. Das Buch der Einnahmen des Tyrnauer Pfarrbezirkes zum Hl. Nicolaus erwähnt im Jahr 1536 den näher nicht bekannten *Jacobi TRUNK*. Die Stadt Banská Bystrica/Neusohl kaufte im Jahr 1588 Geschützrohre vom Stückgiesser *Johann SUCHETRUNK*. Der im ostslowakischen Švedlár / Schwedler belegte *Görg SEUFFER* war trotz seines Namens kein maßloser Trinker. Das Stadtbuch von Schwedler erwähnt ihn nämlich im Dezember 1590 ausdrücklich als einen redlichen Mann. Es überrascht nicht, dass die Moderaner sich von 1642 bis 1645 zum Stadtkämmerer *Adam WASSERTRINCKER* wählten. Die Protestanten derselben Stadt votierten aber im Jahr 1657 für Pastor *Daniel TIEFTRUNCK*. Bereits vor Mai 1645 lieferte dem Bösinger Magistrat verschiedene Gewürze der örtliche Kaufmann *Sebastian HEBENKRUEG*. Leider bleiben uns die Archivdokumente eine Auskunft schuldig, ob der von 1480 bis 1521 in Prešov beheimatete Steinmetz *Johann BRENGISZEIN* seinen Nachnamen geerbt oder ob er selbst den Ertrag von Vergorenem und dann Gebranntem zum liebsten Genuss seines Lebens erkoren hatte.

Aus der Gruppe der mit dem Trinkermilieu verbundenen nomina propria sind weder die um 1561 in Krupina/Karpfen lebende Weinbauerin *Marta PRANDWEINERIN* noch den Kaschauer *Ulisch MELZER* (1395), noch der Notar der Stadt Prešov *Mertin MELCZER*, der 1544 in Schemnitz belegte *Johann PIERPREIER*, noch der im Jahr 1401 in Kaschau anwesende *Nicolaus WENTFAS* [dessen Namen man als Fass der Wenden deuten kann] sowie den im Jahr 1480 in Pressburg als Erblasser belegte [und an das österreichische Weinmaß mit 13,6 Hektoliterinhalt erinnernden] *Steffan DREYLING* wegzudenken.

Im Jahr 1395 lebte in Kaschau ein Mann namens *PFEIFINSKOLBEN*. Seine Benennung erinnert an den kugelförmigen Behälter mit langem Hals, in dem die zur Destillierung vorbereiteten Flüssigkeiten erhitzt wurden. Der Familienname der im Jahr 1384 belegten *KESSILRINGS hausfrau von der Topsch* / Dobschau (Dobšiná) ist sicher mit den in der Brennereien verwendeten bauchigen Behältern [die man gelegentlich durch das Umlegen eines oder mehrerer Ringe reparieren musste] verbunden.

5. In nicht wenigen Nachnamen klingt die Ansicht des [seit 590] Papstes *Gregor des Grossen an, dass das Körper nur eine widerliche Bekleidung der Seele darstellt.* Es scheint, als ob seine Meinung auch die folgenden scharfzüngigen Benennungen bestätigen würde: *Georg ALBINUS Niederheider* [von 1532 bis 1535 Notar der Stadt Neusohl], *Paul DORHOLCZ* [im Jahr 1495 aktenkundiger Kapitän des Gaues Spiš / Zips], *Niclas FAULHERING* [aktenkundig in Schemnitz im Jahr 1503], *Gerdraut HELFDEMPAUCH* (im Jahr 1400 in Pressburg lebende [und üblen Geruch verbreitende?] Frau), der vor 1495 gestorbene Pressburger Riemer *Mert HENGST* und der im 17. Jh. in Modern lebende *Friedrich EBER* [die die persönliche oder ihren Vorfahren eigene Zeugungseifrigkeit repräsentierten?], *Hans KATZENHIRN* [vor 1450 lebender Pressburger Bürger], der um

1563 in Karpfen ansässige und wahrscheinlich von tinnitus aurium geplagte Bürger *Gregor KLINGSOHR, Valentin KUMAUL* [im 15. Jh. der Stadt Bardejov / Bartfeld dienende Söldner], *Valten OCHS* [belegt im Jahr 1582 in Schwedler], der im Jahr 1400 aus Pressburg ausgewiesene *Niclas PLEYKROPH*, der bis 1626 in Neusohl tätige Unternotar *Oswald PLUTZER* [dessen Nachnamen mit tiefsitzendem Husten einer Lungentuberkulose verbunden sein könnte], Bürger *Gregor RIESENHANN*, der um 1611 in Modern [oder schon einer seiner Vorfahren] als Angeber gegolten hat, der ab 1553 Neusohler Stadtschreiber *Casparus SIEBENHARN* [den die Inkontinenz plagte?]. Es wird für immer ein Rätsel bleiben, ob *Adam WASSERBAUCH*, der am 9. April 1614 seinen letzten Willen in Modern äußerte, an krankhafter Ansammlung von Flüssigkeit in der Bauchhöhle litt, oder der Schicksalsschlag bereits seinen namensgebenden Vorfahren traf.

6. Fehlende germanistische Kenntnisse raten uns, den slowakischen Germanisten keine Ratschläge, wie sie sich bei der Auswertung der nomina propria ihres Erkenntnisstandes versichern sollen, zu geben. Dennoch möchten wir an die Archivare als interdisziplinär prädestinierte Autoren appellieren, die Nachnamen nicht nur zur Verschaffung von retrospektiven Herkunfts- oder Berufsinformationen zu nutzen. Möge der französische Mediävist Jaques LeGoff auch ihnen als Vorbild dienen, dass sie bei der Heuristik die Faktoren nicht vernachlässigen dürfen, dass der menschliche Körper als Teil der komplizierten Verflechtung der Kultur, als Treffpunkt der Askese mit Genusssucht, als Träger der kennzeichnenden Gesten, als Vorbild der Schönheit sowie der Veranschaulichung des Ungeheuers, sogar als eine Metapher der Art, in der die mittelalterliche sowie frühneuzeitliche Gesellschaft aufgebaut wurden, zu ansehen ist. Denn Nomina propria sind keine stummen Zeugen der Vergangenheit. Man muss nur die geeigneten Fragen an sie richten.

LITERATUR

Archivdokumente, ihre edierte Wiedergaben und andere Literatur
Archív hlavného mesta Bratislavy (Archiv der Hauptstadt Bratislava), *Prothocollum Testamentorum* 1427–1529, Sign. 4n1.
Štátny archív v Bratislave – pobočka Modra (Staatsarchiv in Bratislava – Zweigstelle Modra), *Magistrát mesta Modry (Magistrat der Stadt Modra).*
Ebendort, Magistrat der Stadt Pezinok.
Ebendort, Magistrat der Stadt Svätý Jur.
Staatsarchiv in Bratislava- Zweigstelle Trnava, Magistrat der Stadt Trnava.
Staatsarchiv in Prešov, Magistrat der Stadt Prešov.
Ebendort – Zweigstelle Bardejov, Magistrat der Stadt Bardejov.
Domenová, Marcela (2002): *Prešovské testamenty do roku 1526 (Die vor 1526 in Prešov verbriefte Testamente).* In: *Historica Carpatica* 33. Košice, S. 29-68.
Eis, Gerhard (1970): *Vom Zauber der Namen*. Berlin.
Graus, Igor (2005): *Mestský notár v Banskej Bystrici v 16. storočí (Die im 16. Jh. in Banská Bystrica amtierende Stadtschreiber).* In: *Diplomatická produkcia v stredovekom meste (Diplomatische Produktion in mittelalterlichen Städten; weiter nur Diplomatische Produktion).* Bratislava, S. 102–119.
Grothausmann, Karl-Heinz (1977): *Das Stadtbuch von Krupina/Karpfen.* Frankfurt am Main.
Halaga, Ondrej R. (1994): *Acta iudiciaria civitatis Cassoviensis – Das älteste Kaschauer Stadtbuch.* München.
Kunze Konrad (2003): *dtv – Atlas. Vor- und Familiennamen im deutschen Sprachgebiet.* München.
Myslovičová, Virgínia (2005): *Diplomatická produkcia mesta Kežmarku v stredoveku (Diplomatische Produktion der Stadt Kežmarok im Mittelalter).* In: *Diplomatische Produktion,* S. 24–32.
Papsonová, Mária (2005): *Eigennamen im ältesten Stadtbuch von Pressburg.* In: *brücken – – Emil Skala zu Ehren. Neue Folge 12.* Praha, S. 29–45.
Piirainen, Ilpo Tapani / Meier, Jörg (1993): *Das Stadtbuch von Schwedler / Švedlár.* Levoča.
Rábik, Vladimír (2006): *Mestská kniha príjmov trnavskej farnosti sv. Mikuláša z roku 1495 (Das Einnahmenbuch des Pfarrbezirkes zum Hl Nicolaus in Trnava…).* Trnava.
Spiritza, Juraj (2002): *Biografický slovník zvonolejárov činných na Slovensku v druhom tisícročí (Biographisches Wörterbuch der im zweiten Jahrtausend in der Slowakei tätigen Glockengießer).* Bratislava.
Spiritza, Juraj / Petrovič, Jozef / Ostrolúcka, Milena (im Druck): *magister iohannes WAGNER de nova villa, pôvodca zvonov a bronzových krstiteľníc z rokov 1475–1513 (Magister Iohannes…, Schöpfer der zwischen 1475 und 1513 gegossenen Glocken und bronzenen Taufbecken).*

Šorecová, Mária (2005): *Testamenty banskoštiavnických mešťanov zo 16. st. (Im 16. Jh. verbriefte Testamente der Bürger der Stadt Banská Štiavnica).* In. *Diplomatische Produktion,* S. 225–234.
Weinelt, Herbert (1940): *Das Stadtbuch von Zipser Neudorf und seine Sprache.* München.

Alle Eigennamen sowie die zitierten deutschen Texte wurden originaltreu transkribiert.

TITEL
DEUTSCHE SPRACHE IN DER SLOWAKEI
Festschrift für Prof. Dr. Ilpo Tapani Piirainen zum 65. Geburtstag

HERAUSGEBER
Prof. Dr. Peter Ďurčo
ao. Prof. Dr. Ružena Kozmová
Dr. Daniela Drinková

REZENSENT
Prof. PhDr. Juraj Dolník, DrSc.

TECHNISCHE REDAKTION
Kateřina Kubánková

HERAUGEGEBEN VON
Lehrstuhl für Germanistik, Philosophische Fakultät, Universität der Hl. Cyril und Method Trnava
Verband der Deutschlehrer und Germanisten in der Slowakei
Trnava – Bratislava 2009

DRUCK
ZING PRINT, s. r. o., Bratislava